309 c (Dorothea)
Tiedge

Anna Charlotte Dorothea,

Herzogin von Kurland.

<36608312840017 S

<36608312840017

Bayer. Staatsbibliothek

Anna Charlotte Dorothea,

letzte Herzogin

von

Kurland;

geschildert

von

Christoph August Tiedge.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

kurländischen Gesellschaft

für

Literatur und Kunst

hochachtungsvoll zugeeignet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Ein Leben, welches durch äußere glänzende Naturgaben, oder durch die Erhebung und Regsamkeit der innersten Kräfte, durch ausgezeichnete Schicksale, oder durch die Stellung seiner Verhältnisse merkwürdig ist, erregt die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen. Wenn nun ein solches Leben dahin gegangen ist in die stille Nacht des Grabes: dann erhebt sich der Nachruf und hält gleichsam ein ägyptisches Todtengericht.

Stimmen des Lobes und des Tadels, mit ihren Uebertreibungen hier oder dort die Linie der Mäßigung überschreitend, reden durch einander; Eine Stimme fehlt, die unbestochene, unverführte, die des Rechts und der Wahrheit: sie darf nicht gänzlich schweigen: ihr kommt es zu, offen und ruhig, ernst und würdig zu berichtigen die gangbare Meinung. Sie trägt ihre Wortführung dem Biographen auf. Was hat nun dieser zu thun, um seine Aufgabe zu lösen? Soll er widersprechen dem verworrenen öffentlichen Urtheile? Keinesweges! Widerspruch eifert und reizt. Nichts weiter liegt ihm ob, als treu und klar hinzustellen das Bild, wie es aus den, um ihn versammelten, Thatsachen des besprochenen Lebens hervortritt. Kaum wird es ihm anstehen, nur anzudeuten das eigene Urtheil, welches seine Anschauung ihm gleichsam ab=

nöthigt. Er lasse das Leben sich selbst darstellen; er lasse die Thatsachen sprechen, und enthalte sich, welche Versuchung ihn auch treiben möge, darein zu reden, wofern nicht etwa sein Zwischenwort eine räthselhafte Dunkelheit, einen scheinbaren Widerspruch aufzulösen hat: und auch dann ziemt ihm nur, aus der verborgenen Tiefe die Beweggründe hervorzuziehen, die irgend einer auffallenden Erscheinung zum Grunde liegen. Der Beruf des Biographen ist ein mißliches Amt. Die größte Schwierigkeit seiner Arbeit findet er in der Aufsammlung und Bearbeitung des Stoffes; da ist es, wo ihm mancherlei Anstoß begegnet; darf er auf die Stimme hören, die Rücksichten fodert? — Das Gesetz der Wahrheit ist sein erstes Gebot; hat er dieses redlich befriedigt, dann erst hat die Rücksicht an seiner Bescheidenheit ein gültiges Recht, ein

Recht, welches ihm eben so unverletzlich, so heilig seyn muß, wie jenes Gesetz. —

Die verstorbene letzte Herzogin, Dorothea von Kurland, hat das Andenken eines merkwürdigen, bedeutenden Lebens hinterlassen; merkwürdig durch die Erhebung zu der Höhe jener Verhältnisse, welche mit Verworrenheit und Widerwärtigkeiten umringt, sie in eine schwierige, unfriedliche Stellung politischer Aufgaben versetzte; bedeutend durch die Art und Weise, wie sie besänftigend, vermittelnd und versöhnend durch die Verschlingungen solcher Verhältnisse sich hindurch wand und die Widerwärtigkeiten bekämpfte. Aus ihrer Geschichte sind zur öffentlichen Kunde Bruchstücke gekommen, die der Berichtigung bedurften, und diese nur in einer vollständigen, parteilosen Entwickelung des Lebens, dem sie angehören, finden konnten. Eine solche Entwicke-

lung zu liefern, fühlte sich der Verfasser nachstehender Darstellung in vielfacher Hinsicht berufen. Die Zugänglichkeit der Quellen setzte ihn dazu in den Stand. Die Jugendgeschichte der Herzogin, bis zu ihrer Vermählung, schöpfte er aus ihren unmittelbaren Erzählungen. Hiernächst unterstützten ihn Mittheilungen ihres ausgebreiteten Briefwechsels, ihre und ihrer Schwester Tagebücher, welche letztere aushalfen, wo jene lückenhaft waren, die überhaupt mit dem Jahre 1814 abbrechen. Endlich kam seinem Unternehmen die eigene Beobachtung zu statten, die er während eines Zeitraums von achtzehn Jahren, und zwar auf einem solchen Standpunkte zu machen, Gelegenheit hatte, der ihm von keiner Seite und auf keinerlei Weise Beschränkungen seiner Unbefangenheit zumuthen konnte. Was die Anführungen aus den französisch

geschriebenen Tagebüchern betrift, so erlaubte sich der Verfasser — um die Unterbrechungen in dem Tone des Ganzen nicht zu sehr zu häufen — getreue Uebertragungen den urschriftlichen Auszügen vorzuziehen. Wie er nun übrigens seinem Berufe genüget; wie er die oben erwähnten biographischen Grundsätze in der Bearbeitung seiner Aufgabe durchgeführet: davon mögen urtheilen die Zeugen des Wandels der vielbesprochenen, vielbeweinten fürstlichen Frau.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die beiden Fürstenthümer, Kurland und Semgallen, standen, ehe sie in ein weltliches Herzogthum verwandelt wurden, unter der geistlichen Herrschaft der deutschen Ordensritter und wurden durch Heermeister regiert. Diejenigen Familien nun, aus denen Heermeister hervorgegangen, nannten sich heermeisterliche; und der Umstand, zu einem solchen Geschlechte zu gehören, wurde, wiewohl er sonst keinen Vortheil gewährte, nicht ohne Nachdruck mit genannt, wenn von der Bedeutenheit einer Familie die Rede war. In der Reihe der Heermeister von Kurland tritt der Name: Konrad Medem hervor, der 1272 Mitau erbaute. Aus diesem Geschlechte stammte Anna Dorothea, Gemahlin des letzten Herzogs Peter von Kurland. Ihr Vater, der aus einer ersten Ehe bereits eine Tochter, Elisabeth Charlotte Constanze, und einen Sohn, Johann Friedrich, hatte, war Johann

Friedrich Reichsgraf Medem; ihre Mutter, die Gattin zweiter Ehe ihres Vaters, eine verwittwete von Nolde, geborne Manteufel. Sie, das erstgeborne Kind aus dieser Ehe, ward den 3. Februar 1761 zu Mesothen, einem herzoglichen Domainengute geboren.

Noch zwei Brüder, Graf Karl und Graf Johann, folgten ihr. Bei der Geburt des Letztern starb die Mutter. Die älteste Tochter Elisa befand sich bereits im großmütterlichen Hause. Friedrich erhielt einen Hauslehrer, und die zweijährige Dorothea, sammt ihren zwei jüngern Brüdern, wurden nun einer Erzieherin übergeben, welche mit aller Liebe und Sorgfalt einer mütterlichen Seele die drei, ihr anvertrauten, Kinder behandelte, und späterhin ihnen mit gleicher Zärtlichkeit, neben der körperlichen, auch die geistige Pflege angedeihen ließ, deren das erste Lautwerden der jungen Seelenkräfte bedarf. Kein ängstlicher und ängstender Zwang umkerkerte die gutgearteten, kindlichen Seelen, und so entwickelten sich, ihrer Natur gemäß, in ungestörter Freiheit und Heiterkeit die Gemüthsanlagen und Geisteskräfte der zarten Dorothea. Freundlichkeit und Liebe waren die Pflegerinnen dieser schönen Natur. Die weiche Sanftheit der verständigen Erzieherin wurde durch eine gewisse Würde gehalten, so daß sie nie in

eine Schwäche ausarten konnte, die von Kindern nur zu leicht wahrgenommen und nicht selten gemißbraucht wird. Der Vater, der hinter einer sehr ernsten Außenseite das unbedingteste und allgemeinste Wohlwollen barg, welches sich über sein ganzes Hauswesen und über seine sämmtlichen Unterthanen verbreitete, konnte zwar, bei seiner weitläufigen wirthschaftlichen Betriebsamkeit, nur wenig Aufmerksamkeit seinen Kindern zuwenden; doch blieb sein stilles Lebensbeispiel, welches frei von ansteckender Leidenschaftlichkeit, sich nur in Handlungen der Gerechtigkeit, der Wohlthätigkeit und Milde bewährte, nicht ohne wirksamen Einfluß auf die Erziehung seiner Kinder. Wohin sich die Lebendigkeit der regen Willenskraft der kleinen Dorothea wenden mochte, sie begegnete immer den Zurechtweisungen, die aufmunternd oder mahnend, in ernstfreundlichen und freundlichernsten Blicken ihr entgegenkamen; und wenn es der Worte bedurfte, so waren es die Worte der Liebe, die zu ihr sprachen. Ueberhaupt bewegte sich ihre beginnende lebhafte Redsamkeit in wohl geordneten und alterthümlich-fromm gebildeten Hauseinrichtungen, wo ihr zartes Gemüth oft von Handlungen der Gerechtigkeit, des Wohlwollens, der Milde, der Versöhnlichkeit, und von Vorbildern einer schonenden Ausgleichung verletzter Verhältnisse be-

rührt wurde. Mehr, als jeder andre Unterricht, wirkte solche Lehre in Beispielen, auf das junge Gemüth; denn Kinder lernen mehr durch die Augen, als durch die Ohren, was recht ist; sie haben einen schärfern Blick, als diejenigen glauben, denen die eigne Kindheit, wie ein vergessner Traum verschwand.

Der Vater unsrer Dorothea beobachtete in seiner ganzen Art, zu seyn, selbst im Unwillen und wenn er zu strafen hatte, eine gleichmäßige, ruhige Haltung, und nie zeigte er seinen Kindern eine zürnende Gestalt. Nie ward das Ohr der, für alles so leicht empfänglichen, Dorothea durch ein heftiges Wort, durch eine Unzartheit, Unwahrheit oder Zweideutigkeit verletzt. In dieser Rücksicht erwarb sich auch die verständige Erzieherin um ihre Zöglinge ein großes Verdienst. Bei solchen Umgebungen bewahrte sich in der jungen Seele, ohnerachtet ihrer raschen, leicht beweglichen und oft voreiligen Sinnesart, eine gewisse Gedankenunschuld und Lauterkeit der Gesinnung, Wahrheit und Gerechtigkeitsliebe, Nachsicht und Versöhnlichkeit gewannen in ihrem Gemüthe die Kraft der Gewohnheit, und bildeten die Grundlage des frei sich entwickelnden Charakters; ihr inneres Leben aber erhielt dadurch jene natürliche Unbefangenheit, welche sich in allen Bewegungen ihrer

Wohlgestalt abspiegelte, dieser die Grazie verlieh, welche bis in das höhere Alter hinauf ihr Leben begleitete, und über ihr ganzes Wesen eine zauberhafte, hinreißende Anmuth ausgoß. Diese Grazie, deren schönes Walten unbeeinträchtigt auch dann noch ihre Lippen umschwebte, wenn sie in spätern Jahren, mit einer etwas minder ruhigen Haltung, angefochtene Ideen ihres Geistes vertheidigte.

Da nun der, von der Natur ihr mitgegebene, kindlich heitere, leicht fröhliche Sinn, wie wir oben bemerkten, nie durch eine finstre Bewegung getrübt, und ihre rasch vorstrebende Willenskraft durch keine rauhe Strenge gebrochen wurde: so zeichnete sie sich durch Offenheit und Frohsinn, durch geübtere Mittheilungsgabe und kindliche Geschwätzigkeit vor ihren ältern Geschwistern, Elisa und Friedrich, sehr auffallend aus. Diese beiden Kinder mußten leider einer so sanften, aufmunternden Behandlungsart entbehren, als die war, deren die fröhliche Dorothea sich erfreute. Der arme Friedrich war einem harten, und, wie sich späterhin zeigte, unwürdigen Hauslehrer unterworfen, der die hölzerne Erziehung mit dem Stocke gegen den, mit reichen Naturgaben und schönen Gemüthsanlagen, ausgerüsteten Knaben ausübte. Die sanfte Elisa war im großmütter-

lichen Hause ebenfalls einer unterdrückenden Strenge hingegeben, die zum Theil aus einem gangbaren Irrthume der Zeit hervorging. Wenn nun diese beiden verschüchterten Kinder zu gewissen Zeiten, in ehrerbietiger Ferne, vor den ernsten Blicken des Vaters dastanden, so sprang die muntere Dorothea ihm in die Arme und küßte ihm den tiefen Ernst vom Gesicht, streichelte liebkosend ihm die Stirn, und erschmeichelte sich in süßer Unschuld von seinen Lippen ein belohnendes Lächeln.

In solchen glücklichen Tagen erreichte Dorothea das sechste Jahr; sie hatte bereits gute Fortschritte in der französischen Sprache gemacht. — Jetzt war oftmal die Rede davon, daß sie wieder eine Mutter bekommen würde. Die redliche Erzieherin malte ihr mit lebhaften Farben das Glück vor, eine liebende Mutter zu besitzen, und wie die neue Mutter sich freuen würde, ihre liebe Dorothea so gut französisch sprechen zu hören; dahingegen wußte der tyrannische Lehrer des gequälten Friedrich, das Bild einer Stiefmutter nicht abschreckend genug zu schildern, und wie eine solche mit noch viel härtern Züchtigungen gegen ihn verfahren würde, als er bisher zu erdulden gehabt hätte.

Die älteste Schwester Elisa im großmütterlichen Hause überließ man, wenn von einer Stief-

mutter die Rede war, ihren eignen Vorstellungen, und diese umkleideten dann im Andenken an die verstorbne, so hochgeliebte Mutter, das Gemälde der künftigen Stiefmutter mit allen den reizenden Farben, welche die lebhafte Phantasie in der stillen Tiefe der kindlich liebenden Seele aufzutreiben wußte. Wie verschieden und entgegengesetzt mußten nun die Empfindungen jener beiden Kinder seyn, mit welchen sie dem Zeitpuncte entgegen sahen. Bange, finstere Ahnungen erfüllten das Gemüth des geängsteten Friedrich. Mit Entzücken hingegen blickte die frohe Dorothea zu dieser nächsten Zukunft hinüber. Die Zeit kam; der Vater verheirathete sich mit einer verwittweten Frau von der Recke, deren verstorbner Gemahl Oberst in preußischen Diensten gewesen war; diese Frau, ohnerachtet sie selbst nie Kinder gehabt hatte, war in mancher Rücksicht recht dazu geschaffen, die Mutter so hoffnungsvoller Kinder zu seyn; nur daß sie vielleicht eine etwas zu bedeutende Rücksicht auf das Leben und den Glanz der sogenannten großen Welt unter die Grundsätze der Erziehung für die Jugend ihres Standes aufgenommen hatte. Den Eintritt der neuen Mutter in das väterliche Haus begrüßte die lebhafte, schöne, festlich geschmückte Dorothea mit einer kleinen französischen, von der Erzieherin verfaßten, Anrede.

Sie sprach diese Worte der Bewillkommnungsfeier mit so feinem, und doch so kindlich natürlichem Anstande, mit solchem Liebreiz, mit einer solchen Grazie, die sich in allen Bewegungen der zarten, schönen Gestalt ausdrückte, daß alle Zeugen dieser lieblichen Feier entzückt waren, und der kleine holde Engel aus einer Umarmung in die andre flog. Sie hatte den Vater innig gerührt und das Herz der neuen Mutter auf immer gewonnen. Die, bis zum zwölften Jahre ihres Alters, aus dem väterlichen Hause entfernt gewesene Charlotte Elisabeth Constanze, trat sechs Monate nach der Verheirathung des Vaters, wieder in den Kreis ihrer jüngern Geschwister zurück und brachte furchtsam freudige Erwartungen mit. Der süße, vertraute Muttername, der bisher gleichsam nur aus der Engelwelt zu ihr herüber geklungen und einem schönen Phantasiebilde angehört hatte, den sie aber nun an sichtbare Liebe richten durfte, verbannte nicht gänzlich aus ihrer bewegten Seele die Schüchternheit, welche die übertriebne, und oft ungerechte Strenge, dem zarten Gemüthe eingedrückt hatte. Die Blütenknospe kindlicher Fröhlichkeit war gebrochen; die erste Zärtlichkeit, mit welcher die freundliche Mutter sie aufnahm, erregte in ihr ein neues, mächtiges Gefühl, welches in einer frohen Wehmuth noch lange nachzitterte;

ihren höchsten Genuß fand sie in dem Umgange mit der Schwester. Es war ihr nur selten vergönnt gewesen, sie zu sehen; von jetzt an durfte sie die Geliebte ganz ungestört in ihre Arme schließen und immer mit ihr seyn. So verschieden, theils von Natur, theils durch Erziehung die beiden Kinder waren, so hielten sie sich doch auf das Innigste zusammen; es war, als ob sie einander ergötzten. Elisa war still, sinnig, in sich gekehrt; Dorothea geschwätzig, lebhaft und hüpfte, leicht aufgeregt, von einem Gegenstande zum andern; der, beiden eigenthümliche Hang zum Mitleid und zur Wohlthätigkeit war bei der ältern tiefer — heftiger bei der jüngern, die kein trauriges Gesicht sehen konnte, ohne gewaltig erschüttert zu werden; sie eilte hinzu, gab, was sie hatte: bittende Worte, Liebkosungen und Thränen.

Der neunjährige Bruder, Johann Friedrich, unter dem Druck seines harten Zuchtmeisters, war beiden Schwestern gewissermaßen entrückt, blieb es aber nicht mehr lange, indem wenige Tage nach der Ankunft der neuen Herrin des Hauses, der Tyrann im Bewußtseyn eines lasterhaften Lebens und aus Furcht des Mißlingens einer schon begonnenen neuen Frevelthat, sich erschoß.

Ob nun gleich ein Band wechselseitiger Liebe die ganze Familie umschlang, so vermochten den=

noch die freundlichsten Aeußerungen der guten Stiefmutter nicht aus der Seele des armen Friedrichs die Spuren der Furcht und des Mißtrauens hinweg zu tilgen, welche sein Tyrann ihm eingeflößt hatte; er nahte sich ihr verlegen und düster, wodurch er freilich einen ungünstigen Eindruck auf die, sonst wohlwollende Stiefmutter machte. Das sanfte Erröthen, womit Elisa zu ihr trat, war ein Ausdruck der schüchternen Liebe, den die Mutter verstand. Die jüngsten Brüder, Karl und Johann, erschienen in ihrer unbewußten, kindlichen Unschuld. Die muntere Dorothea hingegen sprang freudig und fröhlich der Mutter in die Arme, liebkosete ihr auf die zutraulichste Art, trieb tausend liebliche Possen und blieb keine Antwort schuldig, wenn die eingeschüchterte, weiche Elisa jede Anrede mit stummem Erröthen erwiederte. So konnte es nun nicht fehlen, daß Dorothea sogleich die Lieblingschaft in der Neigung der Mutter gewann, wie sie solche längst schon in dem Herzen des Vaters besaß. Indessen erregte der Vorzug, der dieser jüngern Schwester zu Theil wurde, keinen Neid bei den übrigen Geschwistern, sondern sie räumten ihr solchen vielmehr als eine verdiente Gabe, gutmüthig gern ein.

Die neue Herrin des Hauses führte eine neue Ordnung der Dinge herbei. Das Erziehungsge-

schäft wurde getheilt. Die drei Söhne wurden einem Hauslehrer übergeben; die beiden Töchter nahm ausschließlich die Mutter in ihre Erziehung. Alles im Hause gewann nun eine andre Gestalt, eine andre Seele. Ein frisches Leben durchdrang und bewegte alle Glieder des häuslichen Vereins, in welchem schonende Milde das Zepter führte; dem Wohlwollen begegnete Willigkeit und der Güte kam die Gefälligkeit entgegen. Die Kinder durften Dienstleistungen von der Dienerschaft nicht anders, als bittend begehren und dankend empfangen: dies erzeugte in ihrem ganzen Betragen eine solche natürliche Humanität, deren sie sich bei der Ausübung kaum noch bewußt waren.

Nicht, was man den Glanz eines großen oder vornehmen Hauses nennt, der sich in Aufwand, Prunkfesten und rauschenden Ergötzlichkeiten verbreitet, gab hier Gesetze, sondern das Leben der feinen Sitte eines edeln Geschlechts waltete in dem Medem'schen Hause, und ordnete, wenn es die Gelegenheit gab, Feste, bei denen auch der Geist seine Befriedigung fand. Sie selbst, die würdige Herrin des Hauses, war eine unterrichtete Frau, liebte die Wissenschaften und den Verkehr mit wissenschaftlichen Männern, so wie auch ihr Gemahl in einer geistreichen Gesellschaft seine liebste Erholung fand. Jedem, ohne Unter-

schied des Standes, der Anspruch auf Vorzüge der Bildung zu machen, und Wohlanständigkeit und Reinheit der Sitten mitzubringen hatte, stand in diesem Hause des harmlosen Frohsinns und des feinen geistigen Genusses der Zutritt offen. Der Graf liebte die Tonkunst; nicht weniger Freude an ihr fand auch seine Gattin. Musikalische Unterhaltungen und Tanz wechselten mit andern häuslichen Festen, welche durch die dichterische Erfindungsgabe der Gräfin verherrlichet wurden. Diese treffliche Frau, welche einen geläuterten Geschmack besaß, die besten Schriften ihrer Zeit kannte und überhaupt vielseitig wissenschaftlich gebildet war, übernahm nicht nur die Erziehung, sondern auch den Unterricht der beiden Töchter, Religion, Tanzkunst und Musik ausgenommen. In der letztern blieb die älteste Elisa weit zurück hinter der jüngern Dorothea, indem jene von sanfterm und weichem Sinne, sich durch die unfeine, auffahrende Weise des Lehrers abschrecken ließ; diese aber, alles viel leichter nehmend, den zürnenden ungeduldigen Mann durch allerlei kleine Possen zu besänftigen und zum Lachen zu bringen wußte.

In den Windungen der Tanzkunst glänzten beide Schwestern in gleicher Vollkommenheit; nur daß in solchen Darstellungen, wo es nicht auf Rede und Antwort ankam, die ältere durch ihren

hohen, schlanken Wuchs vor der kleinen hinreißenden Zauberin sich hervorthat.

Der Hauslehrer, ein Candidat des Predigtamts, besorgte den Religionsunterricht; und wenn dieser auch etwas dürftig und geistlos ausfallen mochte, so wurde doch der Mangel von dieser Seite durch die eingreifende Nachhülfe der Mutter, so wie durch die ehrwürdige Sitte des Hauses ersetzt, nach welcher jeden Tag, Morgens und Abends, eine Hausandacht gehalten wurde, wobei auch die Dienstboten gegenwärtig seyn mußten. Es wurde ein Lied gesungen, dann eine ascetische oder homiletische Betrachtung gelesen und mit Gebet und Gesang die Morgenstunde beschlossen. Diese gottesfürchtige Weise legte in den jugendlichen Seelen den Grund zu der frommen, weihenden Sinnesart, welche sich durch ihr ganzes Leben bewährte. Was zu dieser vernünftig frommen Stimmung der ganzen Familie vortheilhaft mit einwirkte, war der Umgang mit verständigen, hoch gebildeten und aller dumpfen Mystik abholden Geistlichen, die zu den erwähltesten Hausfreunden gehörten; von ihren wurden oft Fragen, höhere Lebensansichten betreffend, und selbst Gegenstände der Religion in gesellschaftlichen Gesprächen erörtert; und Auffassungen, von daher genommen, pflegen, eben wegen der Zufälligkeit und

Ungezwungenheit solcher Erörterungen, Aufregungen des Nachdenkens hervorzubringen und tiefer Wurzel zu schlagen, als Lehren eines bestimmten Vortrages. — Diese geistlichen Hausfreunde, und andre ausgezeichnete Gelehrte in allen Fächern der Wissenschaften, nahmen gewöhnlich an den Familienfesten Theil und fanden in solchen Zerstreuungen einen Genuß, der durch keine widrigen Nebengefühle beeinträchtigt wurde: denn in dem geselligen Verkehr dieses Hauses fand sich durchaus keine Spur von einengenden Rücksichten des Zwanges, der sonst wohl im Gefolge sogenannter Gönnerschaften seine übelverstandne Vornehmheit geltend zu machen pflegt. Geistesvorzüge und höhere Vollendung in Wissenschaften und Künsten fanden hier die ehrenvollste Anerkennung; und, wenn sie aus der Ferne kamen, Gastfreundschaft und ungeheuchelte Liebe; alles dieses konnte nun nicht fehlen, einen förderndnen Einfluß auf die jungen Gemüther zu gewinnen, die unter solchen Umgebungen auf die leichteste und ungezwungenste Weise für Wissenschaft und Kunst erwärmt wurden.

Die Tonkunst war es, welche die Abende verschönerte, wenn der Fleiß sein Geschäft abgethan hatte. Hier gab sich nun die Veranlassung, wo die muntere Dorothea mit ihrem musikalischen

Talent sich hervorzuthun Gelegenheit fand. Ein ununterbrochnes Festagsleben war gleichsam für die Kinder der Aufenthalt auf dem Lande; da wurden Spaziergänge zu einem nahen Birkenwäldchen gemacht. Gesang und Jubel begleitete die fröhliche Jugend. Bei besonders festlichen Anlässen wurden kleine dramatische Darstellungen mit eingemischten Tänzen aufgeführt. In tragischen Scenen glänzte Elisa, in heitern und komischen zeichnete Dorothea sich aus.

Sechs Monate nach dem Einzuge der geliebten Mutter veranlaßte der Geburtstag des Grafen ein Familienfest, für welches die geistreiche Mutter ein kleines Schäferspiel, und der Tanzmeister einen mimischen Tanz erfunden hatte. Früh erschienen die fünf schönen Kinder vor dem Bett des Vaters. Der Aeltesten kam das Wort zu, sie hielt dem Vater eine Rede, verfaßt von der Mutter, die auch den jüngeren einige Worte der kindlichen Liebe in den Mund gelegt hatte. Abends wurde der gefeierte Mann in den an einem See gelegenen Garten geführt, heiterer, sternenheller Himmel begünstigte das Fest; auf der obersten Terasse wölbte sich über einem blumenvollen Altar ein erleuchteter Bogen von Tannengezweig. An der rechten Seite des Altars standen die beiden ältern Kinder, Friedrich und Elisa, an der andern

die beiden jüngern, Karl und Dorothea, alle schäferlich geschmückt und knieend in betender Stellung. Vor dem Altar stand der jüngste, Johann, ein schöner Amor mit glänzenden Flügeln. Eine feierliche Musik hinter dem Altar empfing den Vater, der Tanz begann, Amor warf Opferblumen in die Flamme, die auf dem Altar brannte. Die lieblichen Kinder bewegten sich tanzend vorwärts und umringten den Vater. In wohlgeordneten Wendungen kehrten sie tanzend zurück, und dem Schäferspiel schloß sich, auf die ungezwungenste Weise der Tanz an. Der Vater war tief gerührt und ein bewunderndes, unvergeßliches Entzücken erfüllte die übrigen Zuschauer. Unter solchen, mehr und minder festlichen, bald veranstalteten, bald zufälligen Bezeichnungen flossen in dieser glücklichen Familie die Tage dahin, so daß der Ruf davon sich weit umher verbreitet hatte, und das Medem'sche Haus das geehrteste und besuchteste ward. Dieser Ruf gelangte bis an den fürstlichen Hof, wo Herzog Ernst Johann wieder regierte, der seine, bei der Kaiserin Anna bis zu ihrem Tode behauptete Lieblingsschaft und das, nach dem Tode seiner hohen Gönnerin nur 21 Tage gedauerte Regentenansehn durch eine 22jährige Verbannung nach Siberien abgebüßt hatte. Der dreimalige Regierungswechsel in Ruß-

land, nach welchem endlich Katharina die Zweite den russischen Thron bestieg, hatte auch die Entfernung des, durch polnischen Einfluß zu dem Herzogthume Kurland beförderten, sächsischen Prinzen Karl, und die Zurückberufung der Familie Biron, aus der Verbannung zur Folge gehabt.

Die Herstellung des Herzogs Ernst Johann geschah nicht mit dem Beifall des sämmtlichen kurischen Adels; zwar besaß der Prinz Karl keine ausgezeichneten Regenteneigenschaften, durch angenehme Sitten aber und durch äußere Gaben der Liebenswürdigkeit, war es ihm gelungen, die Angesehensten und Fähigsten des kurischen Adels zu gewinnen, so daß der Fürst Ernst sagen mußte: der Prinz Karl habe die Köpfe mit sich genommen und ihm nur die so schwer zu füllenden, Bäuche gelassen.

Die Landschaft zerfiel in zwei Parteien: Karoliner nannten sich die Einen, Ernestiner die Andern. Zu den erstern hielt sich mit vorzüglichem Eifer der Herr von Medem, so daß er sich erst durch militairische Einladungen zur Anerkennung des Herzogs Ernst bewegen ließ; aber den Hof besuchte er nicht, nahm auch weder eine Landesstelle, noch eine gewinnreiche Arende vom Herzoge an. In dieser Stimmung verharrte er, bis nach und nach jede Hoffnung für den Prinzen Karl

verschwand. Um diese Zeit war es, als die liebenswürdigen Fräulein von Medem immer schöner empor blühten, und der Ruf dieser Familie die besondere Aufmerksamkeit des Hofes erregte. Mit feiner Zuvorkommenheit wurde sie zu Hoffesten eingeladen; und der Graf Medem, das Alte vergessend und ohne Rückhalt anerkennend, was die Gegenwart foderte, erschien mit seiner Gemahlin am Hofe. Die vorzüglichste Aufmerksamkeit der fürstlichen Personen ward beiden zu Theil, und die Unterhaltung lenkte sich bald auf die liebenswürdigen Medem'schen Töchter, von denen, wie geäußert wurde, der Ruf so Schönes und Lobwürdiges verkünde. Der Mutter wurden feine Artigkeiten über die Erziehung ihrer Töchter gesagt. Ihr vertraute die alte Fürstin die Klagen, daß ihr Erbprinz die süßen Vaterfreuden entbehren müsse, indem seine liebenswürdige Gemahlin, gegenwärtig in der Schweiz, zu kränklich sey, um dazu einige Hoffnung zu geben. Beim Abschiede vereinigten der Herzog und die Herzogin ihre Bitten bei den Medem'schen Eltern, daß sie es nicht versagen möchten, ihnen bei der nächsten Hofversammlung ihre holden Töchter zuzuführen. Man versprach das Verlangen der Herrschaften zu erfüllen.

Als bei ihrer Rückkunft vom Hofe die Eltern

den Töchtern die Wünsche der fürstlichen Personen bekannt machten, so wirkte die Aussicht, bei Hofe zu erscheinen, auf die beiden jungen Gemüther der dreizehnjährigen Elisa und der siebenjährigen Dorothea, sehr verschieden. In der Seele der ältern kämpfte, wie sie selbst nachher eingestanden, Eitelkeit und Schüchternheit. Die jüngere Dorothea sprang bei dieser Nachricht fröhlich umher, fühlte nichts weiter, als die herzlichste Freude, bei Hofe zu erscheinen und erwartete mit höchster Ungeduld den Tag dieses Heils. Der ersehnte Tag erschien endlich. Die schönen Kinder machten allerdings einen gewinnenden Eindruck auf die ganze Gesellschaft, und zogen vorzugsweise die Aufmerksamkeit der fürstlichen Personen auf sich. Sie wurden von allen Seiten umringt, und Fragen auf Fragen wurden an sie gerichtet; die jüngere antwortete jedesmal mit Ungezwungenheit im Geiste ihrer kindlichen Natur; bei der ältern hingegen mußte wohl oft ein schönes Erröthen und bescheidne Verbeugung, die Stelle der Antwort vertreten, so sehr sie auch schon wissen mochte, daß ihre Gestalt einen siegenden Eindruck nicht verfehlen konnte. Es war Concert. Die Vollständigkeit der Musik setzte beide Kinder in die angenehmste Stimmung. Auf Elisa wirkten besonders die sanften Adagiostellen; Dorothea hin-

gegen wurde mehr durch die, zu tanzender Bewegung stimmenden Töne aufgeregt. Dazwischen wurde abwechselnd bald mit der einen, bald mit der andern, besonders vom Erbprinzen, gesprochen. Diesem gefiel die Aufmerksamkeit, mit welcher beide Schwestern der Musik zuhörten; auch wußte er, daß sie diese Kunst übten, und foderte die ältere auf, sich auf dem Fortepiano hören zu lassen; sie lehnte diesen Antrag sanft erröthend ab. Er wandte sich zu der jüngern; diese, ohne alle Verlegenheit, nahm den willkommnen Beruf an, und würde sich kurz und gut an das Instrument gesetzt haben, wenn nicht die Mutter, dazwischentretend, sie zurückgehalten hätte, indem sie sich gegen den Prinzen auf die Unerfahrenheit berief, die der Kleinen für ihre Dreistigkeit zur Entschuldigung dienen müßte. Hierauf nahm der Prinz die beiden Lieblinge zum Tanz, für den nächsten Hofball, in Anspruch. Tanz klang für beide Schwestern wie ein Zauberwort, und das Entzücken über diese Aussicht drückte sich auf dem hellbegeisterten Gesicht der jüngern sehr lebhaft aus. Man verließ den Hof, und jedes Herz nahm volle Zufriedenheit mit. Vor den jungen Phantasien schwebte schon der zukünftige Tanz. Nur die geregelten Beschäftigungen der Hausordnung verscheuchten die Langeweile der Sehnsucht;

selbst die gute Mutter, für die ein nicht geringer Antheil des Beifalls abfiel, den die holden Kinder gewannen, war voll Erwartung. Der festliche Tag kam, die Stunde der Freude schlug; man begab sich auf das Schloß. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend; der Ball nahm seinen Anfang, und der Erbprinz, nachdem er einige Pflichttänze mit den vornehmen, ältern Frauen abgethan hatte, foderte Elisa von Medem auf. Volle Bewunderung folgte den Windungen des Tanzes nach. Hierauf begehrte die Herzogin einen Solotanz von der jüngern Schwester, und sie wurde mit Zustimmung der Mutter in den Kreis geführt; sie tanzte mit kindlicher Anmuth und der allgemeinste Beifall umrauschte die kleine, schwebende Grazienggestalt.

Mitten aus der Verbeugung am Ende des Tanzes hob der Prinz sie empor, dann nahm der Herzog sie bei der Hand und sagte: „Kleiner Engel, wie wirst du einst Herzen zu fesseln wissen!" Doch alles dies rauschte, ohne tief einzudringen, wenn auch nicht ganz spurlos, an ihr vorüber. Während des ganzen Balles schienen die Medem'schen Töchter der Mittelpunct aller Aufmerksamkeit zu seyn, und als es nach Endigung des Balles zum Speisen ging, wurden beide Schwestern vorzugsweise, auf Befehl des Herzogs zu der

fürstlichen Tafel geführt. Indessen nahmen die gutartigen Kinder diese Auszeichnungen mit so unbefangnem, unschuldigem Anstand auf, daß die Gespielinnen ihres kindlichen Freundschaftskreises neidlos und freudig die Triumphe ihrer Freundinnen mitfeierten. Daß aber die Gefühle, welche diese frühzeitigen Huldigungen aufregten, tiefe Eindrücke in den jugendlichen Seelen zurücklassen mußten, war wohl sehr natürlich; und die Nachklänge so lauter Zerstreuungen hätten leicht auf die Richtung der zarten Gemüther störend eindringen können, wäre nicht durch die, von den Eltern mit sanfter Strenge beobachtete, Ordnung des Hauses entgegengewirkt worden. Beschäftigung ist die sicherste Schutzwehr gegen Verlockungen der Phantasie und Verirrungen des Herzens. Jedem Tage waren seine Ansprüche angewiesen, jeder Stunde mußte ihr Recht wiederfahren; und so wechselten denn der Fleiß mit dem Genuß, mit der Freude der Ernst. Auch durfte kein Tag ohne die Weihe der häuslichen Gottesverehrung angefangen werden, und kein Abend verging ohne religiöse Erbauung, Gesang und Gebet.

Eine solche Fassung und Sammlung des Gemüthes zu dem Anfang und Ende eines Tages war sämmtlichen Hausgenossen schon zu einem Bedürfnisse geworden, und dieses heilige Bedürf=

niß, von welchem besonders die Seele der sinnigen Elisa durchdrungen war, hatte auch in dem zarten Herzen der lebensfrohern Dorothea eine sanfte Stelle gefunden. Sie betete mit wahrer Andacht, und in die geistlichen Lieder stimmte sie recht herzlich mit ein; nur durften die dazwischen fallenden, frommen Betrachtungen und Ermahnungen für ihre Lebhaftigkeit nicht zu lang seyn, und nicht viel von der Verachtung und Abtödtung des irdischen Lebens sprechen; dies letztere vermochte leicht ihren ganzen Andachtssinn zu stören. So wurde einstmals bei Gelegenheit einer solchen Abendfeier ein Lied gesungen, welches die Stelle enthielt: „Komm, o Tod, mein bester Freund!" Bei diesen Worten überraschte sie ein so heftig widerstrebendes Gefühl, daß sie alle Rücksicht vergessend, das Liederbuch von sich warf, und die drohenden Blicke der Eltern vermochten nicht, sie zur Fassung zu bringen. Als sie nun nach der Stunde den ihr zugedachten Verweis erhielt, rief sie mit Unwillen aus: „Der Tod ist nicht mein bester Freund; und ich wünsche ganz und gar nicht, daß er kommen möge! Wie kann ich denn nur singen was nicht wahr ist?" Der Vater blieb ernst, die Mutter aber vermochte kaum das Lächeln zu bergen, das sich bei diesem Auftritt ihr aufdrang.

Die erste Vorstellung der beiden Schwestern bei Hofe hatte den Anfang zu neuen Vergnügungen des Hauses gemacht, und im froheſten Wechselgenuß flogen die Wintertage vorüber. Mit dem Anfange des Frühlings zog die Familie auf das Land. Kunstübung und Unterricht gingen dort im Schooße der ländlichen Natur, die den Geist und das Gemüth kräftig und frisch erhält, ihren vorgeschriebnen Gang.

Bei dem nächsten Winteraufenthalt in Mitau vermochte die achtjährige Dorothea schon mit geübten Kräften sich in einem Hofconcert auf dem Fortepiano hören zu lassen. Drei Jahre schwanden dieser glücklichen Familie im Schooße des Friedens dahin. Eintracht und Liebe, Wohlwollen und Güte gingen von einem Herzen zum andern; nur in der Stellung des ältesten Sohnes Friedrich zu der Mutter war kein freundliches, vertrauendes Verhältniß mehr aufzurichten; das von schnöder Verruchtheit dem Knaben eingeflößte Vorurtheil hatte zu tief Wurzel gefaßt, um ohne Hülfe von außen sich aufzulösen; und ein Entgegenkommen der, sonst so vortrefflichen Mutter war bei der Stimmung, die der unglückliche unschuldige Knabe sogleich durch sein erstes Erscheinen in ihr hervorgebracht hatte, nicht zu bewirken; so gründete sich fester und fester in beiden

Gemüthern der trennende Irrthum, wie solches alles die Briefe voll geheimer Klagen verriethen, die der arme Friedrich an seine Vertrauten schrieb, und nachmals Bleßig in Strasburg 1792 herausgab. Diese Verstimmung war der einzige Mißklang in der schönen häuslichen Sittenharmonie, welche der sonst so innige Familienverein darstellte. Doch wurde trotz der Spannung zwischen Stiefmutter und Stiefsohn, eine solche Zartheit von beiden beobachtet, daß das Mißvergnügen nie mit einer lauten Klage hervortrat; daher die übrigen Verhältnisse des Hauses von dieser Stimmung wenig erfuhren. Die immer heitere Dorothea hüpfte froh und unbekümmert aus einem Tag in den andern; mit ihr stand alles gut. Nur die zart und tief empfindende Elisa fühlte sich zwischen der geliebten Mutter und dem eben so innig geliebten Bruder, schmerzlich berührt; sie vermochte nicht zu fassen, wie da seyn konnte, was doch war. Da indessen der Irrthum, der zwei treffliche Glieder des Familienkreises auseinander hielt, sich gleichsam in sich selbst verbarg, und den Frieden des Hauses im Ganzen auf keine Weise störte, so flossen auch für Elisa im väterlichen Hause drei glückliche, heitere Jahre vorüber; dann aber schattete ein zweifelhaftes Verhängniß herein, welches sie mit der Trennung

von ihren Lieben bedrohte. Unter den Vielen, die um ihre Hand warben, hatte die Mutter Einen erwählt. Er stammte aus einer heermeisterlichen Familie, war reich und empfahl sich überdem noch der Mutter durch die Verwandtschaft mit ihrem verstorbenen Gemahl; es war der Freiherr von der Recke; das war genug, um die große Ungleichheit des Alters und andere abrathende Umstände weniger in Betrachtung zu ziehen. Die arme Elisa ließ willig, nur heimlich weinend, sich opfern. Der Vater, der seiner Gattin das unbedingteste Zutrauen gewidmet hatte, schwieg. Mit bitterm Mißfallen, doch ohne eine Aeußerung zu wagen, blickte Friedrich in diese Verhandlungen hinein, voraussehend die unseligen Folgen, die daraus hervorgehen mußten. Desto rücksichtsloser und vernehmlicher erklärte ihren Unwillen die lebhafte Dorothea, die man aber, als ein eilfjähriges Kind, mit Verweisen zur Ruhe schickte. Elisa wurde vermählt und sperrte sich, halb freiwillig, halb gezwungen, in das alte Ritterschloß ein, welches ihr Gebieter bewohnte; die rasche Dorothea verlor nun von ihrer Seite eine sanfte, leitende Freundin, die heitere Seele, die sonst alles so leicht zu nehmen wußte, vermochte nur schwer, sich an diesen Verlust zu gewöhnen. Wenn die entfernte Schwester

jeden Monat etwa einmal, ihrer Haft entlassen, in das väterliche Haus kam, dann scholl ihr der lauteste Jubel der Geschwister entgegen; Dorothea flog ihr, frohe Thränen weinend, in die Arme und konnte vor Ungeduld nicht den Augenblick erwarten, alle ihre kleinen Geschichten und Geheimnisse ihr anzuvertrauen.

Im Jahre 1772 trat der alte Herzog, seiner Hinfälligkeit wegen, die Regierung dem Erbprinzen Peter ab. Der junge Herrscher verjüngte nun gleichsam den Hof. Elisa von Medem schmückte die Kreise, die um den jungen Fürsten sich versammelten, nicht mehr; aber Dorothea, die immer schöner aufblühte an Liebreiz der Gestalt und an Gaben des Geistes, fand nun noch öfter Gelegenheit, bei Hofunterhaltungen sich auszuzeichnen. Der Ruf von ihrer Liebenswürdigkeit verbreitete sich und klang bis in die Abgeschiedenheit hinein, wo ihre Schwester auf das Innigste sich an dem Beifall ergötzte, den ihre geliebte Dorothea gewonnen. Dieser Liebreiz der holden Gestalt war mit der seltenen Eigenthümlichkeit geschmückt, die nicht den Neid, sondern reine Anerkennung und Bewunderung erregte. Es ist der Geist der Milde, der solchen Zauber hervor bringt, indem er den Glanz der Schönheit mit der Anmuth umgibt,

die, anspruchslos und wohlwollend, nicht zu wissen scheint, wie siegreich sie auftritt.

Die neue Regierung hatte neue Bewegungen unter dem kurischen Adel aufgeregt. Uebelgesinnte, die nur in der Unruhe ihr Heil suchen, schärften ihren Tadel gegen alle Maßregeln und Anstalten des Herzogs. Selbstsüchtige Gesinnungen, die das Vaterland, und immer nur das Vaterland im Munde führten, bargen hinter solchen Aeußerungen ihre lichtscheuen Zwecke. Der junge Herzog fing seine Regierung damit an, daß er zum Besten des Landes, ohne dessen Kräfte in Anspruch zu nehmen, das Gymnasium zu Mitau errichtete und mit einer sehr reichlichen Gründung ausstattete. Die Wohlgesinnten, welche mit reinem Urtheil die Ansicht von dieser Einrichtung auffaßten, erkannten in ihr den wohlthätigen Zweck, den nur böser Wille mit verläumderischem Tadel zu bewerfen vermochte. Der Parteigeist erhob sich und erfüllte die Landtagsversammlungen mit Unruhen und Zwietracht, wo dann schlaue Stimmenführer die Händel einleiteten, die zur sogenannten Entscheidung nach Polen wanderten, welches sich die Verworrenheit theuer bezahlen ließ, womit der dortige Gerichtshof Kurland so reichlich begabte. Der Graf Medem gehörte zu den Wenigen, die das Recht wollten und Gerechtigkeit dem Herzoge wiederfahren ließen. Aus den

Landtagsversammlungen ging das Hin- und Herreden über Gegenstände der Staatsverfassung in die Gesellschaften über, wo dann die Jugend schon frühzeitig anfing, an Gesprächen, welche Landesangelegenheiten betrafen, lebhaften Antheil zu nehmen. Im Medem'schen Hause war das nicht minder der Fall. Die leicht erregbare Dorothea ließ sich oft recht stark über Gegenstände dieser Art vernehmen; sie eiferte mit dem ganzen Feuer ihrer Seele gegen diejenigen, die dem Herzog so übel vergalten; ja, sie tanzte auf den Bällen mit Niemand, der nicht von ihrer Partei war und zu den Gegnern des Herzogs gehörte. Durch diesen Verkehr, der ihr Gemüth immer in einer gewissen Spannung erhielt, nahm ihr Geist nach und nach die Richtung an, welche sich gern den Erörterungen zuwandte, welche Staats- und Völkerwohlfahrt betrafen; eine Richtung, die bis in die spätern Jahre nicht nur fortdauerte, sondern noch mehr an Allgemeinheit, Innigkeit und Energie gewann. Mit ihren Gedanken war sie immer mitten unter den Welthändeln, und das Zeitungslesen war und blieb fort und fort ihr ein Bedürfniß.

Der junge Herzog hatte sich im Jahre 1773 von seiner geliebten Gemahlin Karolina, einer Waldeck'schen Prinzessin, ihrer unheilbaren Kränk-

lichkeit wegen, trennen müssen. In der Wahl seiner zweiten Gemahlin, einer russischen Prinzessin Jesubof, hatte sich der Fürst geirrt; sein Herz war überrascht worden. Sogleich nach der vollzogenen Vermählung offenbarten sich in den beiderseitigen Gemüthern solche einander widerstrebende Gesinnungen und Neigungen, daß auf eine fügende und ausgleichende Lebensgewohnheit nicht zu rechnen war; das bewog die kaum vermählte Fürstin nach Petersburg zurückzukehren. Dieses Mißgeschick versetzte die Herzogin Mutter in die tiefste Betrübniß. Der Fürst war ein zärtlicher Sohn, er liebte herzlich seine Mutter und bot alles auf, ihren Geist aufzuheitern und abzulenken ihr Gemüth von schmerzlichen Empfindungen. Er ließ im Schlosse ein wohl eingerichtetes Theater bauen. Es wurden Opern und andre Schauspiele aufgeführt. Die höchste Wohlanständigkeit herrschte bei dieser sehr beliebten Unterhaltung, daher denn die fähigste Jugend beiderlei Geschlechts aus dem Adel kein Bedenken trug, auf diesem Theater zu erscheinen. Hier durfte Dorothea von Medem nicht fehlen; sie errang auch hier wiederum durch ihre Darstellungsgabe im Schauspiel, durch die Trefflichkeit ihrer Stimme und durch die Kunstfertigkeit ihres Gesanges in der Oper den höchsten Preis. Mehr und mehr setzte sie sich in

der Lieblingsschaft der Herzogin Mutter, und in der Bewunderung des Herzogs fest. Immer war es Sonnenschein in diesem reizend empor blühenden Leben, und nur zu schmeichelhaft klangen von allen Seiten die Stimmen des Beifalls hinein. Immer glänzender wurden ihre Triumphe, doch war es jedesmal nur ein kurzer Rausch der Eitelkeit, der nicht Zeit hatte, ihr Gemüth aus dem Gleichgewichte zu rücken; auch stand das Bild ihrer hohen Schwester ihr immer zur Seite, und der heilige Ernst des Lebens, der in so vielen ehrwürdigen Gestalten sie umgab, half ihr die Unbefangenheit und Ruhe der Seele bewahren. Was aber dem Einfluß eines solchen Umgangs sehr zu statten kam, war eine feine Naturanlage, ein Sinn der Mäßigung, der als treuer Genius des Lebens den Gang ihrer Empfindungen bewachte und gegen den mächtigen Trieb, der sich gern mehr, als recht ist, in einer glänzenden Persönlichkeit gefällt, die edlern Neigungen ihres Herzens in Schutz nahm. Daher bewahrten sich um so sichrer in ihrer Seele ein stets reges Wohlwollen, die lebhafteste Theilnahme nach außen hin, und der vorwaltende Hang zur Wohlthätigkeit, dessen Befriedigung sie auch wohl, wenn es nicht anders ging, auf dem Wege einer kleinen muthwilligen List zu erreichen, sich erlaubte. Es war

nämlich der Gewohnheit jener Zeit gemäß, jungen Leuten, so lange sie noch unter elterlicher Behandlung standen, kein Geld, zu eigner Verwendung, anzuvertrauen. Unsre Dorothea fand es unbequem, wenn sie um eine Gabe angesprochen wurde, die Zwischenbettlerin bei den Eltern zu machen. Es war ihr erlaubt, ohne Anfrage sich so viel Paar Schuhe fertigen zu lassen, als sie bedurfte. Sie ließ sich jedesmal, wenn sie vom Lande zur Stadt kam, zwölf Paar liefern, verkaufte davon sogleich die Hälfte, und legte auf diese Art eine kleine Kasse für Nothleidende an, denen sie selbstständig nun Unterstützungen zutheilen konnte. Bei den Eltern, die einen so starken Verbrauch auffallend fanden, mußten die häufigen Tanzgelegenheiten und andere Vorwände zur Rechtfertigung dienen. — Der Handelsvertrag war geschlossen, ihre Absicht erreicht, sie fühlte sich glücklich. So nahm, so genoß sie dann ihre Blumentage mit dem heitersten Frohsinn.

Nur das Mißgeschick ihrer geliebten, unglücklich verheiratheten Schwester war es, welches manche Stunde ihres heitern Daseyns trübte; denn das tiefe Schweigen jener edeln Dulderin konnte doch nicht verhindern, daß ihr Schicksal ruchbar wurde, nnd vor allen ihren trefflichen Bruder Friedrich, so wie auch ihre Schwester mit der

schmerzlichsten Theilnahme erfüllte. Endlich hatten die Mißhandlungen, welche die Unschuldige täglich von ihrem rauhen Gatten erfahren mußte, einen Punkt der Unerträglichkeit erreicht, der nach einer fast sechsjährigen Duldungszeit im Jahre 1776 eine Trennung herbeiführte. Die nun allein stehende Frau kehrte nicht in das Haus der Eltern, sondern zog sich in eine, beinahe klösterliche Abgeschiedenheit zurück, wo sie der Erziehung ihrer einzigen Tochter ihre Zeit widmete, und des nähern Umgangs ihres herrlichen Bruders Friedrich und ihrer geliebten Dorothea genoß. Diese konnten jetzt mit ihren großen und kleinen Angelegenheiten leicht ihrer treuen Elisa zueilen. Wie aus niederwerfenden Stürmen fühlte die krank und matt gequälte Elisa sich gleichsam herüber gerettet in die Windstille eines minder gedrückten Daseyns; obgleich auch diese Errettung, besonders von Seiten der Stiefmutter, welche die Heirath veranstaltet hatte, und folglich die Trennung mißbilligen mußte, nicht ohne Anfechtung blieb; aber desto inniger und liebevoller fanden sich die drei Geschwisterseelen zusammen. Tröstend, berathend, ermahnend und aufmunternd, theilten sie einander sich mit. Es wurden Lebensansichten genommen, Meinungen beurtheilt, Fragen erörtert, Zweifel erwogen, Bekenntnisse abgelegt, Entschlüsse gefaßt

und geweiht. Sie feierten gemeinschaftlich in stiller Vertraulichkeit Tage und Ereignisse, die ihren Herzen heilig waren, begeisterten sich wechselseitig für das Gute und Schöne, für das Erhabene und Große in der Menschenbrust, wie in den äußern Erscheinungen der Naturwelt. Ueberhaupt beschäftigte sich dieser innige Geschwisterverein mit den würdigsten Vorbereitungen zur Reise durch das Leben. Ohne Zweifel sind aus dieser Zeit unzerstörbare und einflußreiche Denkmale der edelsten und erhabensten Gesinnungen in diesen reinen Jugendgemüthern stehen geblieben. Es waren wohl glückliche, fruchtbare Tage, die sie bis zum Jahre 1777 verlebten. Das war der Zeitpunkt, der den Bruder Friedrich zu der Universität nach Straßburg rief. Einige Wochen vor seiner Abreise, den 1. Juni Abends, besuchte er mit den beiden Schwestern das Birkenwäldchen bei Urdzen. Sie hatten einen schönen, langen Tag mit einander genossen, viel Großes und Schönes gedacht, viel Erhebendes empfunden; jetzt dort auf der Birkenstelle, sahen sie der scheidenden Sonne nach. Die wehmüthige Idee des Scheidens bemächtigte sich der Gemüther. Sie versprachen einander: der Weihe dieses Tages nie zu vergessen, und bei dessen jedesmaliger Wiederkehr Rechnung zu halten mit sich selbst über das verflossene

Jahr. Im August reiste sodann Bruder Friedrich nach Straßburg und die Schwestern sahen den theuern Bruder nicht wieder. Im Jahre 1778 brach das dunkle Verhängniß herein, welches den, mit Geistes- und Gemüthsgaben so reich ausgerüsteten Jüngling von der Welt nahm. Die tiefe Seele der ältern Schwester verschmerzte den Verlust nicht mehr; Dorothea, obwohl gleichfalls hart verwundet, und das gefeierte Andenken des theuern Bruders unauslöschlich im Herzen tragend, richtete sich leichter von dem Niederdruck auf, womit dieser Schlag ihren Frohsinn getroffen. Zurückzugewinnen, meinte sie, sey doch durch den unmäßigsten Kummer der Dahingeschiedene nicht. Sie versagte sich nicht zu lange den Einladungen der Hoffeste und den Zerstreuungen des gewohnten Lebens, während die ältere Schwester, die seit acht Monaten auch den Verlust ihres einzigen Kindes zu betrauern hatte, sich tiefer und unzugänglicher in ihre Einsamkeit einschloß, wo nur die Erinnerungen an den verkannten Bruder wie heilige Schatten sich um sie versammelten, und ihre fromme Seele beflügelten zu Aufschwüngen, welche die selige Geisterwelt aufsuchten.

Um diese Zeit, im Februar 1779, war es, als Cagliostro in Mitau erschien und eine Aufnahme fand, wie er sie kaum hoffen durfte. Seine

wohlberechneten, halbverhüllten Andeutungen fanden Beifall. Seine maurerischen Gaukeleien und arglistigen Marktschreierkünste gewannen Spielraum. Wer nach den angeblichen Tiefen der Maurerei lüstern war, den zog er durch vorgespiegelte, halbverrathene Geheimnisse an. Er hatte für Jeden Etwas. Die Einen ließ er von fern die verborgene Kunst sehen, Metalle zu verwandeln, oder den Bernstein zu großen Massen zusammen zu schmelzen, oder unterirdische Schätze zu entdecken und zu heben. Die gute Elisa von der Recke verlockte er zu dem Glauben an seine hohen Gaben durch den Erwerb eines höhern Tugendlebens und durch die Verheißung einer himmlischen Weihe, die das Reich der Geister ihr aufschließen, und sie einlassen würde zu dem Umgange mit den Verklärten. Die unbefangene Dorothea konnte von dem Allen nichts gebrauchen; doch folgte sie absichtslos dem allgemeinen Zuge und dem Beispiele ihrer Lieben. Caglioſtro errichtete eine maurerische Frauenloge. Elisa und Dorothea wurden eingeladen. Die erstere sollte vor der Weihe das Versprechen eines unbedingten Gehorsams gegen die unsichtbaren Obern des hohen Ordens ablegen; sie weigerte sich standhaft, wurde aber gleichwohl aufgenommen. Von der freisinnigen Dorothea foderte der schlaue Gaukler das

Versprechen, keinen andern Gatten zu nehmen, als der ein Freimaurer sey. Sie wies die Zumuthung zurück und erklärte, daß sie solchem Zwange sich durchaus nicht unterwerfen werde. Ihr wurde das Beispiel ihrer Eltern und andrer ehrwürdigen Personen vorgehalten, die zu ähnlichen und noch strengern Verpflichtungen sich hergegeben hätten; nichts half; sie beharrte bei ihrer Erklärung und versicherte ausdrücklich, daß sie einen Mann, der ihr vor Allen gefiele, heirathen würde, unbekümmert, ob er Freimaurer sey, oder nicht. Wenn Loge gehalten wurde, so gab sich Elisa mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den eiteln Verhandlungen hin, mit denen Cagliostro die Mitglieder der Loge sich beschäftigen ließ, und hörte mit der höchsten Anstrengung die Reden an, welche Cagliostro in schlechtem Französisch vor der Versammlung hielt. Sie bot, obwohl vergeblich, ihren ganzen Scharfsinn auf, die dunkeln, räthselhaften Aeußerungen des Gauklers in etwas Menschenverstand aufzulösen; Dorothea hingegen ließ es sich nicht das mindeste Nachdenken kosten, wenn sie von sogenannten hieroglyphischen Andeutungen, oder von geheimnißvollen Hinweisungen auf höhere Dinge, in einem unverständlichen Galimathias hören mußte; sie gestand ihrer Schwester, daß sie die bitterste Langeweile bei

solchen Vorträgen fühle, und daß ihre Ungeduld sich nur in den Liedern besänftige, die an der sogenannten Tafelloge gesungen wurden. Wenn die Schwester zu ihr von der Seligkeit sprach, die der Umgang mit Geistern gewähren müsse, so erwiederte sie liebkosend der Schwester: „Lassen wir die Geister! So lieb ich unsern verewigten Bruder habe, so würde doch sein Besuch aus der Geisterwelt mich mit Entsetzen und Grausen erfüllen.“ In solcher Stimmung wohnte sie ohne alle wahre Theilnahme den Logenversammlungen bei.

Das ganze Trugspiel endete zuletzt, wie es Unbefangene vorausgesehen, mit einer ziemlich lautbaren Bestürzung der gläubigen Seelen; doch mußten diese erst von Warschau her, wo der Gaukler später mit seinen Künsten aufgetreten war, belehrt werden, daß sie betrogen seyen. Diese Entdeckung machte auf die treuherzigen Anhänger und Anhängerinnen des nun verrathenen Magus einen niederschlagenden Eindruck. Kaum berührt von diesem Mißgeschick fühlte sich die freiherzige Dorothea. Sie büßte einige Liederabende bei der Tafelloge künftig ein; das war der ganze Verlust, über den sie sich zu trösten hatte. Unverletzt und leicht zog sie sich von den entlegenen, dunkeln Gegenden der Magie, aus denen die unver-

ständlichen Hieroglyphen herüberkamen, zurück. Nähere Gegenstände von ganz andrer Bedeutung beschäftigten ihre Seele.

In Herrlichkeit und Fülle stand der Rosenfrühling ihres Jugendlebens. Die Bewerbungen junger liebenswürdiger Männer umdrängten sie, und in ihrem Herzen rief die Stimme der Liebe. Hier befand sie sich nun in der geheimnißvollen Gegend, von wo nicht selten, mit reizendem Beginn, die beweintesten Wege des Lebens auslaufen; in dem wunderbaren Gebiete, wo in die Lieder der Freude Töne der Wehmuth sich mischen und die Seufzer des Schmerzes sich thränenfroher Erhebung freuen; wo alles so lockend und so unsicher ist; wo die Hoffnung unter Rosen ihre Täuschungen birgt; wo die Eitelkeit, ihres Sieges immer gewiß, unter dem schönsten Myrthengebüsch lauert. Auch die holde Dorothea kam an dieser gefährlichen Stelle keineswegs unverlockt und unüberwunden vorüber. „Ich kann mich nicht rühmen," bekannte sie oft in spätern Jahren, „der Macht der Eitelkeit siegreich entronnen zu seyn." Aber bei aller Lebhaftigkeit ihres Gefühls und trotz ihrer leicht ergriffenen Phantasie ist doch der, ihr angeborne, feine Sinn, der auf das höhere der Menschennatur hindeutet, nie von ihr gewichen, und der heilige Ernst des Le-

bens hat in ihrem Gemüthe fort und fort seine geweihte Stelle bewahrt. Auch hatte sich ihr das Vorbild und das Schicksal ihrer vortrefflichen Schwester tief eingeprägt, welche wie ein leitender und schirmender Engel nie von ihrer Seite wich. Ein Zeugniß der ernsten Sinnesart, die selbst ihren heitersten Jugendtagen nie fremd war, spricht ein Brief aus, den sie, etwa kaum siebenzehn Jahr alt, an eine junge Freundin geschrieben, die sich zu verheirathen im Begriff war. „Suche Dir", schreibt sie, „das Vertrauen Deines Erwählten zu erhalten, und dazu wüßt' ich kein besseres Mittel, als das, nie anders, als wahr zu erscheinen, und Deine Handlungen mögen seyn, welche sie wollen, nie etwas zu verbergen. — Verzeihe, wenn ich zu offen geschrieben habe. Wenn ich einmal in Deine Lage komme, so handle eben so strenge mit mir. Mache mir meine Pflichten so schwer, als möglich; denn wenn man liebt, wird die Last zur Freude." — Ohne Zweifel war es ihr nicht wenig schmeichelhaft, sich von einem zahlreichen Kreise eifriger Huldigungen umgeben zu sehen. Ihre Neigung hatte gewählt. Aber auch sie — die von jedem sanften, heilbringenden Genius des Lebens so hochbegünstigte Dorothea, sollte einmal erfahren, daß Alles, das Höchste, wie das Niedrigste, ein mehr

oder minder gemischtes Daseyn hat; auch sie sollte schmerzhaft berührt werden von dem Wechsel der Tage, der unsere harmlosesten Wünsche vereitelt. Indeß entdeckten uns einzelne Denkmale aus jener Zeit, daß die Widerwärtigkeiten sie erhoben, daß gleichsam in verklärter Gestalt ihr Wesen aus den Anfechtungen hervorging. Es traten Umstände hervor, welche sie nöthigten, der Wahl ihrer Liebe zu entsagen. „Ich habe einen schweren Kampf gekämpft", schrieb sie in der damaligen Stimmung eben der Freundin, an die der obige Brief gerichtet ist — „aber, Gott sey Dank, glücklich überwunden, bis auf die liebe Welt, für die ich ein Inhalt des Gesprächs geworden; und wie verschieden die Urtheile über mich sind, kannst Du Dir denken. Doch lieber mögen mich alle Menschen für — ich weiß nicht was — halten, als daß ich mich und ihn, dem ich für seine gute Meinung von mir Dank schuldig bin, unglücklich mache." So sich selbst beruhigend, stand die Kämpferin da, noch nicht ahnend, welchen neuen Bewegungen sie entgegen trete. Ein andres Verhältniß knüpfte sich an. Ein junger Mann, den einige liebenswürdige Eigenschaften auszeichneten, nahte sich ihr. Die feine Aufmerksamkeit, womit er sie frühern Verbindungen vorzog, gewann ihre Neigung und bestimmte ihren Entschluß. Die

Vollziehung des Ehebündnisses war nahe; da äußerte sie in dem bangen Gefühle, eine Vorgezogene zu seyn, dem Manne ihrer Liebe bedenkliche Zweifel. Dieser ergoß sich in furchtbare Betheuerungen seiner heiligen, unerschütterlichen Treue. Nach einigen Wochen gelangte zu ihr plötzlich die Nachricht, daß ihr Verlobter mit dem Gegenstande seiner frühern Neigung sich entfernt habe. Es war im Kreise der Familie, als zufällig auch ihre Schwester gegenwärtig war, wo die Kunde von diesem Schicksal sie traf. In Thränen stürzte sich der Schmerz aus ihren Augen; sie zog sich zurück auf ihr einsames Zimmer; bald eilte die Schwester ihr nach, und fand sie auf den Knien liegend; sie betete in ihrem kindlich frommen Sinne um Abwendung der Strafrache, die der Treulose in jenen Betheuerungen gegen sich herausgefodert hatte. Jetzt wandte sie sich zu der Schwester mit den weinenden Worten: „Hasse ihn nicht, Liebe! verachte ihn nicht! wir wissen nicht, welche gewaltigen Umstände ihn zwangen, einen solchen Schritt zu thun." Doch bald verschwanden die Spuren des Kampfes, der durch ihre Seele gestürmt hatte. Freundlich zu statten kam ihr jetzt die ländliche Einsamkeit; da verschmerzte sie an der Brust ihrer treuen Elisa das letzte Nachgefühl der bösen Ueberraschung, bis das Idealbild aus

dem Rahmen gefallen war, womit ihr schönes Gemüth es eingefaßt hatte, und sie eine gemeine Natur erblickte, die, hervorgetreten aus der geliehenen Verklärung, ihr wieder zur Ruhe verhalf.

Im Herbste 1778 hatte der Herzog, dem Wunsche seiner Mutter gemäß, sich endlich entschlossen, die Trennung von seiner zweiten Gemahlin Eudoxia, die in Petersburg lebte, vor dem mitauischen Consistorium in eine vollkommne Scheidung verwandeln zu lassen. Es war freilich vorauszusehen, daß dieser Schritt des Herzogs in Petersburg bei den Gesetzen des griechischen Cultus, dem Eudoxia zugethan war, Anstoß finden würde; daher denn auch dort die Anerkennung dieser Scheidung, so lange Eudoxia lebte, zurückgehalten wurde. Indessen die Scheidung in Mitau erfolgte, und der Herzog ließ im Stillen nach einer Prinzessin suchen, welche fähig sey, die Hoffnung des Landes zu erfüllen, und die Wünsche seiner Mutter, so wie die seinen, zu befriedigen. Die Bemühungen lieferten keinen entsprechenden Erfolg. Die Angelegenheit ruhte; der Geburtstag der Herzogin Mutter, der 15. October, nahte sich; er sollte mit einer Opernfeierlichkeit begangen werden. Es konnte nicht fehlen, daß bei der Vertheilung der Rollen in dem aufzuführenden Singspiel des Herzogs erster Gedanke auf Doro-

thea von Medem fiel. Durch den Bruder derselben, Graf Karl von Medem, der damals am Gymnasium zu Mitau studierte, sandte er einen Brief an die Mutter, der die Einladung der Medem'schen Familie zum Geburtsfeste seiner Mutter und zugleich die Anfrage enthielt: ob die liebenswürdige Dorothea wohl nicht abgeneigt seyn würde, eine Rolle in der, an diesem Feste aufzuführenden Oper zu übernehmen? Der Brief drückte übrigens die hochachtungsvollsten Gesinnungen des Herzogs für die Eltern aus, wobei zugleich Worte für die Tochter einflossen, die etwas mehr, als den gewohnten Beifall andeuteten. Dann sprach noch eine Stelle des Briefes in verhüllten und unbestimmten Wendungen von gewissen wichtigen Angelegenheiten, die er mit den Eltern der liebenswürdigen Dorothea zu berathen, und von vielleicht nicht unannehmlichen Vorschlägen, die er ihnen zu machen hätte. Die Mutter schloß daraus sogleich auf einen Heirathsantrag, und eröffnete dem Gatten ihre Vermuthung. Beide theilten gemeinschaftlich den Inhalt des herzoglichen Briefes der Tochter mit, und diese erklärte unbetroffen und unumwunden, daß sie in dem Antrag einen hohen Beruf fände und übrigens kein Bedenken trüge, die Gemahlin ihres Landesfürsten zu werden. Sie überließe indessen die Ent-

scheidung der Weisheit ihrer geliebten Eltern, wünschte aber doch, daß ihre Schwester Elisa mit in die Berathungen gezogen würde. Dies geschah; die umsichtige Elisa freute sich zwar des hohen Berufs, der ihrer geliebten Dorothea geworden seyn sollte, fand jedoch besonders darin, daß die Ehe des Herzogs mit der russischen Eudoxia nach den Ansichten in Petersburg nicht als vollständig aufgelöst anzusehen sey, einige Rücksicht fodernde Bedenklichkeiten, welche der Vater aufnahm, die Mutter aber bestritt. Uebrigens aber wurde beschlossen, daß die Uebernehmung einer Rolle in der aufzuführenden Oper für die, in so zweifelhaften und unbestimmten Verhältnissen jetzt befangene Dorothea wohl abzulehnen sey. Die Opernfeierlichkeit kam nicht zu Stande. Doch begab sich die Familie Medem zum Feste der Herzogin Mutter nach Mitau, und den Tag nach ihrer Ankunft daselbst zu einer besondern Vorstellung nach Hofe, um der würdigen Fürstin ihre glückwünschende Ehrerbietung darzubringen. Der Herzog war gegenwärtig und es fehlte ihm hier nicht an Gelegenheit, eine Erklärung seines geheimnißvollen Briefes zu geben; er gab keine. Der 15. October erschien; ein großer Ball, den Tag zu verherrlichen, war angeordnet worden. Elisa von der Recke hatte, trotz ihren Jugendan-

sprüchen, seit der Trennung von ihrem Gatten allen Hoffesten entsagt, doch ihrer Schwester zu Liebe, welche sie darum gebeten, verließ sie diesmal, während seiner ganzen Dauer, den Ball nicht, um ihrer Dorothea, die ein betroffenes Herz umhertrug, zur Seite zu stehen, im Fall, daß der Herzog vielleicht Gelegenheit nähme, sich ihr zu nahen. Der Herzog beobachtete ein gleichmäßig vertheiltes Betragen in der ganzen, großen Gesellschaft, und that nichts, woraus sich auf eine besondere Aufmerksamkeit für Dorothea von Medem hätte schließen lassen. Nur setzte er sich im Laufe des Balles einmal zwischen die beiden Schwestern. Das Gespräch lief über gleichgültige Gegenstände hin, dann eröffnete er ihnen: daß er vorhabe, den 19ten zur Nachfeier des Festes seiner Mutter, einen großen Maskenball in seinem Lustschlosse Schwedhof zu veranstalten, und bat zur Verherrlichung des Festes um die Theilnahme der beiden Schwestern. Damit endete die Unterhaltung; also wiederum keine Erklärung. Beim Zurückfahren von dem Balle, war zwischen Eltern und Töchtern natürlich von des Herzogs Betragen die Rede, und die Mutter selbst befremdete das von ihm beobachtete Stillschweigen, über den, an sie geschriebenen Brief nicht wenig. Die Zweifel, welche der bedenklichen Elisa gleich Anfangs sich dar-

stellten, schienen wohl mehr und mehr sich zu rechtfertigen. Indessen stand ja noch der verheißene Maskenball in Schwedhof bevor; dort konnte sich vieles entwickeln. Die Einladung dazu an die Familie Medem erfolgte den 17. October. Dieser Einladung, so wie derjenigen, die an die Familie des Landmarschalls von Medem ergangen, ward die Auszeichnung beigefügt, daß es beiden Familien gefallen möchte, nach geendetem Feste ein Nachtlager in Schwedhof anzunehmen. Der Zwischentag war ein Tag der gespannten Erwartung. Man verlor sich in Vermuthungen und erschöpfte sich in Errathen des Räthselbriefes.

Der Tag des Festes erschien; das prachtvoll erleuchtete Schloßgebäude glänzte den kommenden Gästen entgegen, und eine Verschwendung fürstlicher Herrlichkeit ergoß sich durch die weiten Säle, in denen ein buntes, unter sich wetteiferndes Maskengewühl auf- und abwogte. Im hellsten Lichtschmuck stralte der Garten, dessen Verherrlichung ein reiches Feuerwerk vollendete. Viele bemerkten, daß mit so glänzender Pracht das Fest der Fürstin Mutter noch nie gefeiert worden sey.

Die Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir den Faden der Erzählung hier fallen, und ihn durch einen Brief fortführen lassen, den Elisa von der Recke an Sophie Becker geschrieben. Es

spricht in diesem Briefe nicht nur eine unverwerfliche Augenzeugin, sondern eine mithandelnde Theilnehmerin an allem, was an jenem Feste und dann weiter sich begab.

Mitau, den 18. November 1779.

„Ich habe Dir lange geschwiegen, meine Theure, ja nicht einmal geantwortet habe ich auf Deine verschiedenen, herzvollen Briefe. Nicht Krankheit war die Nothwendigkeit, die mich zum Schweigen verurtheilte; aber es gibt Zustände, die noch gebietender, als Krankheiten sind. Vieles von dem, was ich Dir mitzutheilen habe, wird nun schon durch den geschäftigen Ruf zu Dir gelangt seyn. Theure! mein Herz ist noch so voll; ich weiß nicht, wo ich zu erzählen anfangen soll. So vernimm denn, wie sich das alles begab, was meine überfließende Seele mit den seligsten Empfindungen erfüllt. Den 12. vorigen Monats kamen wir zur Stadt und wohnten einem Balle bei, den der Herzog zur Geburtsfeier seiner Mutter veranstaltet hatte. Wir waren dazu vom Herzoge selbst eingeladen worden, und zwar durch einen, an unsre Mutter gerichteten, räthselhaften Brief, der, halb verhüllend, halb verrathend, Absichten des Herzogs auf meine

Schwester andeutete. Dem Herzoge gefiel es nicht, uns auf dem Balle, wo es an Gelegenheit dazu nicht fehlte, die Räthselworte seines Briefes zu lösen. Vier Tage nachher, den 19ten, hatte er, ebenfalls seiner Mutter zu Ehren, wiederum einen großen Maskenball angeordnet. Wir waren eingeladen und fanden uns ein. Meiner Schwester zu Liebe, die mich an ihrer Seite zu haben wünschte, zog ich mich nicht zurück, so wie ich auch bei dem Balle am 15ten nicht von ihrer Seite gewichen war. Der Tanz ging zu Ende. Der Brief blieb ein Räthsel. Mein Oheim, seine Familie und wir, nahmen auf Verlangen des Herzogs, der, wie er sagte, dem Oheim, wegen seiner Corpulenz, und unsrer Mutter, wegen ihrer Brustbeschwerden, keine Nachtfahrt zumuthen wollte, ein Nachtlager in Schwedhof an. Wir fanden die Zimmer, welche für uns bereitet waren, verschwenderisch erleuchtet und die Tische mit mancherlei Erfrischungen besetzt. Der Herzog folgte uns auf dem Fuße nach, erschöpfte sich in verbindlichen Aeußerungen und sprach auch viel mit unsern Eltern; aber der Brief blieb ein Räthsel. Endlich nahm er uns das Versprechen ab, den folgenden Tag die Fürstin Mutter zu besuchen. Nach 11 Uhr Morgens am andern Tage begaben wir uns insgesammt zu der alten Fürstin. Man

lud uns zur Tafel. Um 1 Uhr wurde gespeist. Der Herzog beschäftigte sich weder mehr, noch weniger mit meiner Schwester und mir, als mit allen Uebrigen. Der Brief blieb ein Räthsel. Nach aufgehobener Tafel wurde ein Spaziergang gemacht zu der Orangerie. Die Alten blieben zurück. Meine Schwester und mich begleitete der Herzog, die Uebrigen der Hofmarschall. In dem Gewächshause nun führte dieser seine Gesellschaft abwärts, so daß wir beide mit dem Herzoge uns allein fanden. Während des Ganges drückte unser Führer die Hand meiner Schwester oft an sein Herz; die Arme ward sichtbar immer beklommener. Ich bat unsern Führer, uns mit der übrigen Gesellschaft wieder zusammen zu bringen. Er blieb stehen und sah meine Schwester mit einem Blick an, der freilich ausdrucksvoller, als seine verbindlichsten Aeußerungen, war; dann richtete er an sie Worte der Zärtlichkeit, welche die betroffene Seele mit niedergeschlagenen Augen und erröthender, jungfräulicher Zartheit erwiederte. Der Herzog versicherte unter andern, daß seine Leidenschaft für sie mit ihr aufgewachsen sey, so daß seine Tage ohne die holde Begleiterin, deren Hand er jetzt an sein Herz drückte, nicht mehr glücklich seyn könnten. Ich nahm das Wort und sagte: Ihnen, mein Fürst, wird das beredte

Schweigen meiner guten Schwester nicht unverständlich seyn, ich kenne ihre Gesinnungen und bin gewiß, daß sie, wären Sie ein Privatmann, Ihnen vor allen Bewerbern die Hand geben würde. — Ist das wahr, fragte der Herzog meine Dorothea, und wahrlich ein Blick des Entzückens begleitete die Frage. Ein leises Ja zitterte über Dorotheens Lippen; dann aber machte der Herzog auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die sich einer Vermählung mit meiner Schwester entgegen setzen würden, auf die beiden noch lebenden Gemahlinnen, besonders auf die russische Eudoxia hindeutend; hierauf erwiederte ich: Verzeihung meiner Freimüthigkeit! Wenn Ew. Durchl. von der Unüberwindlichkeit dieser Schwierigkeiten überzeugt sind, so hätte von Ihrer Leidenschaft für meine Schwester gar keine Rede seyn sollen. Der Herzog fühlte den Ernst dieser Worte und meinte, daß den widerstrebenden Umständen doch vielleicht wohl eine günstige Seite für die Sache seines Herzens abzugewinnen seyn dürfte, wenn mit einer gewissen Klugheit und Vorsicht dabei zu Werke gegangen würde. Dann ersuchte er mich, ihm in meiner einsamen Wohnung mit meinen Eltern, meiner Schwester und mir eine geheime, abendliche Zusammenkunft zu gestatten. Ich gestand ihm solche zu, und der nächstfolgende Abend

wurde zu der Zusammenkunft festgesetzt. Der Herzog küßte freudig meiner Schwester die Hand, und wir kehrten mit noch schwererm Herzen, als wir gekommen waren, zu der Herzogin zurück. Auf dem Heimwege von Schwedhof erzählte ich im Wagen den Eltern unsre ganze Unterhaltung mit dem Herzog. Diese waren sehr zufrieden mit mir. Den Abend des folgenden Tages besuchten mich zeitig die Eltern; zur bestimmten Stunde erschien auch der Herzog, vertheilte kostbare Geschenke und trat dann bald mit der Angelegenheit hervor, welche die Veranlassung seines Besuches war. Mein Vater äußerte, unter Voraussetzung der Zustimmung der Herzogin Mutter, seine unbedingte Einwilligung in den, seiner Tochter gemachten, ehrenvollen Antrag. Hierauf zog der Herzog die Schwierigkeiten hervor, die sich besonders von Seiten der Fürstin Eudoxia seinen Wünschen entgegen setzten, indem seine Scheidung von dieser in Petersburg nicht anerkannt sey. Er that daher den Vorschlag zu einer geheimen Heirath. Ich erschrak, mein Vater ward bedenklich, aber freudig nahm die Mutter den Vorschlag an. Als der Herzog uns verlassen hatte, wurde unter uns noch vieles, besonders was die geheime Heirath betraf, besprochen, erwogen und endlich beschlossen: die Angelegenheit fürs erste fest unter dem

Siegel der Verschwiegenheit zu bewahren und nur den Hofrath Schwander, diesen erfahrnen, einflußreichen Rechtsgelehrten, unsern vertrautesten Hausfreund, in das Geheimniß zu ziehen, um seinen Rath zu benutzen. Sogleich den folgenden Tag, den 22sten, wurde die Sache dem ehrwürdigen Schwander vorgetragen. Dieser fand die Bedenklichkeit des Herzogs gegründet, billigte daher die Geheimhaltung der Verhandlungen, versagte aber einer heimlichen Heirath seinen Beifall. Den 24sten früh erhielt ich von dem Herzog einen Brief, der meine Eltern, meine Schwester und mich gegen 5 Uhr Abends hinbeschied zu der Herzogin Mutter. Wir stellten uns ein und fanden den Herzog. Die ehrwürdige Herzogin, die Mitwisserin des Geheimnisses war, gab ihre höchste Freude über die Verbindung ihres Sohnes mit meiner Schwester zu erkennen, hieß sie, nebst den Herzog vor sich niederknieen, gab beiden ihren Muttersegen: und sie waren verlobt. Doch war jetzt noch immer die Rede von einer geheimen Heirath. Als der Herzog nach dieser stillen Verlobungsfeierlichkeit meine Schwester und mich in das Nebenzimmer führte, um seine Braut zu beschenken, nahm ich Gelegenheit, dem Herzog, nach Schwander's Anweisung, von der Unbequemlichkeit einer heimlichen Ehe Vorstellungen zu

machen; ich zeigte ihm, mit meines Freundes Beredsamkeit und Weisheit ausgerüstet, wie ruhestörend ein solches Verhältniß beiden Theilen einst werden könne, und daß nur durch eine gewisse Oeffentlichkeit die Ehe zur Ehe werde. Ich setzte hinzu: der Freund unsers Hauses, der hocherfahrne Hofrath Schwander, sey eben derselben Meinung; doch würde er vielleicht Wege vorzuschlagen wissen, auf denen diese wichtige Angelegenheit anständig und mit Sicherheit durchzuführen sey. Der Herzog verlangte den Hofrath Schwander bei mir zu sprechen. Dies geschah den 27. October. Schwander zeigte dem Herzog die angreifbaren Seiten, die eine heimliche Heirath feindlichen Gesinnungen darböte; dieser überzeugte sich, und es ward beschlossen, um nichts aufzuregen, was störend seyn könnte, die Vorbereitungen zu der Vermählung durchaus geheim zu veranstalten; die Vermählung selbst aber so überraschend, als möglich, mit der vollen, fürstlich feierlichen Oeffentlichkeit erfolgen zu lassen. Schwander übernahm nicht nur die zweckdienlichsten Vorkehrungen zu treffen, sondern auch die übelwollenden Gesinnungen, welche sich von Seiten des Landschaftsecretairs Howen etwa fürchten ließen, zu entkräften und zu beseitigen. Dieser wurde durch eine vortheilhafte Domaine und tausend Ducaten für

das Geheimniß gewonnen. Der 6. November ward zum Tage der Vermählung festgesetzt. Der Plan gelang vollkommen. Frühmorgens an diesem Tage ergingen Einladungen an die Verwandten und an die sämmtlichen Landesbehörden für den Abend zum Concert und Abendessen. Dem Superintendenten wurde erst kurz vor dem Einsteigen in den Wagen mitgetheilt, daß er sich zu einer Trauung bei Hofe gefaßt halten möge. Von unserm trefflichen Schwander erhielt ich einen Zeddel, dem ein versiegelter Brief von ihm an meine Schwester beigefügt war, den ich ihr kurz vor der Vermählung übergeben sollte. Als sie im vollen Fürstenschmuck da stand, übergab ich ihr den Brief; sie las, und eine Thräne fiel auf das Blatt. Ihre Antwort erfolgte auf der Stelle. Wahrlich! es schien, als ob die innerste Tugendbegeisterung den Brautschmuck der schönen Gestalt zur Verklärung erhöbe. Nach 5 Uhr hatte sich die Gesellschaft in dem Courzimmer versammelt. Der Herzog mit der Herzogin Mutter trat herein und verkündete in einer kurzen Rede der Versammlung seine zu vollziehende Vermählung mit einer liebenswürdigen Tochter des Landes. Jetzt öffneten sich die Flügelthüren und meine Schwester, von Eltern und Geschwistern umgeben, erschien und nahte sich dem Herzog. Dieser stellte

sie nun der Versammlung als seine künftige Gemahlin vor, faßte ihre Hand und führte sie, nebst seiner Mutter in den Audienzsaal. Die Versammlung folgte; dort stellte der Herzog mit seiner Braut sich unter den Thronhimmel, und die Trauung ward vollzogen. Du wirst Dir, ohne meine Hülfe die Gewalt des Erstaunens vorstellen, welches die Versammlung überfiel; aber wie stand unsre Dorothea da! Aus dem irdischen Fürstenschmuck leuchtete ein himmlischer Engel hervor. — Nach der Trauung drängten sich zu der jungen Herzogin die Glückwünsche und die holde Hochgefeierte empfing diese Huldigungen mit der Milde des reinsten Wohlwollens und mit einem Anstande, in welchem sich jungfräuliche Anmuth und fürstliche Würde vereinten. Gewiß waren in diesem Augenblick alle Glückwünschende von einer und derselben Empfindung, von dem Gefühl der Zuneigung durchdrungen, und selbst Howen war in diesem Augenblick von der allgemeinen Stimmung ergriffen. So überwältigend, man möchte sagen, so heiligend sind Unschuld und Güte, besonders wenn sie im Fürstenpurpur erscheinen. Wie prächtig zu Abend gespeist wurde, davon sage ich Dir nichts, auch weiß ich davon fast nichts, ob ich gleich gegenwärtig war."

„Den nächsten Sonntag nach dem Vermählungsfeste hielt das fürstliche Paar einen feierlichen Kirchgang. Die Bürgergarden paradirten. In der Kirche ward das Te Deum gesungen, und der Kanonendonner verkündete solches der Stadt und der Gegend umher. Abends war große Versammlung bei Hofe. Die junge Fürstin erschien, ein Stern, zu dem hin alle Blicke sich wandten, angethan mit dem Liebreiz, mit der Holdseligkeit und Freundlichkeit, mit der sanften Grazie, die so bescheiden und darum so mächtig ist; die mehr und höher, als die Fürstenkrone, sie schmückte. Sie sprach unbefangen mit Allen, und Alle waren bezaubert."

„Nach einigen Tagen kamen vom Lande die Abgeordneten der Kirchspielkreise, um dem Fürstenpaare die Huldigungen ihrer Glückwünsche darzubringen. Dem Herzog wurde viel Schmeichelhaftes über die, von ihm getroffene Wahl gesagt. Es ist Sitte, daß die an den Herzog gerichteten Reden der Landesvorstände von dem Kanzler, die an die Herzoginnen von dem Hofmarschall im Namen der fürstlichen Personen beantwortet werden. Die junge Herzogin aber erbat sich von ihrem Gemahl und selbst von dem Hofmarschall die Erlaubniß, ihre Antwort an die Abgeordneten der Kirchspiele selbst von sich geben zu dürfen.

Dann verlangte sie, daß die Gesandtschaften, wenn sie den Herzog verlassen würden, zu der Herzogin Mutter und dann zu ihr geführt werden möchten. Die junge Fürstin, von ihrem Hofstaat umgeben, und mit einer Fassung, als ob eine lange Gewohnheit sie eingeübt hätte, empfing in ihrem Versammlungszimmer die Männer des Landes, und sprach auf ihre Glückwünschungsreden im Wesentlichen folgende Antwort:

„„Tief gerührt bin ich von der Freude, welche mein Vaterland über meine Vermählung und Berufung zum Fürstenthrone durch Ihre Vermittelung, meine Herren, zu erkennen gibt. Ich habe mein Vaterland immer seit der frühesten Kindheit geliebt; immer hat es mich mit der lebhaftesten Zufriedenheit erfüllt, wenn ich in diesem, mir so theuern Lande Wohlstand verbreitet und Eintracht herrschen sah. Jetzt, da der Herzog mich an seine Seite berufen und zur Fürstin erhoben, jetzt hat sich um das Herz der Landestochter noch das Band der Landesmutter geschlungen. Und wenn es mir in Zukunft immer gegenwärtig seyn wird, was ich bin, so werde ich auch nie vergessen, was ich war; doch nimmer — das fühle ich in meinen Gesinnungen, wird dies Doppelband mir Gelegenheit geben, in Zwiespalt mit mir selbst zu gerathen. Mein Lebensglück hängt fortan mit der

Zufriedenheit meines geliebten Gemahls auf das engste zusammen, und diese Zufriedenheit geht wiederum aus einem wohlwollenden Einverständniß zwischen dem Landesvater und den Landeskindern hervor. Von dem dahinstrebenden, aufrichtigen Willen meines Gemahls bin ich überzeugt, und eben so zweifle ich nicht an entgegenkommenden, redlichen Wünschen. Da nun die Eintracht von einem gegenseitigen Willen abhängig ist, so sehe ich mit frohester Hoffnung der Zukunft entgegen, und übernehme mit Freudigkeit und Zuversicht die neuen Pflichten meines Berufs. Ich von meiner Seite — das gelobe ich Gott, meinem Vaterlande und mir an diesem feierlichen Tage vor Ihnen, meine Herren, die Sie einst meine Zeugen seyn werden, — ich will alles, alles, was in meinen Kräften ist, thun, um mich der treuen Anhänglichkeit und Liebe meines Vaterlandes, als Fürstin, würdig zu machen. Wie glücklich würde ich mich schätzen, auch nur das Kleinste dazu beizutragen, daß Eintracht und gegenseitiges Wohlwollen unter uns walten. Eröffnen Sie, Edle Männer des gemeinschaftlichen Vaterlandes, diese meine Gesinnungen, Vorsätze und Wünsche den verschiedenen Kirchspielen, deren Wort Sie geführt haben, und nehmen Sie für sich noch

diesen Wunsch mit: daß Sie sich mit Freude künftig dieses Tages erinnern mögen.““ —

„So sprach die junge Fürstin zum erstenmal öffentlich. Gottes Kraft war sichtbarlich mit ihr. Auch nicht die kleinste Spur der Befangenheit ließ in ihrer Haltung sich wahrnehmen; nachher gestand sie mir wohl, daß zu Anfange ihrer Rede ein leises Zittern sich durch ihre Nerven geschlichen hätte. Alle Anwesende waren überrascht, gerührt und begeistert. Ja, Freundin! ein besonderer Segen des Himmels ruhet auf unsrer Dorothea: alles geht ihr von statten, alles kommt ihr zu statten. Auch von Petersburg her ist kein bestimmter Widerspruch gegen ihre Vermählung, wenn auch keine entschiedene Zustimmung, eingelaufen. Der Baron von Krüdener, der bei den Nachfesten der Vermählungsfeier erschien, half sich, wenn er zu der Herzogin redete, mit der französischen Sprache durch. Verbindliche Glückwünsche sandten die Höfe Berlin und Warschau.“

„So hat Dir denn nun, geliebte Freundin, mein weitläufiger Brief der Länge und Breite nach erzählt, wie sich das alles begab, was meine ganze Seele in Bewegung setzt und mein Gemüth mit Entzücken und freudigen Hoffnungen erfüllt. Noch nie hat eine solche Lebendigkeit aller meiner Kräfte mich getrieben. Meine Tage seither waren

Träume; schlaflos und gedankenvoll meine Nächte; und gleichwohl darf ich mir das Zeugniß geben, daß in meinem Kopfe die Besonnenheit regierte. Wie doch Eine Idee den ganzen Menschen so innig durchdringen und so hinnehmen kann, daß nichts von ihm übrig bleibt, als nur eben diese Idee! Alle meine Leiden, meine Gegenwart und meine Zukunft waren untergegangen in dem einzigen Gedanken: meine Schwester und mein Vaterland glücklich zu sehen. Ich fühlte mich so gewaltig bewegt, und doch war alles in mir so sanft und so froh. Ich habe erfahren, daß es eine selige Unruhe gibt."

„Seit zwölf Tagen ist denn nun unsre Geliebte die Landesfürstin unsres Vaterlandes, für uns aber ist sie, was sie immer war; daran zweifelst Du nicht. Komm bald zu uns. In ihrem Namen und in dem meinigen bitte ich Dich, uns recht bald zu besuchen. Viel, sehr viel habe ich noch auf dem Herzen, was der Brief nicht fassen konnte, wenn er kein Buch werden sollte. Komm, Liebe, und freue Dich, in der jungen Landesmutter Deine Dorothea wieder zu finden." — So weit die briefliche Erzählung der ehrwürdigen Elisa von der Recke. Vernehmen wir jetzt, wie die junge Fürstin selbst über das neue Verhältniß ihres Lebens denkt und empfindet.

In einigen wenigen Zeilen an den Hofrath Schwander sagt sie: „Mein künftiger Gemahl würde meine innigste Zuneigung gewonnen haben, wenn er auch nicht Fürst wäre; er ist ein sehr liebenswürdiger Mann. Mir ist vor der Zukunft nicht bange. Welch ein guter Sohn ist er gegen seine Mutter; das läßt vermuthen, daß er künftig auch ein guter Gatte seyn wird. Sein frühes Mißgeschick in der Ehe ist ihm nicht anzurechnen.“ — An eine Freundin schreibt sie: „Wenn ich ganz ernsthaft über meine Lage nachdenke, so scheint mir noch alles, als wäre es ein Traum; ein allzugroßes Glück sind wir nicht im Stande ganz zu fühlen. Wunderbar ist mein Schicksal, und ich fühle zu sehr, daß mich Gott glücklicher macht, als ich es verdiene. Meine Eltern und Geschwister kann ich zwar so oft, als möglich, um mich haben; indessen sind wir doch in gewisser Art von einander getrennt. Was wirst Du dazu sagen, wenn ich Dich versichere, daß ich diese Trennung kaum fühle. Hier finde ich alles ersetzt: eine zärtliche Schwiegermutter, die mir in jeder Kleinigkeit ihre Gnade erzeigt, und einen Gemahl, der mir mehr ist, als Eltern, Schwester und Bruder. Der Rang eines Fürsten und alle mögliche andere Vorzüge wären nicht vermögend gewesen, mich glücklich zu machen, spräche

mein Herz nicht für meinen Geliebten." — Alle die Aeußerungen, aus der unbelauschten Stille ihres Gemüthes hervorgegangen, tragen in ihrer vollen Offenherzigkeit den unverkennbaren Stempel der Wahrheit; man fühlt in ihnen das Herz schlagen, welches sie eingab.

Aber mitten in dem frischen Genuß ihres Glückes vergaß sie nicht, daß es Noth gibt. Als der Herzog ihr bald nach der Vermählung viertausend Thaler Nadelgelder angewiesen hatte, äußerte sie gegen ihre Schwester: „Liebe Schwester, wie will ich nun wirken! wie will ich helfen, wo Hülfe nöthig ist." Und sogleich bestimmte sie tausend Thaler jährlich für wohlthätige Zwecke. In etlichen Antwortzeilen an ihre Schwester sagt sie: „Liebe Schwester, warum dankst Du mir so weitläufig für die Pension, welche ich auf Deine Vorstellung der würdigen Familie N . . . bestimmt habe. Es ist ja für mich so wenig! Das Verdienst ist nur klein, wenn man blos die Hand auszustrecken braucht, um wohlzuthun; ich habe ja noch keine Opfer darum gebracht, und mir noch nichts abgehen lassen, wie u. s. w." — „Geben, — schreibt sie an eine andre Freundin — an Unglückliche austheilen, ist für ein gutdenkendes Herz Freude; allein ohne Untersuchung, ob es die Personen verdienen, werden Wohltha-

ten oft verschwendet — — ich verlasse mich blos auf Deine Zusage, und hoffe und wünsche, daß der kleine Gehalt, den ich der armen Frau bestimme, an eine gute Seele verwandt werde: er soll in funfzig Thalern bestehen — zahle ihr die Summe aus, bei unsrer nächsten Zusammenkunft will ich sie erstatten. Durch die Post versandt, möchte das Geld zu viel Aufsehen machen. Aber nun noch eine Bitte: mir in Deinem künftigen Brief nichts darüber zu sagen; für mich ist es Belohnung, daß Gott mir so viel gab, daß ich Nothleidenden Hülfe schaffen kann.“ —

Die Befriedigungen ihres Hanges zur Wohlthätigkeit rechnete sie zu den bedeutendsten Vorzügen, welche die neue Stellung ihr gewährte. Uebrigens war in ihrem innersten Wesen nichts anders geworden; keins ihrer frühern Verhältnisse hatte sich aus seinem Gleise gerückt. Sie feierte mit eben der feurigen Innigkeit, wie sonst, im Kreise ihrer Lieben, Feste der Freundschaft, die an frühere Tage erinnerten. Weit hinter ihr blieben dann in solchen Stunden der Weihe die Schmeichelopfer und des Hofes Glanz, dessen Leben und Seele, wie sie wohl wissen mußte — sie war.

Der Hof hatte durch die junge Fürstin eine neue anziehende Gewalt gewonnen; ihn umgab

die höchste Wohlanständigkeit und das heiterste Leben. Aus dem Herzen der strengsittlichen Herzogin Mutter schwand nun mancher geheime, tiefe Kummer; sie bemerkte mit stillem Wohlgefallen, daß der Sohn ihres Herzens endlich die volle Befriedigung seines ganzen Daseyns in der reichen Lebensfülle seiner jungen Gemahlin fand, die auch gegen sie ein so würdiges töchterliches Betragen beobachtete, indem sie, nach ihrem Gemahl, ihr bei allen Gelegenheiten den ersten Rang überließ. An der frischen, frohen Jugendlichkeit der Schwiegertochter verjüngten sich gleichsam ihre sinkenden Tage. Auch bot die junge Fürstin ihren ganzen Liebreiz, ihre Talente und ihre Lebendigkeit auf, um das Leben ihrer Schwiegermutter zu erheitern. Mit inniger Zufriedenheit bemerkte diese Zartheit der Herzog, dessen Zuneigung die junge Fürstin immer mehr, und vorzüglich noch dadurch gewann, daß sie der Beschäftigung mit der natürlichen Tochter ihres Gemahls, einer jungen Gräfin Wartenberg, mehrere Stunden des Tages mit einer mütterlichen Zärtlichkeit widmete.

Wie am Hofe, so wurde die junge Herzogin auch im Lande beliebt; ein heilbringendes Gestirn war aufgegangen für Kurland. Ein freundliches Verhältniß zwischen dem Fürsten und den Ständen des Landes hatte Raum gewonnen und schien

fester, als jemals die Hoffnung dazu vorhanden gewesen, sich begründen zu wollen. Die erste Verhandlung, bei der sich diese Eintracht offenbarte, war die Wahl des Abgeordneten, der die Landtagsbeschlüsse nach Warschau zu überbringen, und solche dem König von Polen zur Bestätigung vorzulegen hatte. Diese Wahl fiel einstimmig auf den Landschaftssecretair Howen. Das war der Mann, dem alles gelang; anziehend und gefällig im Umgange, gewandt und mächtig in Geschäften, hinreißend und überwältigend in Verhandlungen, verführerisch, Zutrauen zu gewinnen durch den Anschein, oder auch durch wirkliche Züge des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit; unersättlich habsüchtig, unaufhaltsam verschwenderisch; leichtsinnig sich jedem Genuß ergebend, einen Augenblick des Taumels durch eine lange Reihe unseliger Folgen erkaufend; der Mann, dem nichts zu heilig war, um es seinen selbstsüchtigen Zwecken aufzuopfern, dem es nichts kostete, das Heil, selbst eines Landes zu stürzen, wenn nur für ihn aus den Trümmern ein Vortheil erwuchs; das war nun der Mann, den der Fürst und die Stände Kurlands erwählt hatten, ihre gemeinschaftliche Angelegenheit vor dem obern Lehnsherrn, dem Könige von Polen, zu vertreten, der aber auch hier wieder alles verwirrte. Er besaß vom Her-

zog die sehr bedeutende Domaine Bergfried auf sechs Jahre, ohne Pacht dafür zu entrichten. Durch Ränke der List wußte er den König von Polen, ohne Vorwissen des Herzogs, dahin zu bestimmen, daß er ihn auf den Fall der einstigen Erledigung des Herzogthums mit der Domaine Bergfried erb- und eigenthümlich belehnte. Dieser arglistige Betrug empörte den Herzog; er versagte, ohne auf den Rath umsichtiger Freunde zu hören, seine Zustimmung zu dieser erschlichenen Belehnung. Der König aber fand in solcher Verweigerung der Würde des Oberlehnsherrn gekränkt, und setzte als solcher sein gegebenes Wort, vermöge der ihm zu Gebote stehenden Mittel, gegen den Willen des Herzogs durch. Aus solchen unfreundlichen Verhandlungen mußten natürlich gespannte Verhältnisse hervorgehen; denn auch Howen kehrte zu seinen feindlichen Gesinnungen gegen den Herzog zurück; und dieser gab seinen Unwillen allen zu erkennen, die ihm Howen zur Wahl seines Geschäftsführers in Warschau empfohlen hatten. Zu denen gehörte vorzüglich der Vater der jungen Herzogin und Schwander. Die holde Fürstin trat versöhnend, wie ein Friedensengel, dazwischen; aber der Same des Mißtrauens war ausgestreut, und wucherte reichlich. Indeß, ein frohes Ereigniß that sich kund, welches mehr, als

jede andre Wendung der Umstände, geeignet war, solche Mißstimmung in allmähliges Vergessen aufzulösen. Die Herzogin nämlich trug die ersehntesten Hoffnungen ihres Gemahls, der Herzogin Mutter und des ganzen Landes, unter dem Herzen. Um diese Zeit machte auch die Ankunft des Kronprinzen, des nachmaligen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms des Zweiten, bei Gelegenheit seiner Reise nach Petersburg, auf den Herzog und dessen Gemahlin einen angenehmen, zerstreuenden Eindruck, der wiederum anziehend auf den Kronprinzen zurückwirkte. Dieser war mit der, ihm bereiteten Aufnahme so zufrieden, daß er versprach, bei seiner Zurückreise in Mitau länger zu verweilen. Er hielt Wort, und wurde noch glänzender empfangen. Feste reiheten sich an Feste; aber die Seele dieses äußern Glanzes war die innige Herzlichkeit, womit die hohen Personen sich einander näherten. Drei Fürstenseelen schlossen einen, von entlegenen Zwecken freien, echt menschlichen Freundschaftsbund, der sich in dem Herzen des edeln Monarchen bis an seinen Tod fortsetzte, und bei jeder Gelegenheit, besonders gegen die Brüder der Herzogin, die in preußischen Kriegsdiensten standen, thätig erwies. Die Schwangerschaft der Herzogin war bis zu einem gewissen Zeitpunkte vorgerückt, und ihr Zustand machte einen Aderlaß

nothwendig. Die Herzogin Mutter verlangte dabei gegenwärtig zu seyn, und setzte durch drohende Ermahnungen zur Vorsicht den Chirurgen so in Furcht, daß er wirklich fehl schlug und die Herzogin stark verletzte. Diese, aus Schonung für den armen Chirurgen, sprang auf, klagte sich selbst an, küßte der Schwiegermutter die Hand und bat um Verzeihung, daß sie durch eine ungeziemende Furchtbewegung sich die Verwundung, ihr aber, was noch schlimmer sey, ein Schrecken zugezogen habe. Ein zweiter Versuch glückte. Am 8. Februar 1781 beschenkte die Herzogin ihren Gemahl mit einer Tochter, der jetzigen Herzogin von Sagan. Ein neues Band der Innigkeit hatte sich um die beiden Herzen des fürstlichen Paares gelegt, und die Freude der öffentlichen Theilnahme war allgemein.

Im folgenden Jahre 1782 am 19. Februar wurde dem Herzog die zweite Prinzessin, die jetzige regierende Fürstin Pauline von Hohenzollern Hechingen geboren. Die Erwartung war freilich auf einen Prinzen gerichtet, allein die Zufriedenheit des Vaters war deshalb um nichts geringer, und die Hoffeste begrüßten nicht minder feierlich die Geburt dieser zweiten Prinzessin.

Der Herzog fühlte und erkannte, welchem holden Genius er seine schätzbarsten und würdig-

sten Verhältnisse, seine höchsten und edelsten Lebensfreuden zu verdanken hatte, daher er denn auch eifrig bemüht war, seine Gemahlin mit Unterhaltungen zu umgeben, welche ihrer Neigung und ihrem Geiste zusagten. Zur Vervollständigung des Gesanges in der fürstlichen musikalischen Kapelle wurden zwei Sängerinnen, Schülerinnen Hillers aus Leipzig, berufen, und an den berühmten Meister selbst erging die Einladung, seine Schülerinnen nach Kurland zu begleiten. Dort fand dieser ausgezeichnete Tonkünstler am herzoglichen Hofe eine Aufnahme, die seinem Verdienst angemessen war, und ihm durch sein ganzes Leben unvergeßlich blieb. Es waren Tage der geistigsten Freude, welche während Hillers Anwesenheit, die Hoffeste auszeichneten; Concerte wechselten mit Opern. — „Glauben Sie nur", sagt ein Schreiben aus jener Zeit, „daß die Musen auch hier eine erwärmende Sonne und einen Tempel gefunden. Hiller hat uns zwei treffliche Sängerinnen, die böhmischen Schwestern Podleska, zugeführt; auch die junge Gräfin Wartenberg, die der Herzog seiner Gemahlin als Hofdame zugegeben, hat eine angenehme Stimme. Die Concerte und Opern sind trefflich besetzt, und die Harmonien, die durch die fürstlichen Säle rauschen, scheinen sich auch den Menschen mitgetheilt zu haben.

Ueberhaupt hat das Leben des Hofes wohl noch nie eine so würdige und anziehende Physiognomie gezeigt. Die Seele, die das alles belebt, hat die junge Herzogin mitgebracht. Sie ist das Gestirn, um welches recht erfreulich die übrigen Gestalten sich drehen. Kommen Sie und überzeugen Sie sich!"

In die Freudentage, welche dieser Brief schildert, trat bald mit seinen Trauerstunden ein dunkles Verhängniß; die Herzogin Mutter verfiel in eine Krankheit, die im Herbste dieses Jahres ihr Lebensende herbeiführte. Die junge Herzogin, zum drittenmal schwanger, verließ, trotz ihres bedenklichen Zustandes, nur selten das Krankenlager ihrer Schwiegermutter, bis diese mit heiligen Segnungen für die, ihr so theuer gewordene Gemahlin ihres geliebtesten Sohnes, verschied. Kurz vor ihrem Tode empfahl sie die Armen und Kranken, welche Versorgung und Pflege von ihr erhalten, der jungen Herzogin, die dann auf das Gewissenhafteste dies fromme Testament der Tugend vollstreckte. Ihr Gemahl nahm an diesem heiligen Geschäfte den thätigsten Antheil. Der Herzog, der seine ehrwürdige Mutter auf das zärtlichste geliebt hatte, verließ die Residenz Mitau, wo die, von der Mutter bewohnt gewesenen Zimmer ihn mit zu wehmüthigen Erinnerungen

erfüllten und bezog das Schloß Würzau. Hier wurde am 24. Juni 1783 die dritte Prinzessin Johanna, jetzige Herzogin von Azarenza geboren. Der Herzog machte seiner Gemahlin große Geschenke, um ihr die getäuschte Hoffnung, die abermals vergebens einen Sohn erwartet hatte, zu versüßen.

Schon vor der Geburt der Prinzessin war die russische Eudoxia mit Tode abgegangen. Die Kaiserin Katharina ließ durch ihren Gesandten, Herrn von Krüdener, dem Herzog von diesem Todesfalle Nachricht geben und ihn zugleich ihrer aufrichtigen Theilnahme an den neuen Verhältnissen seines Hauses versichern. Für die Herzogin hatte der Gesandte Worte der Huld und des Wohlwollens von Seiten der hohen Monarchin in dem Auftrage, worin die Kaiserin mit wahrem Wohlgefallen der Liebenswürdigkeit der jungen Fürstin erwähnte, von welcher der Ruf, wie sie sich ausdrückte, bis zu ihr gedrungen sey.

So waren denn auch in Petersburg die Unebenheiten hinweggeräumt, die den Uebelwollenden dazu dienten, Irrungen und Mißhelligkeiten anzuknüpfen. Wiederhergestellt war zwischen dem petersburger Hofe und dem Herzoge das gute Vernehmen, welches durch giftige Einflüsterungen dort, und durch Unziemlichkeiten hier, gestört wor-

den war. Der Herzog hatte eine Reise nach Deutschland und Italien beschlossen. Von bedeutender Wirksamkeit würde es gewesen seyn, wenn er zuvor sich mit seiner Gemahlin in Petersburg der Kaiserin dargestellt hätte; allein er verwarf den Rath, der, zu diesem Schritt ihn zu bestimmen, die Absicht hatte, weil er von Männern kam, denen er in unauslöschbarem Andenken von Howens Treulosigkeit sein Vertrauen entzogen hatte. Er vernachläßigte Petersburg, unternahm in Begleitung seiner Gemahlin und der damals dreijährigen Tochter Wilhelmine im August 1784 die bestimmte Reise, und überließ die Regierung den vier Oberräthen, die, dem Herkommen gemäß, in Abwesenheit des Landesherrn mit fürstlichem Ansehen bekleidet, die Verwaltung der beiden Fürstenthümer nach eignem Ermessen zu betreiben, die Angelegenheiten des Landes ohne Ausnahme zu leiten, und selbst Einrichtungen von gesetzlicher Kraft dem Lande zu geben, befugt waren. Um dem sehr möglichen Mißbrauch einer so ausgedehnten Gewalt vorzubeugen, blieb dem Herzoge zwar das Recht vorbehalten, die Verwaltung der Oberräthe untersuchen zu lassen, und diese in dem Falle, daß sich Ausstellungen gegen sie ergeben, zur Verantwortung zu ziehen, — aber wo? In Warschau! Das ist genug, um sogleich zu erken=

nen, welch ein reicher Quell von goldfressenden Processen, die wieder Processe erzeugten, in jener herkömmlichen Einrichtung sich ergoß. Wir werden weiterhin sehen, daß dieser Quell auch im gegenwärtigem Falle seine Ergiebigkeit nicht verleugnete. —

Zu einer Reise nach Deutschland und Italien konnte die Herzogin freilich nicht vorbereitet seyn, indeß faßte sie wenigstens den Entschluß, ihre Wanderungen für sich so nützlich, als möglich, zu machen; zu dem Ende fing sie ein Tagebuch an. Wohl hatte sie Recht, ein redlich geführtes Tagebuch als eine wirksame Nachbildung der Erziehungsanstalt zu betrachten, welche die Natur im innersten Bewußtseyn des Menschen angelegt hat. Ohne Zweifel mochte eine solche tägliche Selbstbeobachtung durch die aufbewahrten Erfahrungen ihr dazu dienen, sich über gefahrvolle Stellen im Laufe ihres Lebens minder verletzt hinüber zu helfen. — Weil aber in solchen Aufzeichnungen nothwendigerweise von fremder Persönlichkeit die Rede seyn muß, so fand sich die Zartfühlende in einem gewissen unsichern Zeitpunkt ihres Lebens, im Jahre 1793 bewogen, ihre bis dahin geführten Tagebücher zu vernichten, um es dem Zufall unmöglich zu machen, irgend einen Verrath an ihren stillen Herzensergießungen

zu begehen. Für uns ist dieser Verlust zu beklagen, sie aber deshalb keinesweges zu tadeln.

Erfreulich und ungestört, bis auf die Nachricht vom Tode der Stiefmutter der Herzogin, die schon in Königsberg sie traf, ging die Reise von statten. In dieser Stadt empfing die willkommenen Gäste das gräflich Kaiserling'sche Haus, und versammelten um sie den hohen Adel und die gefeierten Männer der Stadt: Kant, Hamann, Hippel, Scheffner und Andre. Das war das Haus, wo der feinste Weltton durch einen Zusatz von Wissenschaftlichkeit so anziehend wurde. Die junge Fürstin, die schon in ihrem väterlichen Hause sich an den Umgang mit kenntnißreichen Männern gewöhnt hatte, fühlte sich auch hier gewissermaßen heimisch. Sie ließ keinen Gegenstand außer Acht, dem irgend eine Belehrung abzugewinnen war; und auf ihre empfängliche Seele machte jede neue Erscheinung, die der Aufmerksamkeit sich darbot, einen lebhaften und nicht selten begeisternden Eindruck; dieses, verbunden mit einer ungewöhnlichen Leutseligkeit, im höchsten Sinne des Wortes, reizte wiederum die Menschen, die etwas Wissenswürdiges anzubieten hatten, sich ihr zu nahen. Der Herzog theilte vollkommen mit ihr diesen Sinn für Wissenschaften und Künste, und war hoch erfreut über den Beifall, den überall seine Gemah-

lin davon trug. Sie erregte Gefühle des Wohlgefallens, wenn sie kam, und ließ Bewunderung zurück, wenn sie schied.

Die Reise ging über Schwedt. Dort wurde der Herzog, nebst seiner Gemahlin, von dem Markgrafen mit den würdigsten Auszeichnungen aufgenommen. Die große Oper Cora, von Naumann, verherrlichte den Abend ihrer Anwesenheit daselbst. Der glänzendste Empfang war den Reisenden in Berlin bereitet; der Stadt, von welcher das Gerücht so viel Widersprechendes und Zweideutiges in entfernten Gegenden umhertrug. Da waltete noch Friedrich in seiner, dem Ende zusinkenden Kraft, wie ein untergehendes, großes Gestirn, welches seine letzten Feuerstralen noch auf die Welt, die wehmüthig ihm nachblickt, herabwirft, und nun weggeht, andern Welten zu leuchten. In Dorotheens Seele brannte das Verlangen, den Mann, dessen feierlicher Name bis zu ihren Kindertagen herübergeklungen, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Den Herzog empfing der Monarch in Sanssouci, die Herzogin aber wurde ihm bei seiner Schwester, der Prinzessin Amalie, vorgestellt. Sie sey, versicherte sie nachher, vor dem Anblicke des großen Monarchen von einem solchen Gefühl der Ehrfurcht, welches sich füglich mit einer Art von Schrecken

vergleichen ließe, gleichsam überfallen worden; in dem milden Licht aber, welches aus seinen dunkeln Augen hervorgedrungen, und durch die Worte des Wohlwollens, die er zu ihr gesprochen, hätte sich jenes Gefühl bald in eine freudige Bewunderung aufgelöst. Die sanfte fürstliche Frau hatte den Beifall des Königs gewonnen; er sandte ihr wiederholentlich niedliche Körbchen mit den feinsten und seltensten Früchten gefüllt, mit den erlesensten Blumen geschmückt und jedesmal von einigen freundlichen Zeilen begleitet. Bei Gelegenheit der ersten dieser Sendungen beklagt sich der Monarch, daß seine Krankheit ihn des Vergnügens beraube, sie selbst zu bewirthen; er müsse es seinem Neffen überlassen, ihren und ihres Gemahls Aufenthalt in Potsdam und Berlin so angenehm, als möglich, zu machen. Nichts konnte dem Prinzen erwünschter seyn, als dieser Auftrag; in seinem Herzen lebte ja noch das frische Andenken an seinen Aufenthalt in Mitau. Er setzte alles in Thätigkeit, was Potsdam und Berlin anzubieten hatten, seine hochwillkommnen Gäste auf die würdigste und erfreulichste Art zu unterhalten. Es war im September, zu der Zeit der Truppenversammlungen im Herbst. Es wurden große kriegerische Uebungen zu Ehren des Fürstenpaares veranstaltet. Friedrich wohnte zum

letztenmale diesen soldatischen Prachtaufzügen bei, die der Kronprinz nach den Befehlen des Königs leitete. Auch von den übrigen Höfen der königlichen Familie wurde dem Herzog und seiner Gemahlin ein Empfang zu Theil, der sich zu einer herzlichen Verbindung entwickelte. Mit der Prinzessin Luise, der Tochter des Prinzen Ferdinands von Preußen, knüpfte die Herzogin eine Freundschaft an, die sich in einem ununterbrochenen, lebhaften Briefwechsel durch das ganze Leben fortsetzte. Wo, in welchem Kreise der Königsstadt die holde Dorothea erschien, ging der Ruf ihrer Liebenswürdigkeit ihr voraus, und vollstimmiger Beifall folgte ihr nach. Sehr oft versammelten sich um das kurische Fürstenpaar die bedeutendsten Gelehrten Berlins: Nicolai, Ramler, Engel, Mendelssohn u. A. Der Herzog fand, so wie seine Gemahlin, in der Unterhaltung mit Gelehrten und Künstlern seinen besten Lebensgenuß. — „Ich kann es recht merken", schrieb die Herzogin aus Berlin an ihre Schwester, „wie der Umgang mit weisen Männern und verdienstvollen Gelehrten unsern Ideenkreis erweitert, unsre Ansichten berichtigt und unsre Blicke in das Leben schärft. Wie ganz anders finde ich jetzt Berlin, als ich mir es sonst dachte. So viel Freundschaft und Liebe mir überhaupt auch hier entgegenkommt, so

ergötzlich auch hier die Zerstreuungen sind, die mich umgeben, so freue ich mich doch auf die Tage, wenn die gelehrten Männer dieser Königsstadt zu uns kommen. Es gibt hier viel zu hören und zu sehen; ich sauge aus beiden meinen Honig. Abends wird zu Buche getragen, was der Tag eingebracht hat.“ —

Von Berlin aus wurden die Reisenden auf ihrem weitern Zuge durch Deutschland nach Italien von den beiden Brüdern der Herzogin, die in Berlin in Garnison standen, begleitet. In Dresden, dieser festlichen Stadt, waren es vorzüglich die Kirchenmusik und die herrlichen Schätze der Gemäldesammlung, welche auf die rege Phantasie der jungen Fürstin einen unauslöschlichen Eindruck machten. Auch hier versammelten sich um das fürstliche Paar Gelehrte und Künstler. Die Reise ging weiter über München durch Tirol. Von diesem majestätischen Felsenlande, wie sie es zu nennen pflegte, sprach die junge Fürstin immer im Ton des höchsten Entzückens. Mit welcher Begeisterung die Reisenden in Verona gefeiert wurden, davon zeugt noch jetzt die Inschrift an der Felsenwand auf einer Anhöhe im Justi'schen Garten*). In Vicenza, Padua, Bologna und

*) Petro. Magnanimo. Praestanti. Curlandiae.

Venedig ließen die Reisenden ein ehrenvolles Andenken zurück.

In Bologna legte der Herzog eine Stiftung nieder, mit der Bestimmung, jungen, verdienten Künstlern Preise, und fähigen, unvermögenden Schülern der Kunst Unterstützung zufließen zu lassen. Den erfreulichsten Anblick gewährte besonders der jungen Fürstin, dieser sanften Tochter der Natur, das reizende, mit Oliven und Rebenhügeln so reich geschmückte Florenz. „Diese merkwürdige Stadt" — schrieb sie von dort an ihre Schwester, ohne zu wissen, daß sie eine oft gemachte Vergleichung wiederhole — „weckt sehr lebhafte Erinnerungen an Dresden in mir auf, an dessen freundschaftliche Einwohner von so feinen und gefälligen Sitten, an die reichen Bildersäle und vorzüglich an die erhabene Kirchenmusik, die mich mit himmlischen Empfindungen erfüllte."

Ihr lebhafter, empfänglicher Geist entwickelte sich auf dieser Reise immer mehr und mehr an

---

Duci. Annae. Dorotheae. Lectissimae. Venustissimae. Uxori. Justorum. Aedes. Viridarium. Tramites. Antra. Fontes. Aeternum dicent.

XIII. Kal. Jan. MDCCLXXXIV.
Franc[us] P. Gombertus. I. I. P. P.

der Fülle und Großartigkeit der, zu ihrer Anschauung eindringenden Gegenstände; immer treffender, sicherer und gediegener wurden ihre Urtheile über Werke der Kunst; immer mehr Reiz für sie erhielt die Geschichte der Vorwelt, zu der sie sich sonst nur wenig oder gar nicht hingezogen gefühlt hatte. Von der höchsten Begeisterung ward ihre Seele emporgehoben in Rom. Auf das innigste bewegt ging sie auf den Spuren der Vorzeit, unter den Ruinen, die in ihrer Zerrissenheit ihrem Gemüth wunderbar anziehend zusprachen. Ihre Wanderungen an der Seite ihres Gemahls waren nicht nur von gewöhnlichen Ciceronen, sondern auch von bedeutenden wohlunterrichteten Männern begleitet, welche, wie sie, Fremdlinge in Rom waren. Hier hatte sie die Bekanntschaft mit dem berühmten Denon, mit Münter, jetzigem Bischof in Kopenhagen, und mit einem geistreichen Schweizer, Thormann, gemacht. Alle wetteiferten, der jungen Fürstin in ihren Nachforschungen nützlich zu seyn. Rom — eine ganz neue Welt ging hier in der alten ihr auf. — Alte Sitten, alte Gebräuche; das Leben der Griechen und Römer, das Besondere der Häuslichkeit sowohl, als das Allgemeine des öffentlichen Völkerverkehrs; ihr Religionswesen; ihre Sittlichkeit; ihre Tugenden; ihre Laster; ihre Helden; ihre

Weisen; mit einem Wort, ihr ganzes Wesen, in seinen Höhen und Tiefen, waren der Stoff ihrer liebsten Unterhaltung. Sie schien sich darin recht zu gefallen, Gespräche dieser Art auf die Bahn zu bringen. Aber mitten unter den großen und erhabenen Erscheinungen der Kunst sowohl, als der Natur, war es immer der Mensch, auf den sie alles bezog. Selbst wenn sie innig ergriffen und begeistert in der Gewalt einer großen Anschauung da stand, konnte sie nicht umhin, zur Erörterung die Frage zu bringen: welches Licht, welches Heil von dem Puncte, den gerade ihre Phantasie festhielt, über die Menschheit ausgegangen sey? Darum ließ sie sich so gern in die besondere Geschichte der Tage hineinführen, mit denen der jedesmalige Gegenstand ihrer Betrachtung zusammenhing. Aus den Tiefen des Alterthums stieg sie herauf zu den Tagen der spätern Zeit. Mit großem Erstaunen nahm sie in Rom wahr, durch welche Wandlungen die geheiligte Christusreligion gegangen; und durch einen Gegensatz, der erst in Rom ihr recht klar wurde, lernte sie die innere Würde der protestantischen Glaubenslehre recht innig kennen und schätzen. In der Propaganda bemerkte sie mit nicht geringer Verwunderung, wie das weitschauende Institut auch nicht den, wie sie glaubte, unbemerkbaren Winkel

ihrer lettischen Landeskinder für die Zwecke des römischen Christenthums verschmäht habe. Sie fand in der dortigen großen Buchdruckerei unter der Menge von Sprachalphabeten auch die Lettern der Volkssprache ihres Landes.

So füllte sie mit verschiedenartigen Kenntnissen ihren Geist und ihr Tagebuch. Wenn auch ein solches Einsammeln fragmentarischer Bereicherungen kein zusammenhängendes, gründliches Wissen hervorzubringen vermag, so wirkt es doch im Allgemeinen gedeihlich und fördernd auf die sämmtlichen Kräfte einer empfänglichen Seele, die, frei und noch nicht als eine Beute vornehmer und eitler Verwöhnungen, dem höhern Lebensgenuß entrückt ist, so wie denn die junge Fürstin Dorothea, nach ihrer eignen Versicherung, in den Weihestunden der Einsamkeit durch den Inhalt ihres Tagebuches zu erweiterten, hellern Lebensansichten und zu solchen Genüssen gelangte, die keiner rauschenden Begleitung bedürfen.

Wir kehren zu dem weitern Verfolg der Wanderungen unsrer Reisenden zurück. Nach einem Aufenthalte von etwa vier Wochen in Rom begaben sie sich nach Neapel; hier kamen ihnen die freundlichsten Begrüßungen des königlichen Hofes entgegen; doch die Fürstin Dorothea opferte diesem nur so viel Stunden ihrer persönlichen Mit-

theilung auf, als die Erwiederungen des ausgezeichneten Empfanges unumgänglich foderten. Dann überließ sich die begeisterte Freundin der Natur, dem vollen Zauber, den der südliche Himmel über den großen Garten der Natur, über das campanische Thal ergießt. Der Landschaftsmaler Hakert ward ihr Begleiter durch die entzückenden Gegenden der hesperischen Götterwelt. Ischia war das Ziel der Reise. Diese an Heilquellen so reiche Insel besuchte der Herzog, um durch die berühmten Bäder daselbst seine Gesundheit zu stärken. Wie eine zurückgebliebene, helle Erscheinung aus den Tagen der griechischen Götterwelt durchwanderte die holde Fürstin unermüdet die reichen Blumenthäler und Myrthenhügel der Insel. Ihr Herz ergötzte sich an der unverdorbenen Natur und an den kindlichen Sitten der Bewohner; ihre Phantasie bereicherte sich mit den überraschenden, malerischen Bildern, welche von allen Seiten, wohin ihre Wanderungen sie führten, sich darboten. Vor allen Italienern liebte und rühmte sie in ihren Erinnerungen die Einwohner von Ischia; wie sie denn auch einmal in der Tracht dieser guten Kinder der Natur auf einem Maskenball erschien.

Die Rückkehr unsrer Reisenden war ein eilender Flug. In Rom fanden sie die Freunde

der frühern Bekanntschaft wieder, diese sangen ihnen beim Abschiede ein feierliches Lebewohl nach.

Es war ein fortwährender Freudengenuß, eine ununterbrochene Reihe von überraschenden Bewillkommnungsfesten, durch welche die Reise sich hinzog. Nur in Leipzig wurde die heitere Dorothea von einer traurigen Botschaft getroffen, die ihr von dem unerwarteten Tode ihres innig geliebten Vaters die niederschlagende Kunde zubrachte. Sie wußte, sie fühlte tief, was sie in dem Theuern verlor. Dem liebenden Herzen ist ein solcher Verlust, bei allem übrigen Reichthum an Liebe, nicht zu vergüten. Auch ihrem Gemahl sank mit diesem Edeln eine Stütze des Rechts und der Wahrheit darnieder. Manchem Andrang feindlicher Bestrebungen gegen den Fürsten hatte er sich muthig und kräftig entgegengestellt. Aber sie, die arme Fürstin, war trostlos. Von ihrem Schmerze begleitet kam sie nach Potsdam.

Auf die Nachricht, daß die Herzogin mit ihrem Gemahl in Potsdam angekommen sey, eilte die Schwester von Pyrmont, wo sie die Heilquellen gebrauchte, dahin, und beide Schwestern sanken weinend einander in die Arme; in beiden Herzen trauerte Eine verwaiste Empfindung. Elisa begleitete ihre Dorothea nach Berlin.

In Kurland indeß dunkelte schon das Gewit=

ter, welches um das Haupt des Herzogs sich zusammen zu ziehen drohte. Der Mann, der keiner Partei angehörte, dem nur Wahrheit und Recht galt, Graf Medem war nicht mehr; mit ihm hatten zwei Augen sich geschlossen, die unbestochen und treu die Rechte des Fürstensitzes gegen die Eingriffe der Zudringlichkeit bewachten. Nicht blos sein väterliches Verhältniß zu der Person des Herzogs, sondern auch Rücksichten, denen die Ruhe des Landes vorschwebte, waren es, die das Verfahren des Grafen Medem bestimmten. Ungebundener und höhnender traten jetzt die Ränke der Arglist und des niedrigsten Eigennutzes hervor, die unbezweifelten Rechte des Fürsten anzutasten und unter die Füße zu treten. Howen, den wir oben bereits kennen lernten, entwickelte nun immer rücksichtsloser seine Künste, sich vorzudrängen, und eine Stellung zu gewinnen, die seinem Einfluß eine ungehemmtere Bahn zu eröffnen geeignet sey. Die drohende Lage der Dinge in Mitau, welche von den Freunden des Rechts unverhohlen dem Herzog dargelegt wurde, vermochte dennoch nicht, ihn zu bewegen, seine Rückkehr nach Kurland zu beschleunigen. Die Schwester der Herzogin mußte sich demnach entschließen, allein in ihr Vaterland zurückzukehren. Dort sah sie nun mit Schmerz das Gewebe der, gegen die fürstliche Familie ge-

richteten Zwecke, vor ihren Augen enthüllt, sie sah ein Verfahren, welches den abwesenden Herzog nicht einstweilig ersetzte, sondern vielmehr bis zu seiner Rückkunft absetzte. Die treue Schwesterseele sandte an die Herzogin die ausgeführtesten Eröffnungen über die Lage der vaterländischen Angelegenheiten. Aber auch diese Vorstellungen, begleitet von wiederholten Anregungen von Seiten der Freunde des Herzogs, blieben ohne Wirkung, und die fürstliche Familie verweilte diesen nächsten Winter noch in Berlin. In dem darauf folgenden Frühlinge besuchte der Herzog mit seiner Gemahlin und Tochter seine Besitzungen in Holland, die er späterhin verkaufte.

Der Sommer wurde in Pyrmont zugebracht. Hier feierte die Herzogin ein süßes Fest ihres Herzens; sie verlobte nämlich ihre Hofdame, die natürliche Tochter des Herzogs, Gräfin Wartenberg, mit einem Grafen von Hardenberg. Kein Fest, versicherte sie, worin ihre eigne Verherrlichung geglänzt, habe mit so inniger Freude ihre Seele erfüllt, als diese hochzeitliche Feier, wobei ihr die Gelegenheit geworden, selbst thätig für Andre zu seyn. Glücklich machen helfen, ist süßer, als selbst glücklich seyn; das fühlt sich besonders, wenn man berufen ist, zwei zärtlichen Seelen den Eingang in das Leben der Liebe zu schmücken. —

Die weitere Reise ging über Hannover, wo der Ruf von der einnehmenden Liebenswürdigkeit der jungen Herzogin von Kurland große Erwartungen erregt hatte. Das veranlaßte drei junge Edelleute, welche die gepriesene Fürstin in der Nähe zu beobachten wünschten, ein Abenteuer zu unternehmen. Sie erkauften sich nämlich von dem Inhaber des Wirthshauses, wo für die fürstlichen Personen Wohnung bestellt war, die Erlaubniß, sich in die Dienerschaft des Wirthshauses zu verkleiden und die kurischen Herrschaften bei Tische zu bedienen. Der Wirth willigte ein; das Abenteuer wurde ausgeführt. Als nun die Wagen vorfuhren, sprangen mit ihren Wachskerzen die drei verkleideten Herren herbei, und drängten sich, die schöne Fürstin aus dem Wagen zu heben. Beim Abendessen besorgten sie die Bedienung mit solcher Feinheit und solchem Anstande, daß die Herrschaften nicht unterlassen konnten, einige nicht gewöhnliche Fragen an sie zu thun, welche sie zur Zufriedenheit der Fragenden beantworteten, so daß die Herzogin zu ihrem Gemahl sagte: „ces jeunes gens sont bien instruits." — Den folgenden Morgen setzten die jungen Herren ihre Verkleidung fort, und hatten das Vergnügen der wirklichen Dienerschaft ein reichlicheres Trinkgeld einzuhändigen, als ihnen sonst ihre Bedienung bei

den fürstlichen Fremden vielleicht eingetragen haben würde.

Die Herrschaften trafen im Herbst 1786 wieder in Berlin ein. Die Herzogin fühlte sich mit neuen Mutterhoffnungen beglückt. Der Herzog beschloß, seine Gemahlin ihre Entbindung in Berlin abwarten zu lassen und sodann mit seiner Familie eine Reise nach England zu machen. Indeß trafen von Mitau her immer dringendere Aufforderungen ein, welche die schleunige Rückkehr der herzoglichen Familie als höchst nothwendig darstellten. Die tiefbekümmerte Schwester vereinigte mit den redlichen Wünschen der wahren Freunde des fürstlichen Hauses ihre herzlichsten Bitten. Howen hatte nun bereits einen hindernißfreien Spielraum für seine rasch vorstrebenden Absichten gewonnen; es war ihm gelungen, gegen den wohlbekannten Willen des Herzogs, in die Reihe der Oberräthe sich einzudrängen; seine Schützlinge, deren Schützling er wiederum war, hoben mächtig und feindlich gegen den Fürsten ihre Häupter empor. Keck und höhnend wurde über das landesherrliche Ansehn hinweggeschritten; mit den fürstlichen Domainen waltete die rücksichtsloseste Willkür; sie mußten zu Bestechungen für Howens Absichten dienen. Alles dies setzte endlich den Unwillen des Herzogs in die heftigste

Bewegung; er wurde gegen die Regierung und gegen die Landschaft gleichmäßig erbittert; er faßte den leidenschaftlichen Entschluß, in das Land der Unruhe und der zügellosen Ungebühr nie mehr zurückzukehren, und seine fürstlichen Einkünfte, nach dem Beispiele Ferdinands, des letzten Herzogs aus dem Kettlerischen Stamme, auswärts, und zwar in dem von ihm angekauften schlesischen Herzogthume Sagan zu verzehren. Hochwillkommen mußte diese Art von Rache dem Manne der Ränke und seinem Anhange seyn.

Ueber die sanfte Seele der guten Fürstin brachten diese Vorgänge die bittersten Leiden. Sie theilte mit ihrem Gemahl die Empfindung des tiefen Unwillens, konnte aber doch in der Stille ihres Herzens seinem Entschlusse, dem Vaterlande gänzlich zu entsagen, nicht beistimmen, so lockend auch für ihre Wünsche die Reise nach England war. Indeß fehlte es in Kurland nicht an unbestochenen Gesinnungen, welche die Rückkunft des Herzogs wünschten. Als die Nachricht von der Schwangerschaft der Herzogin nach Kurland kam, gelang es den Redlichen, die mit freiem Blicke die Angelegenheiten des Landes durchschauten, daß sie die auf dem Landtage versammelten Stände dahin vermochten, ein Gesuch an die Herzogin abgehen zu lassen, um sie zu bewegen, daß

es ihr gefallen möchte, in ihr Vaterland zurückzukehren und in seinem Schooße das Fest ihrer neuen Mutterfreuden selbst in dem Fall zu feiern, wenn ihr Gemahl durch seinen Gesundheitszustand abgehalten würde, sie zu begleiten. Die Herzogin befand sich im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft; unter solchen Umständen war es für sie wohl sehr bedenklich, eine Reise von 156 Meilen gegen Norden in der Witterung des Decembermonats zu unternehmen; allein die Lage der Angelegenheiten des Vaterlandes und andere Rücksichten foderten zu gebieterisch dazu auf, als daß an eine andere Ausgleichung zu denken gewesen wäre. Sie reiste; ihr Bruder, der Graf Karl von Medem, begleitete sie; ihr Gemahl blieb zurück. Die Hoffnung, als eine Versöhnende unter ihren Landeskindern zu erscheinen, flößte ihr den Heldenmuth ein, alle die Beschwerden der furchtbaren Reise zu ertragen. Aber es waren nicht undankbare Mühseligkeiten, welche sie übernommen. Schon in Memel, sieben Meilen von der kurischen Grenze, flogen ihr die Freudentöne der Bewillkommnung von den Unterthanen entgegen, und nun war der weitere Erfolg ihrer Reise, bis in die Hauptstadt ihres Landes, ein ununterbrochener Triumphzug. So viele Liebe fand sie, trotz den mißgestalteten Verhältnissen,

welche die Eintracht ihres Vaterlandes zerrissen. Der Adel und die Bürgerschaft wetteiferten, ihrer Fürstin die Opfer der reinsten Huldigung darzubringen, und liebevoll schlugen selbst diejenigen Herzen ihr entgegen, welche durch die Irrungen der Zwietracht, wenn auch nicht bösartig, doch ungünstig gegen das fürstliche Haus gestimmt waren. Sogleich nach ihrer Ankunft nahten sich ihr die Oberräthe, sammt den übrigen höheren und niederen Landesbehörden, unter denen sie freilich feindliche und mißwollende Naturen wahrzunehmen hatte. Die Redner sprachen hier Worte der Ehrerbietung und Anhänglichkeit aus; im Innern ihres Kreises aber barg hier und da sich die böse Gesinnung. Die Fürstin aber — wie ein heller Sonnentag, der aus trüben Wolken hervorgeht — trat auf mit einem Anstande, der keinen Zug ihres Seelenzustandes verrieth; mit einer Sanftmuth, die selbst im Unwillen nicht zürnt; mit einer Zartheit, die fremdes Unrecht und selbst Beleidigungen so gern verhüllt; so stand sie da, mit der vollen Kraft ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth ausgerüstet; mit dem sanftern Glanze, mit der höhern Schönheit des Wohlwollens und der Liebe geschmückt. Der Geist der Versöhnung schwebte auf ihren Lippen, indem sie zu der Versammlung sprach, so daß Jeder Entzücken oder

Beschämung dahin nahm, je nachdem das Selbstgefühl ihm seine Stellung zu der Fürstin anwies. Zu Jedem sprach sie ein holdes Wort; Jedem wandte sie einen huldvollen Blick zu, und beobachtete überhaupt ein Betragen, worin wiederum nur das Bewußtseyn jedes Einzelnen die leise Schattirung des Unterschiedes wahrzunehmen vermochte. So tief drückte sie hinab in sich das Gefühl ihres verwundeten Herzens, den Schmerz der, ihrem Gemahl widerfahrenen, Kränkung. Dieses Betragen war es, welches ihrem Gemahl bereits entwendete Gemüther zurückgewann.

Den Tag darauf, nachdem geschehen war, was die Würde der Fürstin ihr vorschrieb, sie auch den russischen Minister bei sich gesehen hatte, zog sie sich in die Stille der Einsamkeit nach Würzau zurück, um daselbst auszuruhen von der Anstrengung der beschwerlichen Reise und der geräuschvollen Tage ihrer Ankunft in Mitau. Dort kein Gepränge; in abgeschiedener Ruhe wollte sie ihre Entbindung abwarten. Nur der Kreis ihrer Lieben fand sich dort um sie versammelt; sonst alle Ehrenbesuche lehnte sie ab. Doch Sonntags konnte sie nicht umhin, die Oberräthe und einige andere vom Adel aus Mitau zur Mittagstafel einzuladen. Ihr Geburtstag, der dritte Februar, mußte unausgezeichnet vorübergehen und hatte

nur in dem Andenken ihrer Lieben eine stille Feier zu finden. Aber der funfzehnte Februar, der Geburtstag ihres Gemahls, durfte nicht so glanzlos verschwinden; sie umgab ihn mit der vollen Festlichkeit eines ihr heiligen Tages. Der russische Minister, die Mitglieder der Regierung und andere Landesbehörden, nebst dem in Mitau anwesenden Adel, wurden zu dem Lebensfeste des Herzogs eingeladen. Auch bei dieser Gelegenheit bot die sanfte, fürstliche Frau wiederum, trotz der Unbequemlichkeit ihres körperlichen Zustandes, alle Liebenswürdigkeit und Gaben ihres Geistes auf, um mit keiner Spur von Mißhelligkeit den Tag zu beflecken. Selbst den Gegnern ihres Gemahls flößte ihr Benehmen Ehrfurcht ein, und die heuchelnde Freundlichkeit vergaß ihre Lüge. Befriediget verließen sämmtliche Gäste die bewunderte Fürstin.

Endlich am 23. Februar 1787 gab die Herzogin den vereinigten Wünschen und Hoffnungen des Landes einen Prinzen. Unbeschreiblich ist der Jubel der Freude, womit diese Nachricht durch die Ortschaften des Landes flog. Der mit der frohen Botschaft Beauftragte rief auf dem Wege nach Mitau jedem Begegnenden die willkommne Nachricht zu. Das Volk in der Stadt lief zusammen, und Freudenrufe schallten durch die

Straßen umher. Die Freude ist ansteckend. Ein Geist der Versöhnung ging von ihr aus, der die abgewandten Gemüther berührte Auch Howen, der, gegen das fürstliche Haus sonst feindliche Mann, wurde zur Theilnahme an der allgemeinen frohen Bewegung gestimmt. Reines Wohlgefallen an diesem Ereigniß, ohne Einrechnung seines persönlichen Vortheils, ließ bei diesem Manne sich freilich nicht voraussetzen. Ihm schwebte die Aussicht vor, daß das Ende des im Alter schon weit vorgerückten Herzogs in die Tage der Minderjährigkeit des Prinzen fallen müßte, und in diesem Falle stand, bis zur Volljährigkeit des Prinzen, den Oberräthen die vormundliche Regentschaft zu. Die Ueberlegenheit seines Geistes vor den übrigen Männern der höchsten Behörde ließ ihn die Hoffnung fassen, daß es alsdann nicht mißlingen werde, mit den Angelegenheiten des Landes nach den Eingebungen seiner Persönlichkeit, ziemlich willkürlich schalten und walten zu können.

Den Tag nach der Geburt des Prinzen erschienen die Oberräthe in Würzau, um der Fürstin ihre Glückwünsche darzubringen, zugleich baten sie, wenn es ohne Ruhestörung der erlauchten Wöchnerin geschehen könne, ihren Erbprinzen zu sehen. Sie wurden vorgelassen. „Sie sind

mir sehr willkommen, meine Herren" — sagte die schöne Mutter, neben welcher das Kind der Hoffnung lag — „denn mein Herz fühlte das Bedürfniß, Ihrer Liebe und Vorsorge meinen Sohn zu empfehlen. Möge es ihm einst gelingen, wenn er zu seiner Bestimmung gelangt, das Vaterland zu beglücken." In der sechsten Woche wurde die Taufhandlung mit fürstlichem Glanze vollzogen, und dem Prinzen der Name Peter gegeben. Nach der sechsten Woche feierte die Herzogin ihren Kirchgang in Mitau. Die Bürgergarden kamen ihrer Landesmutter auf dem Wege der Stadt entgegen. Die Einwohner vom Lande und aus der Stadt drängten sich, der Mutter ihres Erbprinzen den Ausdruck ihrer frohen Herzen zuzurufen. Es war ein fröhlicher, unbefohlener Triumphzug, der die Fürstin zur Kirche begleitete. Da beugte sie in Demuth das Knie vor dem Herrn, der so segnend ihre stillen Gebete erhört und so herrlich ihre sehnsuchtsvollen Wünsche gekrönt hatte. Aller Augen waren auf die schöne fürstliche Frau gerichtet, die in ihrer geweihten Andacht knieend die frommen Blicke zum Himmel gewendet, wie eine Himmlische erschien. In jedem Auge glänzte, gleich einer Opferflamme, ein Herz voll Entzücken und Liebe. Ein Gedicht aus jenen Tagen der Feier, verfaßt von dem jetzt verstorbenen Prediger

Becker, spricht innig und treffend die gemeinsamen Empfindungen, Wünsche und Hoffnungen des begeisterten Volks aus. Es beginnt in folgenden Tönen:

Da sinket sie in froher Andacht nieder,
So schön wie eine Himmlische, vor Gott!
Der Hymnus hallt im vollen Tempel wieder,
Lobpreisend hallt er hoch empor zu Gott! —
Dir, aller Herzen Liebling — dieser Zähren,
O dieser Seufzer stilles Flehn
Wird der Allgütige gewiß erhören,
Und du wirst die Erfüllung sehn, u. s. w.

Wir haben oben bereits angedeutet, welchen wohlberechneten Antheil an diesem frohen Ereigniß Howen nahm, der Mann, der den härtesten Kummer über die gute Fürstin gebracht hatte. Ihm schwebte die vormundliche Regentschaft vor; allein dieser Stern der Hoffnung schimmerte noch zu fern in der Tiefe der Zukunft; er hatte im Stillen einen Plan ersonnen, ihn näher zu rücken. Bald nach der Kirchgangfeier trat er bei der Herzogin leise hervor mit einem Entwurfe, dem er schmeichlerische Lockungen vorausschickte. In Ausdrücken und Wendungen einer erheuchelten Schonung für ihren Gemahl, eröffnete er der Herzogin, daß es ihm gelungen sey, einen Weg auszumitteln, auf welchem die Wohlfahrt der fürst-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

lichen Familie und die Ruhe des Herzogs unfehlbar gesichert werden könnte, welche beide gegenwärtig, mitten unter so verschobenen und schwankenden Verhältnissen, sich in einer so gefährdeten Stellung befänden. Durch die Maßregeln, die er vorzubringen habe, würden alle Mißhelligkeiten und Irrungen mit Einem Schlage darnieder geworfen werden. Es komme nur darauf an, daß sie, die vielvermögende Frau, sich entschlösse, ihren Gemahl dahin zu bewegen, sich der lästigen Regierung gänzlich zu entziehen, und solche ihr, als der natürlichen Vormundin des Erbprinzen, zu übertragen. Die Einkünfte der beiden Herzogthümer würden ergiebiger, und durch keine fressenden Rechtshändel verkürzt, ihm in Sagan, oder wo es sonst ihm gefallen sollte, seinen Sitz aufzuschlagen, zufließen. Diese Veranstaltung würde keineswegs eine Trennung der fürstlichen Familie herbeiführen, indem dieselbe jährlich mehrere Monate bei dem Herzoge würde zubringen können. Er machte sich anheischig, die Ausführung dieses Plans, wofern derselbe annehmlich gefunden werden sollte, bei der Landschaft sowohl als in Polen zu bewirken, und jeden sonstigen Widerspruch zu beseitigen. Die Herzogin barg tief in ihrem verletzten Gemüth den schneidenden Unwillen über diesen unwürdigen und schnöden

Antrag, der so frech ihr zumuthete, zur Verrätherin an ihrem Gemahle zu werden, sie verpflichtete Howen, den Vorschlag geheim zu halten, auf daß sie Zeit gewänne, ihn mit ungestörter Unbefangenheit in Ueberlegung zu nehmen. Sie vertraute das Geheimniß nur ihrer Schwester, verschwieg es aber sorgfältig ihrem Gemahl, um nicht noch mehr seinen Zorn gegen Howen zu entflammen, dem es weder an Willen noch an Gelegenheit fehlte, dem Herzog mächtige Feinde zu erwecken. Aber desto dringender und unablässiger wurden ihre Aufforderungen und Bitten an den Herzog, ihn zur schleunigen Rückkehr in das Vaterland zu bewegen. Nach sechs Wochen endlich gab der Herzog den einleuchtenden Vorstellungen seiner Gemahlin nach. Er kehrte zurück, die Unruhen nahmen ihren Anfang. Der Herzog äußerte unverhohlen seine höchste Unzufriedenheit mit dem, während seiner Abwesenheit beobachteten, Verfahren der Oberräthe, und klagte, nicht ohne drohende Andeutungen, über die unverantwortliche Verletzung der ihm zustehenden Fürstenrechte. Er war entschlossen über die, seinem Ansehn zugefügten, Kränkungen richterlich entscheiden zu lassen. Die wahren Freunde des fürstlichen Hauses, um den bekannten polnischen Rechtsgang zu vermeiden, riethen dem Herzog, mit verzeihender

Großmuth das Geschehene für diesmal niederzuschlagen, und einen Landtag zu veranlassen, der sich damit zu beschäftigen habe, die Rechte des Landesherrn, so wie die Grenzen gegenseitiger Befugnisse der Regierungsbehörde, nach vorgängigem Vergleiche, mit Bestimmtheit und Klarheit, durch einen Landtagsbeschluß auszusprechen. Um solchen Beschluß aber mit der gehörigen Kraft der Unverbrüchlichkeit zu versehen, so würde, meinten sie, in Polen die Bestätigung, bei den Nachbarmächten aber eine Schutzversicherung desselben nachzusuchen seyn. Der Herzog war jedoch zu erbittert, um solchem Vorschlage Gehör zu geben. Auch umgarnten ihn Menschen, die, seiner Leidenschaft und ihrer eignen dienend, aus den Verwirrungen unmittelbar oder mittelbar Vortheile zu ziehen hofften, und daher den Rath der Verständigen in seiner Wirkung entkräfteten. Ihre Schmeicheleien fanden bei der leidenschaftlich verdunkelten Einsicht des Fürsten, auf Kosten der Wahrheit und ihrer Freunde, ein nur zu offnes Ohr. Der milde sanfte Genius des Friedens und der Versöhnung an der Seite des Herzogs, die holde Fürstin, strengte vergebens ihre Bemühungen an; die zarte Stimme der Liebe verhallte in dem Tumult der empörten Gemüther. Tief bekümmert ging jetzt ihre sonst so heitre Seele durch einen

langen Zeitraum dunkler Tage. Ein Uebermaß von Leiden häufte das Streben und Gegenstreben feindlicher Gesinnungen auf ihr weiches Gemüth. Ihr blieb nichts übrig, als mit entsagender Fassung in den Kreis ihrer Lieben zu flüchten und den Tröstungen der Freundschaft ihr Herz zu öffnen, oder in den Unterhaltungen der Tonkunst und in der Beschäftigung mit zierlichen Handarbeiten die Ruhe zu suchen, welche draußen die Welt ihr versagte. Die gerichtliche Rechtsverfolgung, wozu die Eröffnung des polnischen Reichstages abzuwarten war, wurde von Seiten des Herzogs beschlossen und förmlich eingeleitet. Unterdessen gingen stille und laute Verfeindungen der streitenden Parteien ihren öffentlichen und heimlichen Gang fort.

Im Januar 1788 gebar die Herzogin eine vierte Tochter, die den Namen Charlotte erhielt. Wenige Monate nach der Geburt dieser Prinzessin überfiel den Herzog eine gefährliche Krankheit; mehr, als jene Unruhen des Landes, zerriß dieser Unfall ihr Herz. Sie fürchtete für das Leben ihres Gemahls, und eine finstere Aussicht öffnete sich vor ihrem Blicke. Umringt und gequält von Widerwärtigkeiten in der Nähe und in der Ferne, steigerte sich ihr Kummer bis zu einem Grade, der ihre Gesundheit angriff. Im Drange dieser

Noth wandte sie sich an die Kaiserin Katharina und rief den Schutz dieser Monarchin an, auf den Fall, wenn ihr Gemahl durch den Tod ihr entrissen würde, und sie alsdann den Zwistigkeiten ihres Landes schutzlos preisgegeben seyn sollte. Hierauf erhielt sie von der edeln Monarchin folgendes trostvolle Schreiben:

Madame ma cousine! Je partage sincèrement l'affection de Votre Altesse sur l'état de santé peu satisfaisant du Duc son Epoux. Les inquiétudes, qu'elle en eprouve sur le sort futur du Prince son fils, sont très naturel!es et font honneur à son coeur maternel. Je désire vivement de servir d'appui et de consolation à Votre Altesse dans ces circonstances. Elle peut se reposer avec confiance sur moi en cas d'événement. Je veillerai sur ses intérêts et ceux de son enfant, et ne permettrai point qu'on y touche, tant qu'ils seront inséparables de ceux du Duché de Courlande et de la constitution que j'ai toujours protégée. Le ministre, qui sera chargé de l'exécution de mes ordres à cet égard, les remplira certainement avec la dernière exactitude et je puis la rassurer à ce sujet d'avance. Les dispositions de ma part

seront aussi constantes que les sentiments avec lesquels

Je suis

Votre bien affectionnée

CATHARINE.

Sarskoi Selo ce 12. *Mai* 1788.

Der Herzog genaß; aber der zerrüttete Zustand des Landes setzte sich fort, und so wurde dann auch die Herzogin von ihren drückenden Sorgen nicht befreit. Eben diese vaterländischen Kümmernisse hatten auch das zarte Gemüth und die Gesundheit der edeln Elisa heftig angegriffen, sie mußte sich zu einer zweiten Reise in das Karlsbad entschließen. Im Frühling 1789 ging sie dahin ab. Die bedrängte Herzogin verlor nun aus ihrer Nähe die erste Freundin ihres Herzens, an deren Busen sie so oft ihren tiefsten Gram verschmerzt und verweint hatte. Elisa besuchte auf dieser Reise die Jugendfreundin beider Schwestern, Sophia Becker, die in Halberstadt an den Regierungsassessor Schwarz verheirathet war. Hier traf sie das Schicksal, diese Freundin bald nach der Entbindung von einem Sohne für diese Welt zu verlieren. Sie meldete diesen Todesfall der Schwester, die sogleich für den neugebornen Knaben zu seiner Erziehung jährlich 300 Rthlr.

bestimmte. Das Karlsbad hatte wohlthätig auf den Gesundheitszustand der edeln Elisa gewirkt; doch war keine durchgreifende Herstellung erfolgt; sie mußte sich zu einem abermaligen Gebrauch dieser Heilquelle entschließen, und bis dahin verweilte sie bei der Fürstin Luise von Dessau. Hier kam ihr im April 1790 die traurige Nachricht vom Tode des Erbprinzen zu. Alles Versöhnende, alle Erwartungen, die von diesem Kinde der Hoffnung ausgegangen, waren dahin; die Mutter trostlos. Wie eine tiefe, undurchdringliche Wolkennacht, hatte sich der Schmerz über den Himmel ihrer Seele geworfen, und alle Kräfte ihres körperlichen Zustandes in ihren Tiefen erschüttert. Sie fiel in eine bedenkliche Krankheit, die zwar von ihrer jugendlichen Rüstigkeit überwunden wurde, aber doch so bedeutende Folgen zurückließ, daß ihr der Gebrauch des Karlsbades verordnet werden mußte. Durch Briefe verabredeten die beiden Schwestern eine Zusammenkunft in Dresden, trafen daselbst am Ende des Mai zusammen, und feierten abermals ein Wiedersehn in Thränen. Hier versammelten sich um die Fürstin die frühern Verehrer; und durch ihre Schwester wurde sie mit dem damaligen preußischen Gesandten, Grafen Geßler, und mit der Körner'schen Familie, in dem für Wissenschaften und Künste so gastlichen

Hause bekannt. Alle beeiferten sich, die beiden trauernden Schwestern sanft aufzurichten und auf eine schonende Weise zu erheitern. Es wurden musikalische Unterhaltungen veranstaltet, die zart gewählt, einer wehmüthigen Stimmung zusagten und gleichsam befreundet sich ihr anschmiegten, oder es wurden Wanderungen unternommen in die reizende Umgegend von Dresden, in das reiche Leben der Natur, welche so harmonisch einstimmt in jeden Ton, der seufzend oder freudig anklingt in der bewegten Seele.

Nach einer Rast von einigen Tagen in Dresden trat die Fürstin am ersten Juni die Reise nach Karlsbad an. Doch konnte sie den freundlichen Ort nicht verlassen, ohne mit einem Denkmale des Wohlwollens ihren Aufenthalt daselbst zu bezeichnen. Körners Gattin war schwanger. Die huldvolle Fürstin erbat sich von den Eltern eine Pathenstelle bei dem Kinde, das ihnen geboren werden würde, und die Erlaubniß, an dessen Erziehung Antheil nehmen zu dürfen.

Ihre Schwester, für die noch keine Wohnung in Karlsbad bereit war, und Graf Geßler begleiteten sie bis zum Geiersberge ohnweit Teplitz. Unter Gesprächen, über die manche Thräne der Wehmuth dahinfloß, erreichten sie die Ruine des Berges. Es war Abend geworden, der Abend

des geweihten Juniustages, an welchem vor dreizehn Jahren, die drei Geschwister, Elisa, Friedrich und Dorothea in dem abendlich erleuchteten Birkenwalde bei Altautz sich wechselseitig das Versprechen gaben: den Sonnenuntergang dieses Tages bei seiner jedesmaligen Wiederkehr mit Selbstprüfungen und erneuerter Weihe des Lebens zu feiern. Was für Empfindungen mußten an diesem Abend, an dieser Stelle die beiden Schwesterseelen bewegen! Wie vieles, seit jenem Abend in dem Birkenwäldchen, hatte sich anders gestaltet! wie mancher edle Geist war von dannen geschieden! Der treffliche Friedrich war, wie sich Elisa in ihrem Tagebuche ausdrückt, längst schon als eine köstliche Pflanze in einen schönern Garten versetzt worden, und seit Kurzem hatte ja der Himmel aus Dorothea's Armen einen Engel zurückgenommen. Die Stelle unter der Ruine auf dieser Höhe war wohlgeeignet, die feierlichen Seelen noch feierlicher zu stimmen und Gedanken zu erwecken, die den Geist von den Bildern des Todes und der Zerstörung in diesem trauervollen Daseyn hinweisen in das Leben des ewigen Himmels. „Ein unvergeßlicher Abend", heißt es in dem Tagebuche der Frau von der Recke, „den ich mit meiner Schwester unter den Ruinen auf dem Geiersberg zubrachte! Wir feierten das

Fest des ersten Juniusabends, ein Fest der wehmüthigen Liebe, die emporschaut in das Leben über den Sternen. Wir konnten uns von diesem Raum nicht trennen, beschlossen die schöne Sommernacht daselbst zuzubringen, schickten unsre Pferde zurück und bestellten sie, gegen Sonnenaufgang uns abzuholen. Die Sonne ging in Westen nieder, und in Osten herauf stieg der Mond. „„So ist das Leben““, sagte meine Schwester, „„ein Auf- und Niedersteigen! Jenseits der Sterne wohnet das Bleibende!““ — Es wurde Nacht, und still war es um uns her in den Bäumen und in dem Gesträuch; der Mond leuchtete so klar durch die Zweige herab; unter den dunkeln Fichten schimmerte hell die weiße Birke, der vaterländische Baum, und erinnerte an die Lieben im fernen Vaterlande. Diesseit und jenseit der Sterne verwandte liebende Seelen. In das wunde Gemüth meiner guten Schwester kam eine sanfte Beruhigung. Nach dem Sonnenaufgang, den wir auf der Höhe noch begrüßten, setzte meine Schwester die Reise nach Karlsbad fort, und ich kehrte mit dem Grafen Geßler nach Dresden zurück, von wo ich meiner Schwester in einigen Tagen mit der liebenswürdigen Pastelmalerin Dorothea Stock, einer Freundin von meiner Schwester und mir, nachfolgte.“ —

In Karlsbad erregte die schöne, sich leicht mittheilende Herzogin allgemeine Aufmerksamkeit. So sehr ihr die Natur hier zusagte, so wenig gefielen ihr die trennenden Unterschiede, welche die verschiedenen Landsmannschaften und Stände auseinanderhielten: Oesterreicher, Böhmen, Preußen, Sachsen, Polen u. s. w. hatten nichts mit einander gemein, ohnerachtet des gemeinsamen Zwecks, der alle bei der Heilquelle zusammenführte. Die Herzogin allein bildete gewissermaßen einen Vereinigungspunkt. Sie war mit Huldigungen umringt; ihr nahten sich ohne Unterschied die verschiedenen Länderbewohner und Stände, insofern nicht unwürdige oder niedre Sitten eine Ausschliessung rechtfertigten. Um nun die von ihr gewünschte Vereinigung noch vollständiger und durchgreifender herbeizuführen, gab sie ein großes Frühstück auf der Wiese am linken Ufer der Tepel, in dem anmuthigen Thale zwischen den Bergen. Jeder, den feine Sitten und Bildung des Geistes empfahlen, ward eingeladen. Hier möge das Tagebuch der edeln Elisa das Weitere dieses Morgenfestes beschreiben:

„Die anmuthige Wiese“, erzählt das Tagebuch, „welche so munter das Tepelflüßchen umrieselt, war ganz mit reichbesetzten Tischen bedeckt; über jedem Tische wölbte sich ein Bogen von Ei-

chen=, Buchen= und anderm Gezweig. Die Bogen waren durch Festons und Guirlanden mit einander verbunden, so daß das Ganze einen reizenden Anblick gewährte, und einem, aus lauter bunten Lauben bestehenden festlichen Dorfe ähnlich sah. Auf einer vorspringenden Felsenspitze, dicht an dem entgegengesetzten Ufer des Flusses, war Musik angebracht, aus Blasinstrumenten zusammengesetzt.

Das Geschäft der Bewirthung theilte die Herzogin mit den beiden Hofdamen und mit Dorothea Stock und mir. Wie allgegenwärtig erschien sie bei jedem Tische, sprach zu den einzelnen Gästen, ohne einen zu übersehen, ein Paar verbindliche Worte! Alle waren höchst zufrieden, und Scherz und Fröhlichkeit gingen von einem Tische zum andern. Wie mit Einem Munde wurde die Wiese, zum Andenken des auf ihrem grünen Teppich gehaltenen Festes, dem der vollste Beifall zu Theil ward, Dorotheenaue genannt, und einige von den böhmischen Herren verabredeten sich, auf der Stelle jener Felsenspitze, wo die Musik angebracht gewesen, der Herzogin zu Ehren einen Tempel zu errichten." — So weit das Tagebuch. Die beiden Schwestern verweilten bis zum 6. Julius in Karlsbad. Dort gelangte zu der Herzogin der Auftrag ihres Gemahls, auf

ihrer Rückreise Sagan und seine übrigen schlesischen Besitzungen zu besuchen, und dann über Warschau zu gehen, um daselbst den Boden für den Gang seiner Angelegenheiten zu ebnen. Der Herzog wußte wohl, daß ihm in Warschau durch die Howenschen Ränke nicht die günstigste Stimmung zubereitet worden war.

Die Reise ging durch Weimar. An diesem ausgezeichneten Hofe und in dem Umgange mit den großen Geistern daselbst, mit Herder, Wieland, Bode und Göthe, wurden der Herzogin und ihrer Schwester Stunden unvergeßlicher Genüsse zu Theil. Dann ging es durch Erfurt. Hier waltete in seinem frühern Glanze der ehemalige Coadjutor Dalberg noch, der die Reisenden mit den sinnreichsten und geistvollsten Unterhaltungen erfreute. In Pyrmont fand die vorurtheilsfreie fürstliche Frau die Gesellschaft noch glänzender, als in Karlsbad. Unter andern Badegästen vom höchsten Range befanden sich die Herzogin von Meklenburg-Schwerin, der Herzog und die Herzogin von Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Zwischen diesen beiden Fürstinnen, der Herzogin und ihrer Schwester errichtete sich ein sehr freundschaftliches und dauerndes Verhältniß. Uebrigens aber herrschte in Pyrmont der Geist der Trennung mächtiger, schroffer und unbesiegbarer, als vor-

mals in Karlsbad. Hier gelang es der hochsinnigen Dorothea nicht, wie in Karlsbad, diesen widerwärtigen Geist zu bannen, der keineswegs von den fürstlichen, sondern von einer ganz andern Klasse von Menschen ausging; daher denn auch zwanglose, fröhliche Feste, wie jenes in Karlsbad auf der Dorotheenaue, durchaus in Pyrmont nicht zu Stande zu bringen waren, und nur die vornehme, rangfähige Langeweile die glänzenden Versammlungen heimsuchen durfte.

Die Herzogin, immer und überall edlere Nahrung ihrer geistigen Natur aufsuchend, entschädigte sich für die Opfer, welche sie den starren Formen oder Verhältnisse zu bringen hatte, in den Vorlesungen, die der Professor Plattner im Gefolge des Herzogs von Augustenburg dem fürstlichen Kreise über philosophisch-moralische Gegenstände hielt. Von Pyrmont ging die Herzogin nach Sagan. Von da wurde ein Ausflug in das gebirgige Schlesien gemacht, wo der Graf Geßler ihr Begleiter und Führer ward. In Breslau machten die Reisenden Garve's, des edeln Weisen, Bekanntschaft. Mit einer Vermehrung der Reisegesellschaft durch den Grafen Hardenberg gelangte der Zug endlich nach Warschau. Hier machte der Anblick der furchtbar schneidenden Gegensätze von Armuth und Reichthum, von Herrlichkeit und

Elend, von Pracht und Schmutz auf die beiden sanften Schwesterseelen einen störenden Eindruck. Mit einer schmerzlichen Empfindung sahen sie glänzende Wagen dahinrollen, durch Schaaren schmutziger, halbnackter Bettler, die gleich Abscheu erregenden Insecten, in der tiefen Unreinlichkeit auf den Straßen umherwimmelten und aus dem Küchenauswurf eine ekelhafte Nahrung hervorsuchten. Auch nahmen die reinen Seelen bald ein mehr, als befremdendes, Sittenverhältniß in der sogenannten höhern Welt dieser Hauptstadt wahr. Es hielt schwer und dauerte lange, ehe sie an den Anblick solcher Erscheinungen sich gewöhnen konnten. „Ach Gewohnheit", — ruft bei dieser Gelegenheit Elisa in ihrem Tagebuche aus — „vermag sie endlich doch den Eindruck der sinnlichen Widerwärtigkeit zu schwächen, so ist sie auch wohl fähig, die Empfindung des sittlichen Abscheues zu entkräften und grelles Unrecht wenigstens minder empörend erscheinen zu lassen!"

Wie sehr fodert diese Bemerkung auf, gegen die durch Gewohnheit des Anblicks sich einschleichende Abstumpfung unsrer bessern Gefühle auf der Hut zu seyn! —

Indessen war die Herzogin glücklich genug, nicht nur das unbedingte Wohlwollen des Königs und der königlichen Familie, sondern auch den

Beifall und die Bewunderung der Großen des Reichs zu erhalten. Wo sie erschien, kam gleichsam der Triumph ihr entgegen, und es gelang ihr vollständig, den Angelegenheiten ihres Gemahls zugeneigte und wohlwollende Gesinnungen zu gewinnen. Die klare, leidenschaftslose, einfache Darlegung der Sache des Herzogs, wie sie die Herzogin aussprach, trug so sehr die eigenthümlichen Züge der Wahrheit, daß sie bei dem Könige sowohl, als bei den Senatoren die vollständigste Ueberzeugung hervorbrachte. Die Wahrheit, wenn sie auch nicht, wie hier, in einer so reizenden Gestalt erscheint, tritt immer doch mit einer unüberwindlichen Kraft, deren sie sich kaum bewußt ist, und mit jener siegreichen Miene der Unschuld auf, welche die geübteste Kunst des Betruges sich anzuschminken nimmer vermag. Milde Worte der sanftesten Frau warfen ohne Anstrengung das Lügengewebe der Howen'schen Beredtsamkeit und Arglist siegreich darnieder. Aber dennoch konnte die Herzogin, indem sie die politischen Verhältnisse der Republik durchschaute und die Zwiste erwog, welche die neuesten Bestrebungen dieses Staats mit einer traurigen Wendung bedrohten, sich einer dunkeln Ahnung nicht erwehren, welche wie ein finsterer Schatten über ihrem Vaterlande schwebte. Mit Erfahrungen,

welche noch in der Erinnerung ihr Gemüth schmerzlich verletzten, und mit Befürchtungen, die wenig Beruhigung zuließen, kehrte sie in ihr Vaterland zurück. Der einzige Schimmerpunkt ihres Andenkens an Warschau war die rechtliche, edle Gesinnung des Königs gegen sie. Auf einige dankvolle Zeilen, welche sie auf dem Wege nach Mitau dem Könige schrieb, antwortete er:

Ma Cousine, Votre lettre du 17. *Novembre de Stanislaw en me fournissant la triste preuve de Votre absence, m'a cependant donné la satisfaction de voir, que Vous n'oubliez pas Vos amis. Vous êtes bien assurée, que Vous vous êtes acquis un ami pour la vie dans ma personne. C'est un sentiment, qui Vous est dû, à la vertu, aux qualités et à l'amabilité, qui Vous distinguent. Je Vous prie Madame la Duchesse de Vous souvenir, que le meilleur chemin pour aller à Carlsbad, conduit par Varsovie et d'être persuadée, que personne n'est plus parfaitement que moi*

Votre bien affectionné ami et Cousin

Stanislas.

Der Herzog empfing seine Gemahlin mit dem Ausdruck der lebhaftesten Zufriedenheit; denn ihm war der erwünschte Erfolg ihrer Verwendung bei

dem Könige und einigen bedeutenden Senatoren bereits durch Briefe bekannt; bei seinen Widersachern hingegen erregte eben dieser Erfolg einige Unruhe, die wohl geeignet gewesen seyn würde, einen gütlichen Vergleich, wenn der Herzog zu bewegen gewesen wäre, zu Stande zu bringen. Zwei Friedensengel schwebten freundlich zusprechend um das feindselige Treiben der Parteien: die Herzogin und ihre Schwester. Jene, unterstützt von Gründen, welche die Erfahrungen von Warschau her, ihr an die Hand gaben, bot den Zauber der sanftesten Worte auf, die strenge, scharfe Beharrlichkeit ihres Gemahls zu besänftigen; aber vergebens; somit blieben dann auch die Bemühungen der Schwester bei den Gegnern fruchtlos. Die Sachen gingen ihren feindlichen Gang, dem sich auch die Bruderswittwe des Herzogs mit Ansprüchen und Beschwerden anschloß, die bewiesenermaßen seit zwanzig Jahren bereits auf eine sehr großmüthige und aufopfernde Weise von Seiten des Herzogs abgethan waren. Der Herzog bestand leidenschaftlich darauf, das Recht seiner Sache vor den Reichstag in Warschau zu bringen. Die Herzogin zog sich daher von aller fernern Vermittelung zurück, fügte sich, nach dem Rathe des würdigen russischen Ministers von Alopeus und des preußischen Geschäftsträgers von Hüt-

tel, in die Wünsche ihres Gemahls, und entschloß sich, noch einmal nach Warschau zu reisen, und dort zu thun, was sie vermochte. Beide jene ehrwürdigen Männer machten sich anheischig, während ihrer Abwesenheit bei dem Herzoge auf einen gehörig garantirten Vergleich hinzuwirken, der, wie sie ganz richtig urtheilten, selbst einem, unter so mißlichen Umständen gewonnenen Processe vorzuziehen sey.

Um diese Zeit kam von Warschau zu dem Herzog die Nachricht, daß es dem Geschäftsträger seiner Gegner gelungen sey, eine Privataudienz bei dem Könige zu erhalten; dieser Umstand setzte den Herzog in eine unangenehme Bewegung. Die Herzogin eröffnete in einem Briefe, ihres Gemahls Unruhe dem Könige; dieser anwortete:

Varsovie ce 11. *Février* 1791.

Ma Cousine, ne soyez point inquiétée de ce que Heyking et Wolf auront audience à la Diète le 17. *du courant. Après une dispute de dix jours je n'y ai consenti que d'après les raisons suivantes:*

Premièrement, j'ai vu que la pluralité la leur accorderait pourtant, si je m'obstinois à la refuser jusqu' à laisser venir la chose à l'éprouve d'un Turnus, ce qui auroit éte le plus

mal pour Vous. Secondement, j'ai obligé ces Messieurs à donner une assurance par écrit, que dans leurs discours ils feraient simplement l'offre du don de la part de la noblesse *) *et demanderoient une députation pour ecouter leurs demandes sans articuler aucune plante. Troisièmement, le Maréchal Potocki et les Chanceliers m'ont promis, que si les Messieurs, contre leur promesse, ajouteroient quelque chose de plus, dans leurs discours, nos ministres interromperoient leurs discours et les empecheroient de les continuer. Quatrièmement, (et c'est ce que je regarde comme le plus utile) c'est, que de cette manière Heyking et Wolf demandent eux-mêmes de soumettre les prétendus griefs de la noblesse à une députation, ce qui amenera enfin cette discussion à une décision finale et impartiale, que vous m'avez temoigné vous-même désirer.*

Cinquièmement. Je Vous promets que la députation pour cet examen sera composée de personnes éclairées et équitables, et que toute cette manoeuvre par laquelle on a cherché à

---

*) Diese hatte nämlich der Republik ein Geschenk von etlichen Kanonen gemacht.

faire de la peine au Duc Votre époux, produira finalement un effet contraire aux intentions t u r b u l e n t e s *de ceux, qui l'ont suscitée.*

Encore une fois, je Vous prie, ma chère Duchesse, d'être tranquille et persuadée, que Vous trouverez toujours en moi de nom et effet un ami véritable et soigneux etc.

Dieses Schreiben beruhigte den Herzog vollkommen, bestimmte ihn aber auch zugleich noch mehr, keinem Vorschlage zu irgend einem Vergleiche Gehör zu geben.

Die zweite Reise nach Warschau wurde demnach beschlossen, und Elisa von der Recke in den Stand gesetzt, die Herzogin zu begleiten. Um diese Zeit verlor die Herzogin an einem Brustfieber ihre vierte Tochter. Noch war die Wunde, die der Todesfall des Erbprinzen ihrem Mutterherzen geschlagen, nicht gänzlich verschmerzt, als sie schon wieder den Verlust eines theuern Kindes zu beweinen hatte. Dies harte Schicksal würde noch gewaltiger ihre weiche Seele ergriffen haben, wenn sie nicht gerade um diese Zeit mit so vielerlei Sorgen und Kümmernissen umringt und bedrängt gewesen wäre. Die Herzogin schrieb über ihre Reise an den König Stanislaus, der

ihr nicht nur in den verbindlichsten Aeußerungen antwortete, sondern auch seinem Schreiben einen Kammerherrn und einen Postbeamten nachfolgen ließ, die beide beauftragt waren, für die Bequemlichkeiten der Herzogin auf der Reise sowohl, als auch für die, ihr, als einer Lehnsfürstin des polnischen Reichs, zukommenden Ehrenbezeugungen die gehörigen Maßregeln zu treffen. Diese auszeichnenden Begünstigungen erfüllten den Herzog mit Hoffnung und Muth; die Widersacher hingegen mit Niedergeschlagenheit und Furcht, so daß sie sich jetzt bereitwilliger, als je, zeigten, zu einem für sie nur erträglichen Vergleiche die Hände zu bieten.

Zu Anfang April reiste die Herzogin ab. Ein glänzender Ehrenzug war ihre Reise. Ueberall, in Lithauen und Polen, wo sie Mittag hielt oder Nachtlager nahm, wurden der gefeierten Lehnsfürstin, wenn Truppen gegenwärtig waren oder in der Nähe standen, Ehrenwachen zugeordnet. Am 12. April traf sie in Warschau ein. Mit Aeußerungen einer väterlichen Zuneigung empfing sie der König, der zu einer recht ausgezeichneten Bewirthung für sie die sorgfältigsten Vorkehrungen veranlaßt hatte. Den Palast der Republik fand sie glänzend eingerichtet, sie und ihr Gefolge aufzunehmen; ein Kammerjunker des Kö-

nigs erhielt bei ihr die Aufwartung, königliche Wagen wurden zu ihrer Verfügung und eine vollständige Schloßwache vor ihre Wohnung gestellt.

Die Zeit ihrer Ankunft fiel in die Tage der Vorbereitung zu der großen Wiedergeburt des Staats, womit ein beträchtlicher, und zwar der bessere Theil der Polen schwanger ging. Alles war gespannt und in lebhafter Bewegung. Der König eröffnete der Herzogin, daß die wichtigen Beschäftigungen mit der einzuführenden, neuen Staatsverfassung für Polen die Verhandlungen der kurischen Angelegenheiten noch um einige Monate zurückschieben würden; sie beschloß daher, nur noch den letzten Act dieses höchst anziehenden Schauspiels abzuwarten, und sodann ihre Reise nach Karlsbad fortzusetzen. Immer höher steigerte sich allgemach ihre Theilnahme an dem, was sie in Warschau vorgehen sah. Diese Hauptstadt war, oder vielmehr die Magnaten des Reiches, waren in zwei Parteien getrennt: Männer der alten und Männer der neuen Verfassung. Der Taumel der Begeisterung hatte die letztern ergriffen und sie brausten die Gegenpartei, wo sie laut wurde, darnieder, doch ohne daß diese sich und ihre Bestrebungen aufgab. Piatoli, ein Italiener, hatte die Urkunde des neuen Reichsgesetzes

entworfen, und wo es ihr an der gehörigen Angemessenheit fehlte, hatten einige der fähigsten Magnaten durch Absonderung des Unpaßlichen und Hinzufügung des Erforderlichen dem Werke die Vollendung gegeben. Den Verhandlungen darüber in der vollen Reichstagsversammlung auf dem Reichsbotensaale wohnten täglich die Herzogin und ihre Schwester bei. Die erhabene Erscheinung, wenn ein ganzes Volk durch seine Auserwählten über seine hohen und höchsten Angelegenheiten feierliche Berathungen hält, die besonders dahin zielen, eine Nation aus der Versunkenheit zu erheben, und einen bessern Geist der Regierung und ein frisches, edleres Leben im Volke herbeizuführen; eine solche Erscheinung, die in ihrem Glanze die angebornen Mängel verbirgt und sonach in hoher Reinheit sich darstellt, hat etwas Ehrfurchtgebietendes und ist wohl geeignet, einen hinreißenden Eindruck hervorzubringen, der denn auch hier in dem gegenwärtigen Falle das, für alles Große und Schöne so empfängliche Gemüth der guten Herzogin nicht verfehlte, und ihren Verstand bestimmte, von dem Erfolg dieser neuen Ordnung der Dinge vertrauensvollere Vorstellungen, als früher der Fall war, zu fassen. Endlich erschien der Tag der Vollendung, der dritte Mai, an welchem das neue Reichsgesetz,

umgeben mit aller Herrlichkeit und Majestät, öffentlich hervortrat. Ein unmäßiger Jubel berauschte das Volk und lärmte dahin durch die Straßen. Der guten Herzogin theilte sich die Begeisterung mit, und nun löste vollends in fromme und frohgläubige Zuversicht jede Befürchtung sich auf; und jeder Zweifel an einer gründlichen Bekehrung dieser Nation zum Bessern, den frühere Erfahrungen unter den polnischen Großen ihr aufgedrungen, verschwand ihr in dem Glanze, womit sich das Leben der Gegenwart schmückte. — „Gott könne", meinte sie, „nicht wollen, und weder ein guter Mensch, noch ein menschlich guter Fürst könne wünschen, daß das bestandene Schlechte fortbestehe, und daß der Segen des Guten sogleich im Beginn wieder untergehe." — „Du bedenkst nicht, Liebe", erwiederte ihr Elisa, daß die Politik überhaupt kein Mensch, sondern ein Unwesen ist, welches nicht selten auch über die bessern Fürsten eine schlimme Despotie ausübt. Was nun aber Gott betrifft, der tiefer und weiter blickt, als wir, so mögen wir wohl nicht sagen, was er wollen und nicht wollen kann." — Daß solche Vorstellungen nichts fruchteten und an der Flamme der Leidenschaft im Feuer aufgingen, ist leicht zu erachten. So traten denn hier die beiden harmonischen Schwesterseelen in der Meinung, nicht in

der Gesinnung, zum erstenmal auseinander. Die Herzogin wich fortan allen zweifelerregenden Erörterungen dieses Gegenstandes sorgfältig aus, und hielt sich zu denen, die in der dunkeln Gegenwart lichte Stellen aufzufinden, und sich erfreulichern Aussichten gegenüber zu stellen wußten, und so mit leicht und buntgeflügelten Hoffnungen über jeden Anstoß in der Nähe, über jede Bedenklichkeit, die aus der Ferne herdrohte, hinweg und hinüber flogen in das blühende Land ihrer goldenen Träume.

Während ihres Aufenthalts in Warschau erhielt sie von der königlich preußischen Prinzessin Friederike, auf Veranlassung ihres königlichen Vaters und in ihrem eignen Namen die schmeichelhafte Einladung zu ihrer Vermählung mit dem Herzog von York, wie auch zu der ihrer Schwester mit dem ältesten Prinzen des Erbstatthalters in Holland, welche beide Vermählungen im September gleichzeitig in Berlin vollzogen werden sollten. Sie nahm die Einladung an, und gegen das Ende des Mai verließ sie Warschau, um nach Karlsbad zu eilen. Dort wurde sie von freundlichen Erinnerungen an den vorjährigen Aufenthalt daselbst begrüßt. Auf der Felsenspitze, von wo zu dem Morgenfeste auf der Dorotheenaue die Musik herab in das Thal erscholl, stand jetzt,

wie eine im Sonnenlicht stralende Krone, der kleine Tempel, den damals einige böhmische Grafen dem Andenken jenes schönen Morgens versprachen. Nach geendeter Badezeit wurde ein Seitenflug nach Prag gemacht, um die dortigen Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Unterrichtend und erfreuend flogen hier die Stunden den beiden Schwestern durch lauter Feste der Liebe und Verehrung dahin. Ihre Weiterreise führte über Herrnhut, wo die Reisegesellschaft sechs Tage verweilte. Die Einrichtung der Brüdergemeine, dieser Stillen im Lande, sagte beim ersten Ueberblick den frommen Gemüthern ganz besonders zu. Jene Ruhe des äußern Lebens, die den innern Frieden, eine gewisse begierdenlose Abgeschlossenheit andeuten soll; jene ungeschmückte, aber höchst reinliche Außenseite des Raumes, in welchem sich das geräuschlose Thun und Treiben der Brüdergemeine bewegt; jene fromme Stille, die den Geist der Sanftmuth athmet und in fortwährendem Gottesdienste begriffen zu seyn scheinet; jener heilige Ernst, der dem Verkehr mit irdischen Dingen den Charakter der Redlichkeit und Unschuld aufprägt; jene Einfachheit der Sitten und Verhältnisse, die kein Vordringen, kein hochfliegendes Streben, keinen Wetteifer, als den in der Selbstverleugnung zuläßt, — wiewohl auch das seinen eignen Reiz

hat, im Reiche der Demuth der Erste zu seyn, — alles dieses zusammengenommen verfehlte auch in Absicht der beiden Schwestern die Wirkung nicht, die das ganze herrnhutische Stillleben gewöhnlich bei denjenigen hervorzubringen pflegt, die auf den stürmischen Höhen der Weltverhältnisse zu wandeln gezwungen, oder dem Wechsel eines mehr und minder bewegten Daseyns ausgesetzt sind. Als ein ganz besonderes Zeichen göttlicher Obhut betrachtete die Herzogin den wunderbar raschen Fortschritt dieser Stiftung und ihrer ausgebreiteten Wirksamkeit nach Außen hin. Sechzig Jahre waren damals seit ihrer Pflanzung verflossen, und schon streckten sich durch alle Welttheile ihre Verzweigungen hin, an denen das Christenthum blüht und seinen Segnungen jenen Völkern mittheilt, die in dumpfer Unwissenheit und in der finstern Entbehrung des höhern Lebens verschmachten. Ergriffen und erhoben fühlte sich die gute Herzogin von der Thatsache, daß so Großes ein stiller, frommer Verein vermocht, der nichts Weltliches will, der die irdischen Bedürfnisse als Reisegepäck betrachtet, welches der Pilgrim auf seiner Wanderung zu dem neuen Jerusalem zu tragen hat, und von sich thut, wenn er angelangt ist bei den Thoren der verheißenen Heimath.

Die Gesellschaft besuchte die Anlagen und Spaziergänge, die zierlich und anmuthig den freundlichen Ort umgaben. Lavaters Freund, Doctor Kaufmann und Oberlin, beide Vorsteher der Gemeine, wurden ihre Begleiter, welche sie tiefer in das innerste Wesen dieser frommen Niederlassung einführten. Dann wohnten sie im Betsaale der Abendandacht bei. Die sanfte einleitende Musik stimmte die Gemüther der beiden Schwestern zu religiösen Gefühlen, die der Wechselgesang der Brüder und Schwestern in der magisch dämmernden Beleuchtung zur rührungsvollen Andacht erhob; allein die Worte der Lieder fanden sie doch zu geistlos und zu inhaltsleer, um das fromm gestimmte Gemüth mit jener erquickenden und durchdringenden Gottseligkeit zu erfüllen, aus welcher die Ergebung und Kräftigung der Gesinnungen, wohlthätige Früchte tragend, hervorgeht. Eingegeben von derselben Vorstellungsart, die in jenen Liedern herrschte, fanden sie auch den sonntäglichen Lehrvortrag, den sie anzuhören Gelegenheit nahmen. Die unziemlichen, grellen, oft widrigen Einkleidungen religiöser Gegenstände waren nicht geeignet, die fremden Zuhörerinnen zu befriedigen. Die Versöhnungslehre z. B. unter dem immer wiederkehrenden Bilde von dem Opferblute des Lämmleins; die göttliche Gerechtigkeit, der

doch die Barmherzigkeit, Langmuth und Gnade zur Seite stehen, unter der Verhüllung eines, bis zum leidenschaftlichen Zorn erbitterten, beleidigten Richters und Oberherrn, und andre solche bildliche Vorstellungen konnten, statt Erhebung hervorzubringen, selbst bei dem Willen, sich zu erbauen, nicht anders, als störend auf den frommen Sinn der beiden Schwesterseelen einwirken, die durch ihre kurische Kanzelredner an gehaltvollere, geistige Kost gewöhnt waren.

Der Offenheit ihres Charakters gemäß, hielt Elisa ihr Urtheil über den angehörten Lehrvortrag nicht zurück, womit auch die Schwester vollkommen einverstanden war. Darauf wurde nun erwidert, daß diese Verbannung alles rednerischen Schmuckes aus den kirchlichen Lehrvorträgen absichtlich und von dem Geiste der ganzen Einrichtung geboten sey, um auf keine Weise die Phantasie in Thätigkeit zu setzen, durch welche die Aufmerksamkeit nur zu leicht zerstreuet und von den Gegenständen des einfältigen Glaubens abgezogen werde. — Ein geschmücktes, gefallsüchtiges Werk der rhetorischen Kunst, erinnerten einmüthig beide Schwestern, gehöre allerdings nicht auf den kirchlichen Lehrstuhl — um durch diese Wendung hinzudeuten auf die, zwischen zwei äußersten Linien befindliche Mitte, die der einfach würdevolle Ge=

danken entwickelnde Lehrvortrag beobachtet, den die Weihe echtreligiöser Empfindungen eindringlich macht. — Die Aufmerksamkeit der beiden Forscherinnen ließ nichts unbeachtet, was diese Kolonie in vielfacher Rücksicht, besonders in ihren Bestrebungen und selbst in manchem Irrthume ehrwürdig macht. Sie besuchten das Brüder= und Schwesternhaus. Hier fand die junge Fürstin den klösterlichen Zwang, der das innere und äußere Leben der jungen Leute umgibt, zu peinlich und ängstlich, als daß diese ganze Einrichtung ihren Beifall hätte ansprechen können. „Eine solche Umschränkung der jungen Kraft", sagte sie nachher, „gefällt mir gar nicht, Freiheit ist die Seele des Lebens und der Tugend! Der Zwang bringt unser Thun und Lassen um alle Verdienstlichkeit, er bringt uns um uns selbst. Ein Mensch, dem Niemand borgt, kann freilich kein Verschwender fremden Gutes werden. Das streng gehaltene Leitband wird manchen Fehltritt verhüten, verhindern aber auch manchen kräftigen Schritt." —

Eine der oft wiederholten Wanderungen in der freundlichen Umgegend des Ortes führte die Gesellschaft dem Todtenacker der Gemeine zu. Der schöne, grüne Raum, nach allen Richtungen hin von Baumgängen durchschnitten, machte besonders in der Stimmung, die sie mitbrachten,

einen tiefen, wehmüthigen Eindruck auf die beiden Schwestern. Ernst und schweigend wandelten sie umher und verweilten bei so manchem Merksteine eines hier untergegangenen Lebens; von jedem derselben sprach zu ihnen das sanfte Wort: heimgegangen! Dies einfache und so bedeutsame Wort rief in den beiden Schwesterseelen — wie das Tagebuch der zartsinnigen Elisa sich ausdrückt — still gefeierte, weinende Erinnerungen hervor und Bilder von der Flüchtigkeit des Menschenlebens, welches wie ein Wolkenschatten über den grünen Rasenteppich des irdischen Daseyns eilend dahin läuft und schwindet. — „Heimgegangen", seufzte Dorothea beim Abschiede von diesen Todtenwohnungen; auch von ihr hinweg und heimgegangen war ja so manche Liebe, die vormals ihre Tage verschönerte. —

Hierauf besuchte die Gesellschaft den ehrwürdigen achtundachtzigjährigen Spangenberg, der so nahe dem Heimgange war, den Mitgründer dieses kleinen religiösen Staates im Staate. Der edle Greis empfing sie trotz seiner schmerzensvollen Kränklichkeit mit lebhafter, freundlicher Würde, sprach zu ihnen mit sanft begeisterter Hoffnung von seiner nahen Auflösung und entließ sie mit dem Segen seines vollen, aufwallenden Herzens.

Die Tochter des verewigten Zinzendorf lebte

noch; auch sie wurde besucht. In den Gesichtszügen der würdigen Matrone fand die Herzogin einige Aehnlichkeit mit dem Vater derselben, dessen Bild an der Wand hing. „Das sind die Züge des Mannes", sagte sie, „in dessen Brust ein Engel der Menschenliebe wohnte!" — Für den Bischof Reichel fühlten die beiden Schwestern ein besonderes Interesse, er hatte mit ihrem Vater in Jena studirt. Sie begaben sich zu ihm. Er erzählte ihnen von diesem seinen Universitätsfreunde. Dann unterhielt er sie mit merkwürdigen Anekdoten aus seinem Missionsleben in Malabar.

Die Gesellschaft machte noch eine kleine Lustfahrt nach dem Oybin, und verließ am folgenden Tage Herrnhut, um ihre Reise nach Dresden und Berlin fortzusetzen; jedoch auf diesem Wege noch eine Seitenwendung nach Stolpen, zu dem Basaltfelsen, zu machen, auf dessen Höhe das Schloß erbauet ist, wo die bekannte Gräfin Kosel vierzig Jahre gefangen gesessen. Die Höhe wurde mühsam erklettert; und als die Herzogin sich laut an der ungemein schönen und weiten Aussicht ergötzte, rief ein Herr aus ihrem Gefolge: „Glückselige Kosel! Du genossest vierzig Jahre lang das Entzücken dieser schönen Aussicht, ohne dich dazu in der Sonnenhitze hinaufzuquälen." — Die Herzogin erwiederte darauf: „Um den Preis der Frei-

heit möchte ich mir keinen Himmel erkaufen! Freiheit ist die Seele des Lebens! Aber schlage man mir morgen eine Wanderung vor, auf der ich durch die beschwerlichste Anstrengung einen so erhebenden Genuß erreichen kann, dem gleich, den diese Höhe gewährt, so bin ich sogleich bereit, die Wallfahrt zu unternehmen." — Ueberhaupt befanden sich in der Reisegesellschaft nur wenige, die den Sinn für die großen Darstellungen der Natur mit der Herzogin theilten. Da hatte nun ihre Schwester das Vergnügen, den Zauber der Sanftheit und Milde zu beobachten, mit der die Holde den Geist der übeln Laune, der sich schon in Herrnhut bei der Gesellschaft eingefunden, zu beschwören wußte.

Die Weiterreise ging nun eilig über Dresden nach Berlin, wo die Herzogin von der sämmtlichen königlichen Familie mit Auszeichnungen des innigsten Wohlwollens aufgenommen wurde. Ueber diesen ihren Empfang schrieb sie an ihren königlichen Freund in Warschau, worauf sie folgende herzliche Zeilen zur Antwort erhielt:

Varsovie ce 5. *Septembre* 1791.

Ma chère Duchesse, ma chère fille, je trouverai le mois d'Octobre bien long, mais je comprends et je conviens, que Vous ne pourrez

ni ne devez Vous refuser à toutes les amitiés qu'on Vous fait à Berlin. Mais encore une fois je trouverai ce mois d'Octobre bien long. Quand Vous aurez pris toute Votre part des fêtes, venez Vous réposer chez nous en partageant nos soirées douces et tranquilles, dont Vous ferez le charme, car Vous êtes aimée de tout ce qui m'aime.

Bei der Anordnung der Vermählungsfeierlichkeiten der beiden königlich preußischen Prinzessinnen in Berlin befahl der König, Friedrich Wilhelm der Zweite, daß der Herzogin ihr Platz an der Tafel der königlichen Familie angewiesen werden solle. Der Oberkammerherr, Fürst Sacken, stellte dagegen vor, daß die Bestimmungen der Hausgesetze des preußischen Hofes nicht wohl gestatten würden, die Herzogin von Kurland bei einer so feierlichen Gelegenheit an die königliche Familientafel zu ziehen und an dem Fackeltanz Theil nehmen zu lassen. Der großsinnige und von kleinlichen Rücksichten freie Monarch erwiederte hierauf: „Lassen wir es immerhin bei dem, was ich bereits verordnet, sein Bewenden haben; ich hoffe, diese Verfügung bei dem Könige sowohl, als bei den Hausgesetzen, nicht ohne Erfolg zu verantworten."

Bei Gelegenheit dieser Feierlichkeiten wurden die freundschaftlichen Verhältnisse, welche sich zwischen der Erbstatthalterin von Holland und der Herzogin von Kurland während der Anwesenheit der letztern im Haag angeknüpft hatten, erneuert und von der Erbstatthalterin in Anspruch genommen, um der Herzogin einen Wunsch ihres Herzens zu eröffnen, den sie seit der ersten Bekanntschaft mit ihr nicht mehr aus den Gedanken verloren: es war der Wunsch, ihren zweiten Prinzen mit der ältesten Prinzessin Wilhelmine von Kurland, die damals zehn Jahre alt war, dereinst zu vermählen.

Ihr königlicher Bruder, Friedrich Wilhelm, unterstützte dieses Anliegen mit seiner zustimmenden Theilnahme, und bot seine Verwendung an, um, wenn der Herzog von Kurland ohne männliche Nachkommen versterben sollte, die Erbfolge in den beiden Fürstenthümern Kurland und Semgallen für den künftigen Gemahl der Prinzessin Wilhelmine bei den hohen Behörden der eingreifenden Verhältnisse zu vermitteln. Ein einsichtsvoller Freund gab der Herzogin den Rath, von dieser Vermittelung keinen zu eiligen Gebrauch zu machen, sondern zuvor ohne Verzug an die Kaiserin Katharina zu schreiben, vertrauensvoll den, ihrem mütterlichen Herzen so theuern Plan in seinem

ganzen Umfange der Monarchin darzulegen, und deren vielvermögende Zustimmung nachzusuchen. Dies geschah, und die Herzogin erhielt darauf folgende freundliche, aber freilich ablehnende Antwort:

Ma chère Cousine! J'ai reçu la lettre que Votre Altesse a bien voulu m'écrire de Berlin de 21. Sept. Je suis sensible à la confiance qu'Elle met, dans mes dispositions amicales à son égard et je vais la justifier entièrement en répondant aux ouvertures qu'Elle me fait avec cette franchise, qui doit lui servir de nouvelle preuve de l'invariabilité et de la durée de ces mêmes dispositions.

Votre Altesse rend témoignage Elle-même à l'amour de la justice dont je me suis sentie animée dans toutes les actions de mon régne.

C'est par ce motif que j'ai travaillé à faire retablir le feu duc son beau-père et sa maison dans les droits que l'un et l'autre avaient au Duché de Courlande, et le succès de mes soins à cet égard a assuré l'existence actuelle du Duc regnand. Ni cette même justice ni l'intérêt de la tranquillité des Etats voisins de la Courlande ne permettent pas, qu'un aussi bel appannage soit continuellement

un objet de speculation arbitraire pour les Princes, qui voudraient se l'approprier sans aucun autre droit que ceux de leur convenance. Il importe au contraire que ces droits soyent fixés irrévocablement aussi longtemps qu'il existe des rejettons de la famille, qui est en possession. Il est vrai, que le Prince Charles s'est rendu indigne par sa conduite, de succéder à son frère si celui-ci vient à mourir sans enfans mâles. Mais les fils de ce Prince, n'ayant point participé aux iniquités de leur père, n'ont point merité d'en être les victimes. Votre Altesse qui me parait également partagée entre le soin du bien du Pays ou Elle est née et sa sollicitude maternelle, pour le sort de sa fille ne sauroit à mon avis mieux remplir ce double objet qu'en engageant le Duc son Epoux à retirer auprès de lui ses neveux à les élever sous ses yeux et à donner à l'ainé sa fille en mariage, après avoir porté le père de ce Prince à rénoncer volontairement à ses droits en faveur de son fils. Ce parti est le seul qui concilie à la fois l'equité, la prosperité de la maison ducale et de l'Etat de Courlande et les intérêts des Puissances voisines et puisque Votre Altesse paroit attacher du prix à mon suffrage ainsi qu'à mes sentimens pour Elle, il lui as-

sure également la continuation de ceux d'amitié, d'estime et de bienveillance dont je lui ai toujours donné des témoignages et avec lesquelles je suis, Madame, ma Cousine, de Votre Altesse la bien affectionnée Cousine

CATHARINE.

St. Petersbourg ce 19. *d'Octobre* 1791.

Dieses Schreiben sandte die Herzogin unverzüglich an ihren Gemahl, und bot die triftigsten Beweggründe auf, um ihn zu bestimmen, dem Wunsche der Kaiserin gemäß, seine beiden Neffen in Mitau unter seinen Augen erziehen zu lassen. Der Herzog aber war gegen seinen Bruder, der ihm von jeher so viele Schande und böse Stunden gemacht hatte, zu sehr erbittert, als daß er sich hätte geneigt fühlen können, den Söhnen desselben väterliche Hände entgegen zu strecken; so lehnte er das Ansinnen der Kaiserin auf das Bestimmteste ab und veranlaßte seine Gemahlin, in einer ausweichenden Mittheilung die Zumuthung der russischen Monarchin zu beseitigen. So wie die Verhältnisse nun einmal vorlagen, war die Herzogin zwischen zwei zart zu berührende Punkte gedrängt; und mit welcher feinen Gewandtheit sie dies peinliche Geschäft auch führte, so vermochte sie doch nicht, zu verhindern, daß ihr Ge-

mahl durch die, der russischen Monarchin entgegengesetzte Gesinnung in eine ungünstige Stellung in Petersburg gerieth, welche allerdings empfindliche Folgen für ihn fürchten ließ, die auch bald nachher eintraten. Die Mutter der beiden Prinzen Biron befand sich in Warschau, wo sie, nach unzähligen Ansprüchen, Befriedigungen und wiederholten Abfindungen, immer neue Foderungen machte und Processe gegen den Herzog einleitete. Von da ließ die Kaiserin die beiden Prinzen zuerst nach Riga, dann nach Petersburg abholen, wo sie auf Befehl der Monarchin und auf Kosten des Herzogs, ohne daß dieser sich darein zu mischen hatte, erzogen wurden. Ob nun gleich von der, durch Vermählung zu bewirkenden, Erbfolge des oranischen Prinzen in das Herzogthum Kurland nicht ferner die Rede seyn konnte, so ließen doch die beiderseitigen fürstlichen Eltern den Plan der Vermählung nicht fallen.

Näher rückte jetzt der Zeitpunkt der abermaligen verhängnißvollen Reise nach Warschau, wo die, zwischen dem Herzog von der einen, und den Ständen in Verbindung mit der Prinzessin Biron von der andern Seite, obschwebenden Rechtshändel zur endlichen Entscheidung geführt werden sollten. Die gute Fürstin befand sich in einer beklemmenden Lage; sie kannte den polni-

schen Rechtsgang und die, vor jenen Gerichtshöfen heimisch gewordene Art und Weise der Verhandlungen, die mit ihrem innersten Zartgefühl so sehr in Widerspruch stand. Lebhaft schwebte ihrem Geiste die Unsicherheit ihres Unternehmens vor, von welchem gleichwohl die Zufriedenheit ihres Gemahls und die ganze Ruhe ihres häuslichen Lebens abhängig war. Der Ernst ihrer Stimmung verfinsterte sich bis zur Traurigkeit. In dem treibenden Gedränge peinlicher Gefühle wandte sie sich abermals noch von Berlin aus an die Kaiserin Katharina, deren persönlicher Zuneigung sie gewiß war. Ihr eröffnete sie den ganzen Umfang der mißlichen Angelegenheiten, zu deren Erörterung und gerichtlicher Entscheidung sie nach Warschau zu reisen, im Begriff sey; zu dem Ende ersuchte sie die Monarchin, ihren vielvermögenden Schutz vor jenem Gerichtshofe ihr angedeihen zu lassen; dann auch für den Fall, wenn es ihren Bemühungen glücken sollte, zwischen dem Herzog und der Landschaft, die mit endlosen Processen drohe, einen Vergleich zu Stande zu bringen, der die Rechte des Erstern und die Befugnisse der Letztern bestimmt ausspreche und auf immer festsetze, rief sie die Huld der Monarchin an, um einen solchen Vergleich, nachdem er von der nächsten Behörde, von der Re-

publik Polen genehmigt und befestigt worden, mit ihrer mächtig schützenden Gewährleistung sicher zu stellen.

Vierzehn Tage nach Vollziehung der Vermählungsfeierlichkeiten in Berlin begann die Herzogin ihre Reise nach Warschau. Ihre Schwester begleitete sie, um die verwickelten Geschäfte daselbst mit ihr zu theilen und ihr den durch eben diese Geschäfte veranlaßten Briefwechsel zu erleichtern. Aus sehr trüben Ahnungen ging die Stimmung der Seele hervor, die während der ganzen Reise die beiden Schwestern begleitete. Schon früher hatte ihnen ein Freund, dem vermöge seiner Stellung die Geheimnisse der Politik nicht unzugänglich waren, vertrauliche Bemerkungen mitgetheilt, die auf eine bedenkliche Wendung hindeuteten, welcher die polnischen Angelegenheiten entgegen zu eilen schienen.

In den ersten Tagen des Novembers 1791 trafen die Reisenden in Warschau ein. Bewillkommnungsgrüße von der königlichen Familie und von andern, früher erworbenen Freunden umdrängten von allen Seiten die lieben Gäste. In einem der vorzüglichsten Paläste war ihnen ein Aufenthalt bereitet worden, den die feinsten Aufmerksamkeiten und die feierlichsten Ehrenbezeugungen umgaben. Ein solcher Empfang des Wohl-

wollens und der Liebe vermochte wohl, das Wolkendunkel, welches die sonst so heitere Seele der Herzogin umzog, jedoch nur für einige glückliche Momente, zu zerstreuen; denn die Ereignisse der Zeit traten zu dringend und zu stürmisch hervor; jeder Augenblick mußte eine Gelegenheit herbeiführen, die einen furchtbaren Lichtstral in die dunkle Verworrenheit warf, in welcher sich die polnischen Reichsangelegenheiten befanden. Die Herzogin eröffnete dem Könige, ihrem väterlichen Freunde, ihr Herz, und machte ihn mit ihren gescheiterten Hoffnungen bekannt. Der, von harten Bedrängnissen schwer gedrückte Monarch, tröstete dennoch mit Hoffnungen eines günstigen Erfolgs für ihre nächsten Wünsche seine töchterliche Freundin, so gut er vermochte; entdeckte ihr aber zugleich, daß die kurländischen Angelegenheiten schwerlich binnen einigen Monaten zur Behandlung vor den Reichstag zu bringen seyn würden, da dessen ganze Thätigkeit gegenwärtig von der Republik in Anspruch genommen würde. Diese schwankte jetzt mehr, als je, auf einem Punkte, der zu keinen tröstlichen Erwartungen berechtigte. Diejenige Partei, welche mit der neuen Verfassung unzufrieden war, setzte schon alles, was sie vermochte, in Bewegung, und hatte dazu die mächtige Unterstützung der russischen Kaiserin angerufen, um

das neue Gebäude zu stürzen; während sich die andre Partei mit den Vorbereitungen beschäftigte, die Jahresfeier des dritten Mai zu verherrlichen. Was die kurischen Angelegenheiten betraf, so hatte die Landschaft, in Verbindung mit der Prinzessin Biron, sich einen bedeutenden Anhang erworben. Die Herzogin versammelte dagegen um sich einen glänzenden Kreis von den einflußreichsten Männern des Staats. In dumpfer Erwartung naher Ereignisse gingen, von der ungeduldigsten Thätigkeit der Parteien heftig bewegt, einige Monate vorüber; da erhielt endlich die Herzogin auf ihr letzteres Gesuch von Berlin an die Kaiserin folgendes Schreiben zur Antwort:

Petersbourg ce 8. *Decembre* 1791.

Madame, ma Cousine! J'ai reçu la lettre de Votre Altesse du 16. *Novembre. Elle saura à present, que je n'ai pas différé de répondre à celle qu'Elle a bien voulu m'écrire de Berlin en date du* 21. *Septembre, et que son départ de cette capitale a été l'unique cause de ce que ma réponse a tardé jusqu'ici de lui parvenir. Les sentiments que j'y ai exprimés, doivent lui servir de garants de ceux, auxquels j'aurais aimé à me livrer à l'occasion de la nouvelle requisition qu'Elle me fait. Mais in-*

struite comme Elle l'est, de tout ce qui se passe en affaires publiques, Votre Altesse ne doit pas ignorer, que les dispositions de la diète actuelle en Pologne ne comportent l'emploi d'aucune intercession de ma part. Je serai bien aise de saisir toute autre occasion de convaincre Votre Altesse de plus en plus des sentiments d'amitié et de bienveillance avec lesquels je suis

Madame ma Cousine,

CATHARINE.

So huldvoll auch dies Schreiben, insofern es die persönlichen Verhältnisse berührte, abgefaßt war, so ließ es doch Andeutungen durchblicken, welche die Ansicht und Gesinnungen der Kaiserin, in Betreff des polnischen Reichstages, deutlich genug verriethen. Auch in den Tagesereignissen, in den sich immer unverhüllter zeigenden Maßregeln, welche die Partei der Unzufriedenen unter russischem Schutze vorbereitete, traten entschieden genug die Kennzeichen hervor, die mit einer furchtbaren Auflösung des gespannten Zustandes drohten; und so fühlte sich denn auch die gute Herzogin endlich genöthigt, die schönen Hoffnungen von einer glücklichen Wiedergeburt des polnischen Staates, wiewohl mit schwerem Herzen, gänzlich

aufzugeben. Jetzt wurde es ihr erst ohne Rückhalt ganz klar, in welcher ungewissen Haltung die Sache ihres Vaterlandes schwebte, wie wenig Kraft und Würde ein, in sich so zerrissener Senat der Entscheidung verleihen könne, welche zur Grundlage der Ruhe ihres Gemahls und des Vaterlandes dienen sollte. Sie trat dem Rathe der Freunde bei, die seit dem Beginn der Zwistigkeiten bereits einen, mit den nöthigen Schutzversicherungen der Nachbarstaaten versehenen Vergleich zwischen den streitenden Parteien empfohlen hatten. Nur den ihr zugeordneten Geschäftsträger des Herzogs, den Herrn von M . . . vermochte sie nicht zu ihrer Ansicht überzuführen, auf dessen Stimmung die Abneigung des Herzogs gegen einen solchen Vergleich zu stark einwirken mochte. Indessen bot sie noch einmal alles auf, dem Herzoge ihre Ansicht einleuchtend und annehmlich zu machen; der Versuch mißlang, und sie lief Gefahr, durch irgend einen fernerweiten Vortrag ihrer Ueberzeugung sich um das Vertrauen ihres Gemahls zu bringen und ihren schirmenden und abwehrenden Einfluß gänzlich zu verlieren. Sie mußte sich demnach entschließen, zur Erreichung des ihr vorgesteckten Zieles die Wege einzuschlagen, auf welche sie durch den Willen des Herzogs und durch die obwaltenden Umstände hingewiesen

war. Sie umgab sich mit einem fürstlichen Pomp und eröffnete einen glänzenden Hofstaat. Ausgezeichnete Mittagsmahle wechselten mit reizenden Abendfesten. Selbst der König mit seiner Familie verherrlichte durch seine Gegenwart diese Abendgesellschaften, denen die anmuthreiche Wirthin, ohnerachtet ihrer innern schwermüthigen Stimmung, eine frohe, heitere Fassung zu zeigen wußte. Dadurch gelang es ihr, die großen und einflußreichsten Männer der Republik zu gewinnen. Aber auch die Gegner hatten nicht versäumt, durch wichtige Verbindungen unter den Magnaten sich ein nicht unbedeutendes Gegengewicht zu verschaffen.

In einem Schreiben vom 12. März 1792 an den Herrn von Hüttel drückt sich folgendermaßen das bedrängte Gemüth der Herzogin aus:

„Sie finden, mein werthester Freund, daß meine Briefe anfangen, schwermüthig zu werden; diese können wohl nichts anders thun, als meine innere Stimmung verrathen. Hier ist alles in Gährung. Eine Conföderation gegen die Constitution vom 3. Mai 1791 ist unter russischem Schutze zu Stande gekommen. Von unserer Sache ist auf dem Reichsbotensaal noch nicht die Rede gewesen, und ich fürchte, daß wir unverrichteter Sache werden zurückkehren müssen. Der Prin=

zessin Biron und ihrem Anhange ist es gelungen, den Vortrag unserer Sache an den Reichstag bisher zu verhindern; und selbst der günstigste Ausspruch der so in sich zerfallenen Reichstagsversammlung wird schwerlich die Hoffnungen und Wünsche meines Gemahls befriedigen; denn werden nicht Einwendungen gegen eine Sentenz, die unter solchen Umständen gegeben wurde, gemacht werden können? Im glücklichsten Falle werden wir also ein theuer erkauftes Papier mit nach Hause bringen, das uns nichts helfen wird. Wäre doch mein guter Mann zu bewegen gewesen, sich auf den von Ihnen und andern Freunden vorgeschlagenen Vergleich einzulassen, so wäre ich schon jetzt aller Sorge und Mühseligkeit überhoben. Ach es kostet viel Mühe, mit Kummer im Herzen eine heitre Miene zu zeigen. Nur gegen meine gute Schwester, die mit mir gleiche Besorgnisse hegt, und gegen die drei redlichen Männer, Schulz, Parthenius und Andree, schütte ich mein Herz zuweilen aus. Gegen meinen Gemahl darf ich mich nicht auslassen, wie ich denke, um mich ihm nicht unangenehm zu machen; er hat sich zuletzt noch gegen alle Vergleichsvorschläge sehr bestimmt und etwas erbittert erklärt. Er ist mit den besten Hoffnungen erfüllt, und freuet sich in allen Briefen an mich der einflußreichen Freunde

und Beschützer unsrer Sache. Meine gute Schwester unterstützt mich kräftig und unermüdet in meinem schweren Geschäft. Wie viel Gutes könnte durch das Geld geschehen, das ich hier unnützerweise ausgeben muß! Neulich war die Rede von einem immerwährenden Commissarius, den die Republik in Kurland anzustellen Willens wäre, indem Rußland und Preußen daselbst ihre Residenten hätten. Zu den Freunden unserer Sache gehören, außer dem König, der Kronmarschall, Graf Ignaz Potocki, Fürst Sapieha, Kronfeldherr von Litthauen, auch Piatoli, der vertrauteste Freund des Königs, der eine geschickte Feder führt, und andre wichtige Männer. Wenn ich mit einem dieser Herren von unserer Sache zu sprechen anfange, so gibt man mir immer zur Antwort: daß die Angelegenheiten des polnischen Staats erst beseitigt werden müßten, ehe die unsrige vor den Reichstag gebracht werden könne; dabei erhalte ich denn immer recht schöne Versprechungen. Als ich einmal von einem Vergleiche zwischen dem Herzog und den Ständen, und von einer russischen und preußischen Garantie eines solchen Vergleiches sprach, antwortete man: die Zeit wäre vorüber, da der polnische Senat die Einmischung fremder Mächte geduldet hätte. Ich sagte nicht, was ich dachte; hier lernt man seine Meinung

verbergen. Ach ich bin hier auf einen schweren Posten gestellt. Manchesmal, in Stunden der Einsamkeit, wenn mich die Gesellschaft verlassen hat, ist es mir, als säß ich auf Kohlen. Beinahe fünf Monat bin ich nun hier, ohne nur einen Schritt meinem Ziele näher gekommen zu seyn. Wenn ich sehe, was hier vorgeht, und in die Zukunft blicke, dann kann mir recht angst und bange werden; Gott, wie wird das alles enden! Nur ein festes Vertrauen auf die Vorsehung kann uns beruhigen; doch hätte ich meine Schwester nicht zur Seite, ich ginge zu Grunde. — Nun, mein werthester, treuer Freund, verzeihen Sie meine lange Epistel. Es war mir ein Bedürfniß, mein Herz vor Ihnen zu erleichtern; fahren Sie fort, mich mit Ihrem Rathe zu unterstützen und leben Sie wohl." —

Das kurländische Geschäft ruhte nun und mußte die Beendigung der Festlichkeiten des dritten Maies abwarten. Dieser erschien von manchem schwermuthsvollen Herzen begrüßt, aber — wo möglich — mit noch größerem Pomp, als der vorjährige, umgeben. Mit ernstem Blicke sah die Herzogin auf die Menschen hinab, welche von der höchsten Freude begeistert und getrieben, die Straßen durchströmten und nichts ahnten von dem Ungewitter, das fernher im Anzuge war und

alles zu vernichten drohte, was so schön und, der Volksmeinung nach, so dauerhaft aufgebaut war. — Wir können es uns hier nicht versagen, aus dem Tagebuche der edeln Elisa eine Stelle anzuführen, welche dieses Fest sehr anziehend beschreibt. „Um 9 Uhr" — heißt es daselbst — „fuhren wir zur gottesdienstlichen Feier dieses Tages. Die Kirche war amphitheatralisch geordnet und festlich geschmückt. Der König in der Mitte auf dem Throne; zu beiden Seiten Tribunen. Vom Könige und den Reichsboten wurden Reden gesprochen, Glückwünsche dem Könige dargebracht und eine Predigt gehalten. Die freundlichsten Stralen der Frühlingssonne leuchteten, wie Blicke der Hoffnung, zu den Kirchenfenstern herein. Jetzt wurde ein feierliches Te Deum angestimmt; aber kaum erklangen die ersten Töne der Musik, so setzte ein zufälliges Naturereigniß die Versammlung in Furcht und Schrecken. Der Tag verfinsterte sich plötzlich und ein heftiger Sturmwind schleuderte Trümmer von Dachziegeln und Schloßen gegen die Kirchenfenster. Der innere verdunkelte Raum erhielt durch das Getöse von Außen in der That eine furchterregende Wirkung. Wer auch nicht zum Aberglauben gestimmt war, konnte sich eines tiefen Schauers und einer Empfindung nicht erwehren, die ein wenig an Vorzeichen glaubt.

Bestürzung zeigte sich überall und besonders auf dem milden Gesichte des guten Königs. Indeß wurde der Gottesdienst geendigt. Der Himmel erheiterte sich wieder. Der König, der Primas, die hohen Beamten und Magnaten des Reichs begaben sich nun zu Fuße, unter Begrüßung eines fortwährenden Jubelrufes der Volksmenge, zu der Stelle, wo der König den Grundstein einer Kirche zu legen hatte, die daselbst zum Andenken dieses festlichen Tages erbauet werden sollte. Das Wetter war, als der prächtige Zug den bestimmten Platz erreicht hatte, wieder recht schön geworden; die Sonne stralte hell auf die Ceremonie des Steinlegens herab, die wirklich etwas sehr Rührendes hatte. Die furchtsamen Seelen faßten neue Hoffnungen, und ich hörte einige Stimmen, die da sagten: der polnische Staat wird durch heftige Stürme zu seiner Herrlichkeit eingehen!" —

Aus dieser Beschreibung erhellet, wie sehr ein prächtiger Lärm das Volk anzuregen vermag. Begeisterung genug war vorhanden; nur fehlte es an der hinreichenden Kraft, mit einem erfreulichen Ende den glänzenden Anfang zu krönen. Kaum hatte der selige Rausch die erhitzten Köpfe verlassen, so ließen sich schon Ankündigungen einer nahen Störung vernehmen, und am 21. Mai

wurde auf dem Reichsbotensaale eine Erklärung der Kaiserin Katharina bekannt gemacht, worin die Monarchin dem Reichstage eröffnete: Da ein sehr ansehnlicher Theil der polnischen Nation mit der zu bewerkstelligenden neuen Ordnung der Dinge in Polen nicht zufrieden seyn könne, und die russische Macht angerufen habe, die alte Verfassung dieses Reiches aufrecht zu erhalten, so habe sie jenem unterdrückten Theile der Nation ihren Beistand nicht versagen wollen, und daher beschlossen, die bis jetzt bestandenen und bestehenden Gesetze und Rechte in Polen, ihrem ganzen Umfange nach in Schutz zu nehmen u. s. w.

So that sich nun eine dunkeltrübe Zukunft auf, die den furchtbaren Entwickelungspunkt des polnischen Schicksals, mit dem das kurländische so nahe zusammenhing, klar genug durchblicken ließ. Ein blutiger Bürgerkampf schien dem Ausbruche nahe zu seyn, und ein Krieg von Außen stand gleichsam schon an den Grenzen. Die Freunde der neuen Ordnung der Dinge brachten Summen zusammen und sahen nach Waffen sich um, während noch viel an einem Heere fehlte, welches sie tragen sollte. Unter solchen Unruhen, die den Reichstag in Bewegung setzten, war es kaum zu erwarten, daß die kurländische Angelegenheit zu Worte kommen würde; indessen durfte

die Herzogin den Zweck ihrer Anwesenheit in Warschau nicht verlassen, um ihren Gemahl zu befriedigen, der nun einmal die Genugthuung seiner fürstlichen Ehre gegen die ständischen Anmaßungen von einem Urtheilsspruche der oberlehnsherrlichen Behörde mit voller Zuversicht erwartete; und sie setzte es, trotz den Gegenbestrebungen ihrer Widersacher, durch, daß die herzogliche Angelegenheit am 27. Mai bei dem Reichstag zum Vortrag gelangte. In der Zwischenzeit bis zu diesem verhängnißvollen Tage, und besonders an dem Tage selbst, schwebte das Gemüth der Herzogin, näher der Furcht, als der Hoffnung, in einer höchst peinlichen Lage.

Wir glauben, das Beste zu thun, wenn wir auch hier eine kurze Darstellung aus dem Tagebuche der Schwester mittheilen, welches den Verlauf dieses entscheidenden Tages folgendermaßen erzählt: „Um 11 Uhr fuhren wir zu dem Reichsbotensaale und nahmen in der, für uns bestimmten Loge Platz; unsere Widersacher uns gegenüber. Meine Schwester, tief in sich versenkt, sah vor sich nieder. Nach und nach füllte sich unten der Saal mit stimmführenden Reichsboten an, unter denen Beauftragte unsrer Gegner umhergingen, Stimmen dafür zu erwerben, daß die Bestätigung und Vollziehung des Endurtheils in der kurländi-

schen Streitsache auf einen anderweiten Reichstag zurückgeschoben werden möchte."

„Die Abfassung des Urtheils war schon früher einer dazu verordneten Commission aufgetragen worden, und zu Gunsten des Herzogs ausgefallen. Nun kam es auf die Frage an: ob dies Urtheil zu bestätigen, oder ob die ganze Sache vor eine abermalige Untersuchung zu bringen, und folglich für jetzt zurückzulegen sey? Es kam zur Sammlung der Stimmen, deren jede laut abgegeben wurde, und eine Mehrheit von vier Stimmen entschied für die Zurücklegung; und somit war denn unsere Sache verloren. Meine arme Schwester war äußerst bewegt; denn es mußte ihr wohl lebhaft vorschweben, welch ein Uebergewicht dieser Triumph den Anmaßungen der Landschaft und den ewigen Zudringlichkeiten der Prinzessin Biron geben, und wie solches alles die Tage ihres Gemahls, mithin auch die ihrigen verbittern würde. Sie mußte die Loge verlassen und in ein andres Zimmer gebracht werden. Unsre Freunde waren indeß nicht unthätig; sie foderten eine anderweite Stimmengebung à voix secrètes mit weißen und schwarzen Kugeln; diese ward zugestanden. Ein kurzer Vortrag leitete das Geschäft ein. Ich trat an das Fenster der Loge, um in den Saal hinabzusehen: da hatte mein

schlagendes Herz fünfhundert Kugelwürfe abzuwarten. Endlich wurden die Stimmen gesondert und gezählt, und der Ruf erscholl: „„Das, von der Deputation, in Sachen des Herzogs von Kurland gegen die Stände daselbst und gegen die Prinzessin Biron abgefaßte und zu Gunsten des Herzogs sprechende Rechtsurtheil ist in seinem ganzen Umfange durch eine Mehrheit von zwei Stimmen von der Reichstagsversammlung genehmigt worden und, dem gemäß, nunmehr rechtskräftig zu bestätigen und zu vollziehen."" — Kaum hatte ich mir die letzten Worte dieses Ausrufs verdeutschen lassen, so stürzte ich aus der Loge und hinterbrachte die frohe Botschaft meiner Schwester, die im höchsten Grade angegriffen war. Glückwünsche von allen Seiten drängten sich zu ihr. Beruhigt, aber sehr ermattet, kehrte sie nach unserer Wohnung zurück." —

Fünf Tage nach dieser Entscheidung verweilte die Herzogin sammt ihrem Gefolge noch in Warschau, von wo sie am 2. Juni ihre Heimkehr über Königsberg antrat. Sehr schmerzhaft war ihr und ihrer Schwester der Abschied, nicht von Warschau, wohl aber von den vielen redlichen Freunden daselbst, besonders von der königlichen Familie. Einer jeden der beiden Schwestern steckte der König, als sie schieden, einen Ring mit sei-

nem Profilgemälde an den Finger, und begleitete dies Andenken mit den Worten eines gerührten, zärtlichen Vaters, der seinen geliebten Töchtern ein, wahrscheinlich letztes Lebewohl sagt. Von einer großen Anzahl Männer und Frauen wurden die scheidenden Gäste bis zur nächsten Station begleitet. Je näher die Herzogin ihrem Vaterlande kam, desto trüber umwölkte sich ihr Gemüth; aber bis zur tiefsten Schwermuth wurde diese schmerzliche Stimmung gesteigert, als sie auf vaterländischem Boden zuerst wahrnehmen mußte, daß ihr nicht mehr, wie sonst, frohe Huldigungen entgegen kamen. Denn bei den kurländischen Ständen hatte die Nachricht von dem Verluste ihrer Processe gegen den Herzog eine widerwärtige Stimmung hervorgebracht. Nur einige Wenige, die eine würdigere Denkart auszeichnete, ließen nicht ihrer Fürstin das angebliche Unrecht entgelten, das sie dem Herzog nachtrugen. „Ich werde nicht mehr, wie sonst geliebt“, sagte die Herzogin auf der zweiten Station zu ihrer Schwester; „und welcher Gewinn kann einen Verlust an Liebe vergüten!“ Auch schwebte vor ihrer Seele der Krieg, der ihr Vaterland in eine beklemmende Stellung und hartes Bedrängniß versetzen mußte, indem der Herzog vermöge seines Lehnverhältnisses verpflichtet war, eine Schaar von 500 Soldaten zu

Polen zu stellen, wenn dieser Staat in den Fall käme, von einer auswärtigen Macht mit Krieg überzogen zu werden. Sie sah in eine finstre, verhängnißvolle Zukunft hinüber, und diese Aussicht preßte mit überwältigenden Schmerzgefühlen ihr Herz, wiewohl noch nicht die leiseste Ahnung von einer gänzlichen Vernichtung Polens hinzutrat.

So erreichten sie endlich nach einer Reise von etwa sieben Tagen das Domainengut Doblen, wo der Herzog mit seinen Hofcavalieren und andern Freunden sie erwartet hatte. Ein freudiges Getümmel der Liebe bewegte sich vor ihren plötzlich aufgeheiterten Blicken; denn das Gefühl der befriedigten Sehnsucht hatte einen ganzen lichten Himmel über sie ergossen. Der Herzog drückte seine geliebte Gemahlin an sein Herz mit einer Innigkeit, die lebendiger, als die gehaltvollsten Worte es vermochten, zu erkennen gab, was er seiner Gemahlin verdanke; sie hatte ihm den Sieg errungen, den er endlich über seine Widersacher davon getragen. In diesem Triumphe wäre, wie er meinte, vor den Augen der Gesandten von ganz Europa seiner verletzten fürstlichen Ehre Genugthuung geschehen!

Den folgenden Tag ging es nach Würzau, dem gewöhnlichen Aufenthalte der fürstlichen Familie. Da bewegte ein noch entzückenderes Wie-

versehen die Seele der Fürstin, die drei lieblichen Töchter stürzten der holden Mutter in die Arme, alle drei engelschön und voll kindlicher Anmuth. „Der dreifache Mutterruf von den Lippen solcher holdseligen Kinder", sagte sie, „klingt doch süßer, als eine hundertfache Begrüßung aus Kanonenmündungen." — Vor dem Anblick dieser Kinder, in deren süße Liebkosungen sie das verlorne Paradies immer wieder fand, trat jedesmal, wenn sie sich diesem Genusse ungestört hingeben konnte, der Kummergedanke ihrer Befürchtungen tief in den Hintergrund ihrer Seele zurück. Doch der höchste Gewinn, den sie ihrem peinlichen Aufenthalte in Warschau verdankte, war die Verschönerung ihres Eheverhältnisses und die Erhöhung des Vertrauens bei ihrem Gemahl. Dieser machte es sich von jetzt an mehr, als je, zur Angelegenheit, immer neue Lebensfreuden seiner Gemahlin zu bereiten. Hoffeste reiheten sich an Hoffeste; Schauspiele, Opern, zu deren Vervollständigung der Herzog die Familie Brandes berufen hatte, wechselten mit musikalischen Unterhaltungen und Bällen. Obgleich diese Zerstreuungen die Gefühle ihrer innersten Bekümmernisse nicht überwältigen konnten, so verschafften sie ihr doch Stunden der Abgezogenheit von den hoffnungslosen Gegenständen ihrer stillen Sorgen, welche sie nur mit ihrer, nicht minder tief

bekümmerten Schwester theilte. Auch unterhielt sie einen Briefwechsel mit dem Könige von Polen. Von einem zarten Bedürfnisse getrieben, eröffnete sie diesem väterlichen Freunde von Zeit zu Zeit, was ihre Seele bewegte. Auf ihr erstes Schreiben an ihn aus der Heimath erhielt sie folgende Antwort:

Varsovie ce 11. *Juin* 1792.

Je n'ai pu recevoir sans la plus tendre émotion Votre lettre; Vous me demandez de Vous donner le nom de ma fille — oh oui! — et de tout mon coeur, ma chère fille. Il n'y a personne, à qui je puisse le donner à meilleur titre, ni plus volontiers. C'est dans les situations critiques, qu'on reconnoit les amitiés véritables. Le sentiment que j'ai reconnu en Vous, si pure, si active en mon égard, est une vraie vertu de plus, qui embellit Votre ame. Ma chère fille! Je ferois un volume, si je me laissois aller à tout ce que le coeur me dicte pour Vous. — Le chevalier Batowsky est nommé commissaire de ma part auprès du duc Votre époux.

Inzwischen war der Krieg in Polen und gegen dasselbe bereits ausgebrochen; gleichwohl er=

schien, nicht lange nach jenem Briefe, in Mitau der polnische Geschäftsträger unter der amtlichen Benennung eines Commissarius, und überreichte dem Herzog sein Beglaubigungsschreiben und der Herzogin von Seiten des Königs folgenden Brief:

Enfin voilà Batowsky, heureux de l'espérance d'aller Vous baiser les mains. Il Vous dira combien Vous nous avez laissés tristes par votre départ, surtout en voyant, que Vous nous quittiez avec régrèt. Croyez que nos coeurs sont pénétrés de la sensibilité et de l'affection du Votre. —

(Hier folgt eine Erzählung der ersten Kriegsbegebenheiten, dann fährt der Brief fort:)

Les deux tiers de la Lithuanie sont entre les mains des Russes. Du reste, malgré l'embarras de ma situation, je soutiens mon ame par la pureté de ma conscience, et, j'espère en Dieu. Je m'occupe d'une idée, qui peut-être remédiera beaucoup de mal, si elle réussit. Quelque sera mon sort, le Votre, ma chère fille, m'interessera, comme celui d'une des meilleures amies vertueuses qui sont au monde.

Diese Aeußerungen des unglücklichen Königs machten auf das Gemüth der Herzogin den tief=

sten, schmerzlichsten Eindruck, den ihr Gemahl mit ihr theilte. Dennoch erhielt sie sich aufrecht; nur die geheimsten Stunden der Einsamkeit waren ihres Kummers verschwiegene Zeugen, und es gelang ihr, die Bemühungen ihres Gemahls, sie zu erfreuen, durch eine gewisse ungetrübte, heitere äußere Haltung zu vergelten, um der Gesellschaft nichts von ihrer persönlichen Anmuth zu entziehen, die sie derselben schuldig zu seyn glaubte. Der geliebten Schwester gestand sie, was ihr solcher Widerstreit koste. Indessen liefen immer niederschlagendere Nachrichten von den Ereignissen in Polen ein.

Als sie endlich Fassung genug gewonnen hatte, schrieb sie abermal an ihren väterlichen Freund und eröffnete ihm ein Herz voll Anhänglichkeit und schmerzlicher Theilnahme an den Widerwärtigkeiten, womit das Schicksal ihn verfolgte. Der König erwiederte:

Si je n'ai pas répondu plutôt, ma chère Duchesse, à Votre lettre du 8. Juillet, c'est que j'ai voulu pouvoir Vous dire quelque chose de moins incertain sur ma situation, à laquelle Vous prenez un intérêt si touchant pour moi.

Helas! je n'en ai à Vous mander que le

plus triste dénouement de cette pièce si brillante en apparence, dont Vous avez vu l'ouverture.

Nos efforts ont été vains, si je les avois continués, j'aurois abimé le reste du pays. Le concert de nos voisins étoit trop fort contre nous. On nous a fait manquer l'emprunt de la Hollande. Nous n'avons pas pu avoir des armes à temps; notre armée après avoir montré tout ce que le courage peut contre un ennemi plus fort du triple s'est fondu; et par les combats et par un concours de circonstances malheureuses, de sorte que si la guerre eut été prolongée, elle auroit été détruisante sans fruit pour la nation. Il a fallu céder. —

Il m'en coute trop d'achever. Manteufel Vous dira le reste. Du moins le sang ne coulera plus inutilement, et d'autres maux, qui eussent pu atteindre la Pologne d'une manière encore plus funeste, lui sont epargnés.

Der Krieg in Polen war nun entschieden; aber noch nicht ausgesprochen das, diesem Reiche bevorstehende Schicksal.

Die furchtbare Ungewißheit der nächsten Zukunft versetzte die Herzogin in einen Seelenzustand, dem eine gewisse unselige Thätigkeit eigen

zu seyn pflegt, auch das in Nacht zu verwandeln, was noch nicht aller Lichtpunkte beraubt ist; in diesem Zustande quälte sich unaufhörlich ihre Phantasie mit trüben Voraussetzungen und Muthmaßungen, während die Erscheinung des wirklichen Erfolgs so vieler vergeblichen Anstrengungen eben so weit von den Erwartungen der einen Partei, als von den Befürchtungen der andern entfernt lag. Sie rief in ihrem frommen Gemüthe alle die Tröstungen auf, welche die Religion darbietet; aber die hoffnungslose Stellung ihres väterlichen Freundes schwebte unablässig vor ihrer Seele, und so konnte sie es dem Drange ihres Herzens nicht versagen, ihm von Zeit zu Zeit Mittheilungen ihrer Gesinnungen und Empfindungen zukommen zu lassen. Es ist zu bedauern, daß von den Briefen der Herzogin keine Abschriften genommen worden sind, obwohl deren Inhalt aus den Beantwortungen ziemlich klar zu ersehen ist. Auf ein Schreiben vom 28. October 1792 antwortete der König:

Ma chère Duchesse! Vous me connoissez. Cela suffit, pour que Vous puissiez juger de tout ce que j'ai senti et pensé, en lisant Votre lettre du 28. Octobre. Elle peint Votre ame vertueuse, noble et aimante.

Ma chère fille, ma bonne et très bonne amie! Vous et moi, nous avons de la Religion. L'adversité ne la détruit point. — J'ai dit à mon maitre: Tu veux, que je sois dans l'affliction. Tu veux, que tous mes projets soyent renversés, que tous ce que je n'avois entrepris que pour le bonheur et l'avantage de ma nation, soit détruit, et tourné contre moi. — Les circonstances sont telles que pour épargner de ma patrie de plus grands maux encore, il a fallu que je sacrifie, jusqu'à mon amour propre; que je me fasse tort à moi même aux yeux de l'Europe; c'est ce qu'il y a de plus cruel, de plus difficile: bien plus difficile, que d'aller se faire tuer. Eh bien j'ai passé par là et je dis à Dieu! daigne recevoir ce sacrifice! qu'il serve d'expiation pour moi et ma Nation! que celle ci au moins, ne soit pas aussi malheureuse à la fin que les apparences le présagent jusqu'ici!

Ce n'est qu'ainsi, que je parviens à dévorer l'amertume, dont je suis abbreuvé journellement et à conserver du moins assez de facultés physiques et morales, pour être encore en état d'agir et de travailler, quand enfin le moment de travailler sera venu. Car jusqu'ici, cela même m'est interdit.

Il n'y a que Vous, à qui je puisse me resoudre à écrire avec cette ouverture. Vous lisez dans mon coeur, parceque Vous en avez le droit, par l'amitié si rare, que Vous me prouvez.

S. A. R.

Der Antritt des Jahres 1793 veranlaßte die Herzogin zu einem Schreiben an den unglücklichen König. Zu den Leiden ihres Gemüthes hatte sich körperliches Uebelbefinden gesellt. Die trüben Blicke, welche sie auf die Zeit warf, in der sie lebte, ließen ihr das irdische Daseyn als ein Thal des Jammers erscheinen, worin das Glück nur einigen Wenigen ein freundliches Angesicht zukehrt. Ein fragender Seufzer zum Himmel verrieth auf die zarteste Weise dem Könige die Rechtfertigung, in welcher sein Betragen vor den Augen seiner Freundin erscheine. Er faßt ihren Gedanken auf und erwähnt dann, aufgefodert durch die in katholischen Ländern gangbare Sitte, die den Namenstag dem Geburtstag vorzieht, des Dorotheentages. Er schreibt:

Ma chère Duchesse! Votre lettre du premier Janvier ne m'est parvenue que depuis trois jours. Elle m'a bien affligé voyant, combien

Vous êtes affligée et souffrante, elle m'a attendri, voyant combien, malgré Vos propres souffrances Vous Vous occupez de celles de Vos amis! Il est bien vrai que ce monde est une vallée de misères, et que le bonheur n'y est déstiné, qu'à bien peu de personnes. Il ne nous est pas permis de demander à Dieu pourquoi? Bornons nous donc, à le prier qu'il nous conserve du moins l'avantage d'une conscience qui puisse se dire avec vérité: je n'ai voulu „que le bien, j'ai tâché de le faire de tout mon pouvoir."

Chère fille, ma chère Dorothée! cette lettre Vous parviendra à peu près au jour de Votre fête, puisse-t-il être réellement un jour de Fête pour Vous; il le sera alors pour moi.

Zum Angebinde für den Namenstag der Herzogin hatte der König ein fein gearbeitetes Arbeitskästchen fertigen lassen, an dessen innerer Deckelseite das Miniaturbildniß des Königs angebracht war. Vor einem Tische sitzend, auf welchem die niedergelegte Krone liegt, stützt er das, von Schwermuth niedergedrückte Haupt auf den rechten Arm, das Gesicht emporgerichtet zu dem finster umwölkten Himmel, nachblickend der zum

nahen Untergang sich hinneigenden Sonne. Dieser Sendung war das für ihren Gemahl bestimmte Bildniß der Herzogin beigefügt. Dieses doppelte Geschenk begleitete folgender Brief:

ce 28. Janvier 1793.

Ma chère Duchesse! J'ai remis à Mr. de Manteuffel un paquet pour Vous, avec prière, de Vous le faire parvenir par la voye la plus sure. Il contient une boète, à l'ouverture de la quelle, Vous trouverez un portrait, qui bien examiné par Vos yeux clairvoyants, Vous fera comprendre la situation actuelle de mon ame. A une personne douée de Votre pénétration, il n'est pas nécessaire que j'employe aucune explication ultérieure. Au lieu de Vous envoyer cette même peinture dans un tableau en grand, j'ai préferé la mignature. Le tableau en grand, exposé à tous les regards donneroit lieu à beaucoup de propos. Cette boète au contraire, gardée sous Votre clef, en sera vue que de Vous et de peu de personnes discrètes, aux quelles Vous voudrez la montrer.

Je fais remettre en même temps à Mr. Manteuffel le portrait que Baciarelli à fait de Vous, et dont je crois que sera content celui qui est l'heureux Possesseur de l'original, et

au quel je vous prie de dire bien des Amitiés de ma part — ainsi qu'à Madame Votre Soeur.

Dies doppelte Geschenk erfüllte die tiefgerührte Herzogin und ihren Gemahl mit einer wehmüthigen Freude; als sie aber das Bildniß am innern Deckel des Arbeitskästchens erblickte, wurde sie von einem überwältigenden Gefühle ergriffen. Sie schwieg, betrachtete lange das Bild, und Thränentropfen quollen aus ihren Augen; dann zeigte sie es ihrem Gemahl und rief aus: „Ist es nicht, als spräche dieser Blick: da hinter dem Untergange, da ist das Land des Friedens, das Land, wo die Gerechtigkeit richtet!“ — Innig bewegt sagte der Herzog: mich wird das Schicksal des Königs treffen; gleich ihm wird man mich beklagen müssen und nicht verurtheilen können. Mich trifft kein Vorwurf; ich mußte handeln, wie ich gehandelt habe, um meiner Stellung würdig zu seyn, denn eine entehrte Fürstenkrone zu tragen, wird von keiner andern Schmach übertroffen; und überdieß würde ein nachgebender Vergleich mich, unter den jetzt eingetretenen Umständen, nicht ruhiger gesetzt haben; denn wo einmal die Gewalt entscheidet, da hat das Recht keine Stimme.

Ein Seufzer drang aus der tiefen Brust der Herzogin empor. Der Herzog faßte ihre Hand, drückte sie an sein Herz und fuhr fort: „Wir leben in schlimmen Zeiten, denen noch schlimmere nachfolgen werden: möchte der Himmel mir eine Tochter, keinen Sohn wieder schenken." Ja wohl! setzte sie hinzu: er dürfte ein mißfälliges Daseyn zu büßen haben!

Die Herzogin fühlte sich mit neuen Mutterhoffnungen gesegnet; dieses Gefühl war diesmal nicht mit den Beseligungen begleitet, womit in bessern Zeiten ein solches Ereigniß sie beglückt hatte. Die Beschwerden und körperlichen Schmerzen dieses Zustandes, die gegenwärtig durch keine erfreulichen Hoffnungen der Zukunft aufgewogen wurden, gaben unter Einwirkung der Unruhen, die von allen Seiten ihr Leben umringten, ihren Seelenleiden eine tief eindringende Schärfe. Unter diesen Umständen schrieb sie wiederum ihrem königlichen Freunde in Warschau, machte ihn mit ihrem Zustande bekannt, und lud ihn zu einer Taufzeugenstelle bei dem Kinde ihrer Hoffnung ein, dem sie die Weihe seines Namens zu geben gedachte. Der König antwortete:

ce 2. Mars 1793.

Ma chère Duchesse! Comment pourrais-

je Vous rendre tout ce que j'ai senti en lisant Vos deux dernières lettres du 2. et du 19. Fevrier.

Quelle ame que la Votre: et combien il m'est flatteur de Vous avoir pour Amie! Au Milieu des plus grands chagrins, Vos expressions, et surtout le sentiment qui Vous les à dicté, deviennent une consolation bien reelle pour moi, un vrai beaume, que Vous versez dans mes playes.

Ma chère Duchesse! plus j'ai raison de Vous aimer, plus je me crois obligé de Vous confier une pensée, que m'a donné un passage de Votre lettre. — Si Vous portez une fille dans Votre sein, qu'elle soit nommée Augusta: — à la bonne heure! — Mais si c'est un fils donnez lui un autre nom que celui que Vous lui destinez.

Primo ce Nom n'est pas heureux, mais en second lieu (et c'est ce qui merite, je crois, le plus de considération) il me paroit, que Vous feriez bien d'éviter, tout ce qui pouroit attirer trop certaines attentions. Ce nom, que Vous projettez, est entièrement étranger à Votre langue, et à Votre Religion. Il feroit trop remarquer un attachement de Votre part, dont on ne Vous tiendroit surement pas compte,

dans l'endroit où Vous allez et peut-être pas non plus, dans un autre endroit qu'il Vous importe encore plus, de ménager.

Vous sentez bien qu'il m'est extrémement penible, de me refuser à une offre si douce, si flatteuse, que me fait Votre excellent coeur. Mais quand on aime, comme je Vous aime, comme je dois Vous aimer, il faut songer prémièrement à ce qui peut faire le bien ou le mal de l'amie chèrie avant de se permettre une satisfaction, telle agréable qu'elle puisse être et que le seroit celle ci pour moi.

Ma chère fille, il est exactement vrai que je ne puis pas exprimer comme je le voudrois et comme cela est tout ce que je sens pour Vous.

Ein gemischtes Gefühl erregte dieser Brief in ihrem Gemüthe. Die vorsichtige Beachtung der Umstände, mit welcher der König die Taufzeugenstelle ablehnt; dieser zarte Edelsinn, der, wenn es darauf ankommt, Ungunst oder Gefahr von einem theuern Haupte abzuwenden, sich selbst aufgibt, erhöhte ihre Anhänglichkeit an den unglücklichen Monarchen, und erfüllte sie mit einer wohlthuenden Empfindung; aber desto schmerzhafter fiel auf ihr Gemüth die Vorstellung von

den Bedrängnissen, die den guten König umringten, und das Schlimmste befürchten ließen.

Immer schwebten vor ihrer Seele jene traurigen Züge des kleinen Gemäldes; das gesenkte Haupt, der Blick, der dem Sonnenuntergange nachschaut, und die niedergelegte Krone. Diese ganze Darstellung, die an sich schon so rührend war, machte einen desto wehmuthsvollern Eindruck auf ihre sehr aufgeregte Phantasie, je entschiedener sie das Schicksal ihres eigenen Hauses sich darin abspiegeln sah; ein Schicksal, welches durch die, gegen den Herzog gerichteten, und von neuem thätig gewordenen, Feindseligkeiten eines großen Theils der kurländischen Stände, seine Annäherung zu beschleunigen schien; denn die neuesten Ereignisse in Polen regten auch die zur Unruhe geneigten, Köpfe in Kurland auf, und brachte die zum Vortheil des Herzogs sprechende Entscheidung des polnischen Reichstages vollends um alles Ansehn, und folglich auch um die gehoffte Wirkung. Zurückgelegt, nicht beigelegt waren die Zwiste. Die gerüstete Kabale wartete nur die Wendung ab, in welcher die Angelegenheit Polens sich auflösen würde. Entweder rettete unter gewissen Bestimmungen die Republik ihr Daseyn, oder sie ging in den überwältigenden Sturme gänzlich unter; im ersten Falle hatte man schon die Ränke

geschmiedet, die bestimmt waren, die Rechte, das Ansehn und die Ruhe des Herzogs von neuem zu untergraben; im letztern Falle aber ging mit dem Untergange des Staates zugleich unter, was Verfügungen von daher festgesetzt hatten; und auch für diesen Ausgang lagen schon, wie sich bald nachher zeigte, Plane von verderblicher Art in Bereitschaft.

Der polnische Commissarius Ritter Batowsky, dessen Ergebenheit für die Sache des Herzogs sich klar genug dargethan hatte, war für diejenigen, die den herzoglichen Ansprüchen feindlich gegenüberstanden, keine willkommne Erscheinung; mit desto mehr Auszeichnung und Wohlwollen aber wurde er von dem Herzoge und der Herzogin aufgenommen, die sich beide mit einer bedeutenden Schuld von Dankbarkeit ihm für die Dienste verpflichtet fühlten, die er in Warschau ihnen geleistet hatte. Besonders hoch stand er in der Meinung der Herzogin, die es unvergeßlich im Herzen trug, daß dieser Mann zu denen gehörte, die in den bedenklichsten Momenten, da die Sache, welche sie vor jenem Reichstage in Warschau führte, schon schwankte, und der Sieg ihren Gegnern sich zuneigte, kräftig eingriffen und den Verhandlungen einen Umschwung gaben, der den glücklichen Erfolg für die Sache des Herzogs her-

beiführte. Vor allen hatte Batowsky mit rastlosem Eifer seine Talente zu diesem Behuf in Thätigkeit gesetzt, welches ihm die Herzogin mit Auszeichnung und Zutrauen vergalt.

Lebhaftes Anerkenntniß jeder Verdienstlichkeit, unermüdetes Wohlwollen, Milde, Nachsicht und ein Friedenssinn, der immer bereit ist Opfer zu bringen, waren gleichsam die Bestandtheile ihres ganzen Wesens, die Natur ihres Gemüths, dem es schon bis zur Fertigkeit eigen war, Alles, was Zuneigung, Freundschaft und Wohlwollen an freundlichen Gesinnungen ihr zuwandten, unauslöschlich im Gedächtniß aufzubewahren; jedes Mißvergnügen aber, und selbst Verletzungen ihrer Persönlichkeit, von welcher Seite sie auch kommen mochten, spurlos, wie flüchtige Schatten, an ihrer Seele vorübergehen zu lassen. Eine solche Stimmung, im Verkehr mit selbstsüchtigen Menschen, schwebt immer in Gefahr, die Beute der Arglist zu werden. Die Hofpartei war, wie natürlich, aus verschiedenen selbst einander widerstrebenden Naturen zusammengesetzt; die Herzogin umgaben dort Menschen, von mehr oder minder lautern Gesinnungen, Zwecken und Rücksichten; von mehr oder minder reinem Sittengehalt.

Schon diese Stellung war hinreichend, ungleiche Urtheile über sie von Seiten der Gegen=

partei sowohl, als in ihrem eignen Kreise zu veranlassen, wo sie mit aller Liebenswürdigkeit und Gewandtheit der Veranlassung nicht ausweichen konnte, die höfische Eifersucht zu reizen, die mit neidischen Blicken jeder, von fürstlichen Personen ausgehenden, Begünstigung nachzuschielen pflegt. Arglos, leicht beweglich und eilend, wie sie war, neigte sich überdies noch ihr ganzes rücksichtsloses Vertrauen schnell solchen Personen zu, die in irgend einer gefälligen Beziehung mit ihr standen, im Uebrigen aber ihrer Freundschaft unwürdig waren; Personen, die listig ihre Unbefangenheit überraschten, ihr Wohlwollen und ihre Freigebigkeit gröblich mißbrauchten, ihrem sonst klaren Geiste schielende Ansichten aufdrangen und sie zu manchem Lebensirrthume fortrissen, der, wenn er auch nicht das Heiligthum ihres tieferen Werthes entweihte, doch einen mißfarbigen Ton in dem schönen klaren Bilde des lieblichsten Daseyns zurückließ.

Indessen brachten die Botschaften aus Warschau immer niederschlagendere Nachrichten mit. Der Targewitzer Friede war geschlossen und die Hoffnungslosigkeit der polnischen Wiedergeburt unwiederruflich entschieden; doch vollständig ausgesprochen hatte sich das noch fortdrohende Verhältniß über Polens Zukunft nicht, so daß die

Gegner des Herzogs fortfahren konnten, Hoffnungen zu fassen und verderbliche Plane gegen ihn auszuarbeiten. Sie beobachteten mit feindseligen Späherblicken den Gang seiner Regierung; auch gelang es der Arglist nicht selten, den Herzog durch seine Lieblinge zu Mißgriffen verlocken zu lassen, die geeignet waren, Beschwerden und Anklagen gegen ihn zu begründen; von dieser Art war ein Vorfall, in dessen Behandlung der Herzog nicht ganz vorwurffrei erscheinen konnte, indem er zu solchen Maßregeln der Härte bewogen wurde, welche die Billigung der unbefangensten Beobachter verfehlen mußte. Ein Günstling des Herzogs hatte einen Müller gemißhandelt und ihn eines Verbrechens beschuldigt. Der Müller klagt, der Rechtsausspruch wird verzögert. Heimliche Aufreizungen bringen einen Aufruhr des Müllergewerkes in der ganzen Gegend zu Stande. Eine Schaar von Meistern und Knappen dieses Gewerkes umringt den Gerichtshof und verlangt mit Ungestüm Gerechtigkeit für ihren Genossen. Der Herzog verordnet die Anwendung der scharfen militairischen Gewalt. Böses war bereits geschehen, Schlimmeres noch zu fürchten. Da warf sich die Herzogin, gleich einem Friedensengel, in den Sturm, beschwörend die milden Geister des Zorns und der Rache, rettend und vergütend,

wie es die Gelegenheit darbot. Alles gelang ihr. Vor der zartesten Stimme der Sanftmuth verstummte das Getöse des Aufruhrs. Bewundert und gefeiert ging die edle Fürstin aus diesem Handel hervor; und in dem so reichlich ihr dargebrachten Huldigungseifer vereinigten sich alle Parteien.

Den Herzog bestärkte dieser Vorfall in dem bereits früher gefaßten Vorsatz, Kurland so bald als möglich zu verlassen, und nach Sagan zu gehen, wo er sich eine Stätte des Friedens und der Ruhe schon längst auserseh̄n und bereitet hatte; auch die Herzogin trat mit wehmuthsvollem Herzen dem Beschluß ihres Gemahls bei; nur waren noch mancherlei Umstände zu berücksichtigen, auszugleichen und zu beseitigen. Wohin nun in solchem Gedränge ihre Blicke sich wandten, da traten ihr störende Bedenklichkeiten entgegen. Hierdurch fühlte sie sich in einen Gemüthszustand versetzt, der ihr um so peinlicher wurde, da sie jetzt durch die Gewalt der Zeit in eine gewisse Tiefe der Besinnung und der Gefühle hinabgezogen wurde, nachdem sie früher durch eine Reihe glückseliger Jahre gewöhnt worden war, sorgenlos sich den Anerbietungen des frohen Augenblicks hinzugeben, und begleitet von den süßen Beifallstönen feierlicher Huldigungen, auf der ebe-

nen geschmückten Oberfläche des Lebens leicht und anmuthig dahinzuschweben. Jetzt waren Entschließungen zu fassen, die reiflich erwogen seyn wollten, und Maßregeln zu ergreifen, die nahe und entfernte Rücksichten zu befriedigen hatten.

Die Zeitereignisse wurden dringender; die Begebenheiten in Polen hatten das letzte Schicksal des Königs in Grodnow herbeigeführt, und eine gänzliche Auflösung des Reichs, deren Folgen sich auch über Kurland erstrecken mußten, war vorauszusehen. Unter solchen Drohungen einer nahen Zukunft ward es nothwendig für die Herzogin, deren Entbindung herannahte, einen Zufluchtsort zu wählen. Der ehrwürdige Minister Alopeus, rieth dem Herzoge, sich mit seiner Gemahlin nach Petersburg zu begeben. Er setzte klar genug die Gründe seines Vorschlages auseinander, der, wie die Sachen standen, für die herzogliche Familie unleugbar tröstlichere Aussichten, als jede andre Maßregel eröffnete. Nur die leidenschaftlich gereizte Empfindlichkeit, die es sich nicht versagen kann, dem Gefühle ihres Unvermögens wenigstens das Schmeichelopfer des Trotzes zu bringen, war fähig, die Sicherheit der Maßregel, die jenen Vorschlag empfahl, zu verkennen; sie wurde verkannt. Auch die Herzogin, umringt von eigennützigen Rathgebern, die jede würdigere

Stimme von ihr zu entfernen wußten, trat zu der Meinung ihres Gemahls über; mit ihm übereinstimmend, wählte sie zu ihrem Zufluchtsorte Berlin. Im April trat sie die Reise dahin an. Die Jubeltöne, die sonst überall in ihrem Vaterlande sie begrüßten, waren verstummt; thränenvolle Blicke sahen ihr nach. In stiller Zurückgezogenheit lebte sie in Berlin, wo sie den 21. August 1793 ihren Gemahl mit einer Tochter beschenkte, die den Namen Dorothea erhielt.

Der Herzog indeß, immer in Bereitschaft, seiner Gemahlin nachzufolgen, schob seine Abreise von einem Monat zum andern auf, indem seine Günstlinge bald Schwierigkeiten bald Hoffnungen aufstellten, die ihn zurückhielten. Während dieses Zögerns nun, erhoben die Polen, an deren Spitze Kosciusko stand, jene letzten Bewegungen, welche die gänzliche Auflösung des republikanischen Königthums und die Zertheilung des Landes zur Folge hatten. Unter welchen Bedingungen, unter welchem Schutze konnte nun das, von seiner bisherigen Lehnsverbindung mit Polen abgelöste, Kurland fernerhin ein selbstständiges Daseyn behaupten? Das war die furchtbare Frage, die jetzt sich gebieterisch aufdrang.

Ein weites Feld der unlautersten Berathungen eröffnete sich; ein Wettrennen der unwürdig-

sten, selbstsüchtigsten Bestrebungen begann; das allgemeine Heil verschwand gänzlich in den Augen der Landesvorsteher; die Lockungen des besondern, persönlichen Vortheils, wie es auch zu erreichen seyn mochte, trugen den Sieg davon. Verlassen stand der Herzog, verlassen das Land. Die kurischen Stände richteten ihre Blicke nach Petersburg; dem Herzoge blieben die Schritte, welche jene thaten, das Land der Kaiserin zu unterwerfen, nicht verborgen; demnach schien auch ihm, um einem härtern Verhängnisse zuvorzukommen, nichts anders übrig zu seyn, als der Entschluß, der allgemeinen Richtung zu folgen. Doch dauerte der unentschiedene Zustand der öffentlichen Angelegenheiten in Kurland noch zwei Jahre.

Die Herzogin verlebte während dieser Zeit in Berlin, späterhin aber in Leipzig, wo sie noch stiller und zurückgezogener sich einrichtete, die einsamen Tage, die besonders durch die Entbehrung ihrer geliebten Kinder ihr so unerfreulich und reizlos vergingen.

Im Jahre 1795 erfolgte endlich die Unterwerfung des Herzogthums Kurland unter das russische Zepter; und der Herzog legte um eben diese Zeit in Petersburg seine Ansprüche und Fürstenrechte in die Hände der Kaiserin nieder. Von Petersburg zurückkehrend, verließ er nun Kurland

auf immer, und begab sich mit den drei Prinzessinnen nach Sagan, wo die Herzogin ihn und ihre theuern Kinder erwartete.

Außer dem schlesischen Herzogthume Sagan, besaß der Herzog die Herrschaft Nachod in Böhmen. Zwischen diesen beiden Besitzungen theilte die Familie ihren Aufenthalt, und verbreitete, wo sie war, Wohlthaten und Wohlseyn.

Im Jahre 1796 erkaufte die Herzogin im Fürstenthume Altenburg das Rittergut Löbichau. Mit dem Gute gingen einige und zwanzig Prozesse zwischen der Gutsherrschaft und den Unterthanen zu ihr über. Dem Fortgange dieser Unruhen gebot sie durch ein Wort der Großmuth und Milde plötzlich Halt, indem sie streitige Ansprüche fallen ließ, und nicht unbedeutende Aufopferungen einem friedlichen Vernehmen gegenseitiger Verhältnisse darbrachte. Die von ihr getroffenen, und von den Unterthanen als eine Wohlthat erkannten Verfügungen wurden unwiderruflich festgesetzt und in einer, mit Gesetzeskraft versehenen Schrift aufgestellt, welche beträchtliche Erleichterungen und Vortheile den Unterthanen der Gebieterin zuwandte. Einem Freunde, der ihre Freigebigkeit zu weit getrieben fand, antwortete sie: „Lassen Sie mich, ich weiß, was ich dadurch gewinne.“

Hierauf eröffnete sie den Aermern bei den Bauwerken und Anlagen, welche sie sogleich veranstaltete, Quellen des Erwerbes und erhöhte den, bis dahin gewöhnlichen Tagelohn. Den gänzlich Verarmten wurden unmittelbare monatliche Wohlthaten angewiesen. Eine besondere Aufmerksamkeit wandte sie auf die kirchlichen Einrichtungen und auf das Schulwesen. Sie schaffte gute Schulbücher an, die zu einem zweckmäßigen Unterricht Anleitung gaben, den sie späterhin noch durchgreifender verbesserte. Regelmäßig besuchte sie den sonntäglichen Gottesdienst, und dies Beispiel der Andacht gewann auf die Herzen der Gemeindeglieder einen wirksamen Einfluß. Die Einwohner der zu dem Gerichtsbezirk Löbichau gehörigen Dörfer waren als unruhige Menschen berüchtigt: ein Vorwurf, der in der Folge unter dem Einfluß der jährlichen Anwesenheit ihrer neuen Gebieterin mehr und mehr von ihnen wich.

Mit immer mehr Stätigkeit zogen Vertrauen, Eintracht und Verträglichkeit in das Thal ein, wo Zwist, Argwohn und Unzufriedenheit so häufig sonst ihre Störungen verbreitet hatten. Alle die sanften Geister eines milden, thätigen Lebens, die sich in den lieblichsten Erscheinungen offenbaren, folgten ihr nach. Ueberall, wo sie mehr oder minder dauernd waltete, ließ sie Spuren der

Wohlthätigkeit und des Schönheitsinnes zurück, der rastlos Mangelhaftes verbessert, Verfallenes herstellt und Schönes verschönert.

Am sichtbarsten mußten sich natürlich solche Spuren ihres Schöpfergeistes in Löbichau zu erkennen geben; das Alte gewann sogleich von außen eine freundlichere Gestalt, neuen Schmuck und bequemere Brauchbarkeit von innen. Auf einer wüsten Stelle verfallener, alter Gebäude erhob sich nach dreijährigem Walten der neuen Herrin ein gastlicher Wohnsitz der Freude. Die dürftigen Anerbietungen der örtlichen Natur umher wurden mit kunstreicher Weisheit benutzt und so trat dicht hinter dem Hause aus einem Sumpfboden, dem durch Ableitungen der Wasserüberfluß entzogen war, eine üppige Blumenwiese hervor, umschlossen von einer waldigen Einfassung, die heimlich in ihrer Tiefe eine kleine Insel verbirgt. Dieser Gartenhain fügt sich mit der nahen und fernen Umgegend in ein solches Verhältniß, daß er, vom Balcon des herrschaftlichen Wohnhauses überschaut, südwärts mit einer entfernten Waldung zusammenzuhängen scheint, indem er die dazwischenliegenden Ackerfelder versteckt und der Phantasie einen weiten Spielraum eröffnet. Der sehr geräumige Balcon, der eine idyllisch freundliche Aussicht auf den grünen Wiesenteppich ge-

währt, und ringsumher immerdar festlich mit dem schönsten Blumenschmuck prangt, wird von jonischen Säulen getragen. Aber im Innern — da waltet die Kunst in ihrer reizenden, doch nicht überladenen Fülle. Schöpfungen des feinsten Geschmacks, Darstellungen der gewähltesten, an Pracht hinstreifenden Zierlichkeit füllen und schmücken die Säle, so wie die kleinern Zimmer; ein Gemach immer einladender, als das andere. In der westlichen Tiefe der Zimmerreihe waltete die Herrin unter ihren Blumen, Bildern und Büchern. Wer in das mittlere, unmittelbar auf den Balcon führende Gemach trat und rechts durch die Folge von Zimmern dahinblickte, wo die holdeste Gestalt unter ihren Rosen sich bewegte, der konnte sich eines wunderbar ergreifenden Eindrucks, eines Gedankens an Feerei kaum erwehren. Zu diesem Sitze ländlicher Zurückgezogenheit und Ruhe mußte sich ein bequemer, freundlicher Weg bahnen. Eine schöne Kunststraße wurde von der, zwischen Altenburg und Ronneburg sich hinziehenden, Hauptstraße durch die vorliegenden Felder und durch den Hain geführt, hinter welchem unmittelbar das herrschaftliche Wohngebäude sich so verbirgt, daß es den eintretenden Fremden höchst erfreulich überrascht; denn plötzlich, wo der Weg endet, erhebt sich vor ihm das helle, schimmernde Schloß

mit seinem weit vortretenden Säulenbalcon in der vollen, grünen Umgebung. Der hochgewölbte Laubengang, der vom Gute durch den Hain zur Kirche führt, wurde gleichsam zu einer geweihten Vorhalle des Heiligthums verherrlicht. Baumgänge wurden angelegt, das Gutsgebiet nach verschiedenen Richtungen hin zu durchschneiden. Was einer Verschönerung fähig war, erhielt seinen Schmuck. Eine, an der Straße nach Ronneburg sanft aufsteigende Anhöhe, das Tannenfeld genannt, wurde späterhin mit einem freundlichen Gartenhause geziert, welches eine weite, reiche Aussicht beherrscht. Die zerstreuten alten Baumgruppen umher, durch junge Zwischenpflanzungen vereinigt, entwickelten bald einen labyrinthischen Park. So stellte nun das Ganze nach seiner äußern Gestalt das Werk eines schöpferischen Geistes dar, welcher mit Wucherzinsen gleichsam der Natur hier zurückgab, was sie darzubieten vermocht hatte.

Mit der heitersten Anstrengung, mit feinem Sinn und phantasiereicher Kunstfertigkeit, welche die Stickereien der Sessel und Stühle selbst zu Stande brachte, hatte nach und nach unsre Herzogin ihr geliebtes Löbichau zu einem höchst anziehenden Freudensitz umgestaltet; und es ist keine Uebertreibung, wenn Fremde, welche die schöne fürstliche Frau durch diese ihre reizende Schöpfung,

durch den Blumen- und Blütengarten ihres zierlichen Gemaches hinwandeln sahen, behaupten, von diesem Anblick, wie von dem blühenden Phantasiegebilde eines reichen Ariostischen Dichtergeistes, das plötzlich in das helle Leben der Wirklichkeit getreten, überrascht worden zu seyn.

Demnach war es wohl natürlich, daß Löbichau der Lieblingsaufenthalt unsrer Herzogin wurde. Hier war es, wo sie in ungestörter Freiheit sich und der Natur leben konnte; hierher zog sie sich aus den Reibungen des vielfach bewegten Lebens zurück; hier beschäftigte sie sich mit zierlicher Handarbeit, mit Musik, worin sie eine gewisse Meisterschaft erreicht hatte, mit Briefschreiben und mit Lesung geistreicher, besonders politischer Schriften. Die Liebe für das Vaterland, die sonst ihre ganze Seele beschäftigte, hatte sich nun zu einer Theilnahme an den Weltverhältnissen, dem großen Völkerleben, erweitert, daher denn auch Bonaparte der Held ihrer Begeisterung war, in welchem sie nichts anders, als den geweihten Mann sah, der berufen, und, wie sie glaubte, entschlossen sey, in die Staatenverhältnsse an die Stelle selbstsüchtiger Politik die Gerechtigkeit zurückzuführen. Ihn wählte sie daher gern zum Gegenstand der gesellschaftlichen Unterhaltungen, denen ihre Mittag- und Abendstunden gewidmet waren.

Der Kreis, der in diesem ländlichen Aufenthalte sie umgab, bestand aus Besuchen der edelsten Familien in Altenburg, den Geheimenräthen Hardenberg, Trüzschler und Thümmel, welcher letztere eine biographische Skizze von ihr seinen historischen Beiträgen eingefügt hat. Außerdem aber fanden sich Personen bei ihr ein, die den Raum entweihten, in welchem sich das edelste Daseyn bewegte: es waren Menschen, denen sie eine Fortsetzung ihrer Dankbarkeit für die, in Tagen der Unruhe ihr geleisteten Dienste schuldig zu seyn glaubte, und die zum Theil ihre Ansprüche auf diese Fortsetzung nicht auf die bescheidenste Weise geltend zu machen, sich erlaubten. Unter ihnen traten Erscheinungen hervor, die auf ihr Leben voll Liebreiz und Anmuth einen Schatten warfen, der nicht übersehen wurde und keine Gnade vor den Augen derjenigen fand, die an Güte, Edelmuth, Würdigkeit, Seelengehalt und Hoheit der Sinnesart tief unter ihr standen. Das sind die Menschen, die eine Art von Selbsterhöhung darin finden, das Edle zur Gemeinheit und das Hohe zum Staube hinabzuziehen, wo jenes oder dieses ihnen in den Weg tritt. — Sie wußte davon nichts; in ihrer Nähe war Friede. Ihr Herz, unschuldig wie die Natur, fand an dieser die treue Freundin, die als eine Stimme Gottes mit er=

quickendem Laut zu ihr sprach, wenn das betäubende Schauspiel auf dem großen Welttheater ihr mißfiel.

Schon im ersten Jahre ihres Besitzes von Löbichau zog das Leben in der Natur sie so an, daß sie bis spät im November daselbst verweilte; dann ging sie nach Sagan zurück, sprach aber zuvor noch zu einigen ihrer Unterthanen, ermahnte sie, immer festzuhalten an Ordnung, Recht und Gesetz, verträglich unter sich und überhaupt gute Menschen zu seyn, auf daß sie sich ihrer freuen und mit frohem Herzen ihre Vorsorge ihnen angedeihen lassen könne. Diese Aeußerungen flogen von Hütte zu Hütte, und blieben nicht ohne wohlthätige Wirkung.

Jährlich mit dem Frühlinge zog sie ein in ihren freundlichen Landsitz und überließ sich dem stillen Genuß, ihre Schöpfung kräftig gedeihen und immer mehr zu einem vollendeten Ganzen sich entwickeln zu sehen. Wie sehr auch ihre Stunden mit den Beschäftigungen einer gewohnten Lebensweise besetzt waren, so blieb dennoch unablässig ihre Aufmerksamkeit auf das Wohl ihrer Unterthanen gerichtet. Wo eine Noth ihr begegnete, da war ihr Herz bereit und ihre Hand ausgestreckt zur Hülfe. Bei Gelegenheit ihrer Spaziergänge überraschte sie nicht selten die Einwoh-

ner einer Hütte, die sich durch solche Herablassung beglückt und erhoben fühlten; eine Erhebung führt die andere herbei, und so wurden bald die Spuren eines bessern Geistes in den Sitten der Einwohner sichtbar. Nur zu schnell flogen ihr die ländlichen Sommermonate vorüber, die jedesmal mit den Segnungen eines patriarchalischen Verhältnisses bezeichnet waren.

Im Jahre 1799 fing die Gesundheit des Herzogs an, wankend zu werden; er ging ohne Begleitung seiner Familie nach Cudowa und überließ sich der ärztlichen Behandlung eines gewissen Dr. Muzius, unter dessen Händen der Zustand des Kranken sich aber dergestalt verschlimmerte, daß sich bald eine nahe Auflösung seiner Lebenskraft ankündigte. Im December 1799 ließ er eiligst seine Familie zu sich kommen, und am 12. Januar 1800 nahm ihn der Tod aus dem Kreise seiner Lieben hinweg. Auf die Herzogin fiel nun eine Last vormundschaftlicher Sorgen, welche sie, in Ansehung der schlesischen Besitzungen, mit dem Geheimenrath von Göckingk, in Hinsicht der böhmischen aber, mit dem Grafen Wratislaw theilte. Einige Monate nach dem Tode ihres Gemahls verließ sie Sagan und bezog in Prag das Haus, welches der Herzog kurz vor seinem Tode gekauft hatte, da drängte sich nun zu den schönen, rei-

chen Prinzessinnen von Kurland eine zahlreiche Bewerbung.

Im Jahre 1800 vermählte sich in Prag die Prinzessin Pauline mit dem Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen. In demselben Jahre begab sich die Herzogin, um die Vormundschaftsangelegenheiten, insofern sie die schlesischen Besitzungen betrafen, zu ordnen, nach Sagan, wo sich die älteste Prinzessin Wilhelmine, Herzogin von Sagan, mit dem Prinzen Louis Rohan vermählte. Dieses Jahr hindurch brachte die Herzogin in vormundschaftlichen Geschäften abwechselnd in Prag und Sagan zu.

Im Frühlinge 1801 erfolgte die Vermählung der dritten Prinzessin Johanna mit dem neapolitanischen Herzog Azarenza. In Gesellschaft dieser Tochter, nebst deren Gemahl und dessen Bruder, dem Prinzen Belmonte, reiste hierauf die Herzogin nach Karlsbad, wo sie mit glänzenden Festlichkeiten umfeiert wurde, unter denen sich die Bestrebungen des Herzogs von Ostgothland, Friedrich Adolph, ganz vorzüglich auszeichneten. Dieser Prinz faßte eine lebhafte, ernste Zuneigung zu der, noch in jugendlicher Anmuth und Fülle fortblühenden fürstlichen Wittwe. Er beauftragte, ehe er Karlsbad verließ, einen Kammerherrn seines Gefolges und später in Leipzig den General

Armfeldt, den Wunsch seines Herzens gehörigen Orts vorzutragen; dann nahm er mit verzeihlicher Ungeduld die Vermittelung ihrer Schwester in Anspruch; an diese schrieb er von Leipzig:

Madame, connoissant le caractère aimable et solide, auquel tout le monde s'empresse de Vous rendre justice, je ne hésite à m'adresser à Vous, Madame, dans une affaire qui m'intéresse vivement, et qui puisse établir mon bonheur. — Le Général Armfeldt s'étoit engagé de remplir une commission dont je l'avois chargé, et dont Vous n'ignorez pas le contenu. Je m'attendois depuis longtemps à une réponse, cependant n'ayant aucune nouvelle, je Vous prie, Madame, de vouloir bien me donner là-dessus un éclaircissement que j'attends ici avec la plus vive inquiétude.

Leipzic ce 30. *Novembre* 1801.

Die Gründe der Ablehnung dieses Antrages enthält folgende Stelle der Antwort, welche die Vermittlerin auf Veranlassung der Schwester den 5. December 1801 dem Prinzen zukommen ließ. Nach einem verbindlichen Eingange sagt sie:

Ma soeur est fermement résolue de ne plus se rémarier, et de conserver sous tous les rap-

ports une indépendance qui lui devient de jour en jour plus précieuse, et qui ne souffre pas la moindre atteinte. Par le dévoir que lui impose le titre de mère; elle s'est vouée avec soin à l'éducation de sa cadette: elle aime ses enfans, et ne désire que de vivre pour ses parens et un petit nombre d'amis choisis. Connoissant ses intentions irrévocables j'ai cru ne pas dévoir insister sur une chose, qui, quoiqu' honorable pour elle, l'auroit très-embarassée, car elle sait rendre justice à celui qui désire partager son sort avec elle, et il sui seroit très pénible d'exprimer ouvertement un refus.

Die Herzogin befand sich, als dieser Briefwechsel Statt fand, in Löbichau, wohin sie von Karlsbad sich begeben hatte. In diesem ihrem ländlichen Aufenthalte war es, wo sie immer neue Lebenskraft sammelte, und wo sie sich diesmal besonders mit der Erziehungsangelegenheit ihrer jüngsten Tochter, die bereits sieben Jahr alt war, beschäftigte. Zu diesem Behuf hatte sie eine Gehülfin berufen, die ihre Würdigkeit durch die gelungene Erziehung der einzigen Tochter des Kronmarschalls, Grafen Potocky, bewährt hatte. Den Geheimenrath Piatoli, den sie als einen hochgebildeten Mann unter den Umgebungen des Königs

von Polen, dessen Freund und erkorenster Rathgeber er war, kennen gelernt hatte, lud sie ein, die wissenschaftliche Bildung der jungen Prinzessin zu übernehmen. Dieser Mann hatte, wie wir bereits früher erwähnten, nicht geringen Antheil an der Umwälzung in Polen genommen, und die in diesem Lande aufgeregten politischen Stürme hatten ihn nach Prag verschlagen, wo er sich in einer Art von Staatsgefangenschaft befand, aus der die Herzogin ihn durch ihren Einfluß, mit Einsetzung ihrer Bürgschaft, befreite. Sonach war das Erziehungsgeschäft, bei der jüngsten Tochter der Herzogin, Händen anvertraut, die das vollkommenste Zutrauen verdienten. Damit nun aber dies, Zusammenhang und Ruhe bedürfende, Geschäft durch den Lebensgang eines minder geräuschlosen Hauswesens, und durch die, nothwendig damit verbundenen, Zerstreuungen nicht störend berührt werde, so verordnete die sorgfältige Mutter für die Tochter eine, von der ihrigen gänzlich abgesonderte, Einrichtung. Hiernächst umgab sie die geliebte Tochter, dem kindlichen Alter gemäß, mit einer Auswahl gutgearteter und wohlgezogener Kinder. Jedes Alter hat seine Welt, auch das Kind muß die seinige finden, wo Bedürfniß und Leistung in einander greifen, wo die zarten Keime geselliger Tugenden Wurzel schla-

gen, und Uebungen gemüthlicher, wechselseitiger Ausgleichungen und Opfer einander begegnen, wo Selbstbeherrschung, wo Nachsicht, Wohlwollen und Liebe ihre Anfangsgründe darbieten. Der Verkehr mit der Welt ist vielseitig; die Vorbereitung dazu darf nicht einseitig seyn. Das Leben ist reich an Stellen des Anstoßes, die sich mächtig unsern Wünschen und Neigungen widersetzen; die junge Schülerin des Lebens muß daher Fügsamkeit lernen, die nicht aus Schwäche oder Trägheit, sondern aus der klaren Besonnenheit des Bewußtseyns und der Entschließung hervorgeht. Dies war die Meinung der verständigen Mutter; diese Ansicht leitete sie bei der Wahl der Mittel zur Erziehung der Tochter.

Nach einem Aufenthalte von sechs Monaten begab sich die Herzogin mit ihrem sämmtlichen Gefolge nach Berlin. Die heftigen Bewegungen der letztverflossenen Jahre ihres Lebens hatten doch einige Störungen ihres Gesundheitszustandes und besonders eine krankhafte Reizbarkeit der Nerven zurückgelassen. Eine fortgesetzte körperliche Erschütterung, verbunden mit den Zerstreuungen, die der Wechsel anziehender Gegenstände darbietet, schien ihr die zweckmäßigste Erholung zu seyn.

Eine Reise durch Deutschland und die Schweiz wurde beschlossen und im Frühlinge 1802 unter-

nommen. Ihre Tochter, die Herzogin Azarenza, deren Gemahl, dessen Bruder der Prinz Belmonte, zu denen sich der Geheimerath von Hardenberg aus Altenburg und dessen geistreiche Nichte, Sidonie von Diskau, gesellten, bildeten ihre Begleitung.

Die Herzogin fing jetzt ein neues Tagebuch in französischer Sprache an, woraus sie regelmäßig der Erzieherin ihrer Dorothea Bruchstücke zur Mittheilung für die letztere zusandte.

In Jena wurde sie durch eine Nachtmusik überrascht. Es waren die Studirenden aus Kurland, die ihrer gewesenen Herzogin diese Aufmerksamkeit erwiesen. „Es ist doch sehr süß, sich geliebt zu wissen", schreibt sie. „Ich bin diesen jungen Leuten nichts mehr, kann nichts mehr für sie thun: das Opfer ihrer Liebe ist ganz rein." Mit unermüdetem Eifer suchte sie die merkwürdigen und belehrenden Gegenstände in Weimar, Gotha und Kassel auf; und daß es ihr damit ein Ernst war, bewiesen in ihrem Tagebuche die sorgfältigen Aufzeichnungen, an denen man wohl wahrnimmt, wie sehr die Verfasserin sich darin gefällt, die Gegenstände ihrer Betrachtung nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in ihren Einzelheiten zu erfassen. Die Beharrlichkeit ist zu bewundern, mit welcher sie auf der ganzen Reise

dieses Verfahren durchsetzt. Vorzugsweise waren es die Einrichtungen der französischen Regierung in den eroberten deutschen Ländern, die ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen und fast durchgängig ihre Zufriedenheit gewannen, indem die Behörden nicht ermangelten, sie von den glänzenden Seiten jener Einrichtungen mit französischer Beredtsamkeit zu unterhalten. Sobald sie den Boden des französischen Gebietes betreten hatte, wurden ihr von den Befehlshabern der Plätze eine Ehrenwache gegeben. Der Commandant von Mainz, Chamberlac, bot alles auf, was in dem Umkreise seines amtlichen Vermögens lag, die liebenswürdige Fürstin recht würdig zu ehren. Er ließ eine Ehrenwache von 30 Mann vor ihrer Wohnung aufstellen, und veranstaltete für sie in seinem Hause nicht sowohl glänzende, als solche Feste, die dem Geiste der Fürstin zusagten. Sie äußerte den Wunsch, den berüchtigten Räuberanführer Schinderhannes zu sehen, der damals in Mainz gefangen saß. Der Commandant selbst begleitete sie zu dem Gefängnisse. Sie wurde von der Jugendgestalt des Verbrechers gerührt. Auf die Frage: was ihn zu einem solchen lasterhaften Leben verlockt habe, antwortete er: Noth und Gelegenheit. — „Ich weiß nicht", sagte sie in ihrem Tagebuche, „ob der Staat das Recht hat, einen

Menschen zu tödten; aber das weiß ich, daß es für die Gesetzgebung nicht ohne Nutzen seyn würde, wenn an diesem jungen Sünder ein Versuch gemacht würde, ihn zu bessern. Sein Tod kann nichts gut machen; sein Leben hingegen, wenn man dabei die Erinnerungen an seine Verbrechen gehörig benutzte, könnte doch vielleicht zum Besten seiner Mitmenschen verwendet werden."

Daß sie in Mainz übrigens höchst genußreiche Tage verlebt, ist zu vermuthen; denn da fand ja ihr politischer Ideenkreis zuerst seinen unbeschränktesten Spielraum. Lobgesänge ihres Helden tönten ihr in jedem Gespräche entgegen, und ein sehr willkommener Festtag war ihr der 14. Juni; er feierte den Senatsbeschluß, durch welchen sich Bonaparte die Würde des ersten Consuls von Frankreich auf seine Lebenszeit hatte zusichern lassen. Ihre Phantasie war von dem Schauspiele ergriffen und erhoben. Bonaparte schien ihr das große Werkzeug der Vorsehung, der Mann Gottes zu seyn, auf dessen Schultern die Bestimmung ruhe: der gesammten Menschheit einen neuen, kräftigen Umschwung, eine Richtung zum Bessern zu geben und in seinen Thaten und Worten ein Gesetzbuch den Königen zu hinterlassen. Ihr begeistertes Auge sah von ihm ausgehen die Gerechtigkeit der Völker gegen Völker, den Frieden der

Welt. Er machte ja nur Krieg, um den Frieden, zwar nebenbei auch einige Länder zu erobern. Gerechtigkeit und Friede, von diesen beiden Sonnen sah sie schon morgenröthliche Stralen über die Welt sich ergießen. Ein neues, frisches Völkerleben, meinte sie, würde erwachen, und die zu Schimpfnamen gewordenen Benennungen: Aristokratie, Demokratie und Despotie würden aus den Wörterbüchern verschwinden. Bonaparte stand auf dem höchsten Gipfel ihrer Bewunderung. „Ich würde", sagte sie, „den Titel einer Herzogin von Kurland um keinen Preis aufopfern, aber diesen Mann könnte ich heirathen." —

Als die Reisenden Mainz verließen, wurde ihnen von dem Commandaten Chamberlac eine militairische Bedeckung mitgegeben, um sie durch einen Wald zu geleiten, den Schinderhannes Genossen unsicher gemacht hatten. Von Mainz waren der Herzogin nach allen Plätzen hin, welche sie berühren mußte, Ankündigungen vorausgegangen, um ihr eine würdige Aufnahme zu bereiten. In Straßburg kamen ihr, wie in Mainz, die feinsten und ehrenvollsten Aufmerksamkeiten entgegen. In Landau wurde sie sogar von einem allgemeinen Volksjubel empfangen.

Ihre ganze Reise durch das fruchtbare, und, wie es ihr schien, auch bürgerlich glückliche, Elsaß,

war ein fortgesetzter Freudengenuß, gewürzt durch die überall erklingenden Lobpreisungen ihres Helden, für den ihre Begeisterung sich immer höher steigerte, bis sie die Schweiz erreichte. Da war es, wo die ersten Mißtöne in das Bonaparte'sche Heldenlied ihres Herzens hineinklangen.

In Bern lernte sie den Kanzler Thormann kennen, den Bruder jenes Thormann, der vor achtzehn Jahren der Begleiter ihrer Wanderungen in Rom gewesen, und der dermalen Landamman in Interlaken war. Dieser machte sogleich eine Fußreise von dreizehn Meilen, um die Herzogin, mit welcher er seit achtzehn Jahren in fortgesetztem Briefwechsel gestanden, in Zürich zu treffen.

Sehr erfreut war sie, den biedern Schweizer, den sie so hoch schätzte, wieder zu sehen; aber leider hatte auch er, dieser würdige Freund, dessen Urtheil der guten Herzogin nicht gleichgültig war, harte Ausstellungen gegen den Mann vorzubringen, der so hoch in ihrer Meinung da stand. Aus Frankreich, — sagte er ihr unverholen, — mag er das Unheil gebannt haben; uns hat er es gebracht. Er hat bei uns Zwietracht entzündet; er hat uns eine Krankheit gegeben, um uns heilen zu können. Von dieser Art der Vermittelung verschmäht er nun nicht, eine Andeutung in seinen Herrschertitel aufzunehmen, um darin die

Nachweisung eines Rechts der Einmischung in unsere Angelegenheiten niederzulegen. Wir sind nicht mehr frei. Seine heillose Politik wird unsere Kräfte verschlingen; das ist das ganze Geheimniß der uns von ihm erwiesenen Wohlthat. Sie empfand über die Abweichung der Meinung ihres Freundes von der ihrigen einen stillen Schmerz; jedoch der gegenseitigen Freundschaft selbst that diese Verschiedenheit der Ansicht, wie sich ausdrückte, keinen Abbruch. Lavaters Sohn besuchte sie. Mit ihm und Thormann wurde eine Wasserfahrt auf dem See gemacht. Diese Fahrt hatte tiefe Eindrücke in ihrer Seele zurückgelassen, als sie Abends ihr Tagebuch zur Hand nahm. „Welche Herrlichkeit Gottes!“ ruft da ihre Erinnerung aus. „Ja es ist, als ob man näher dem Ewigen sey, wenn man in seiner erhabensten Schöpfung ihn anbetet.“ Die ganze Reise, durch keinen Unfall gestört und von den erfreulichsten Umständen begleitet, hatte wohlthätig erhebend und kräftigend auf die geistige und körperliche Natur ihres Wesens eingewirkt, so daß sie die beschwerlichsten Stellen der Wege mit ungeschwächter Rüstigkeit überwand.

Die Rückreise ging über Frauenfeld und Constanz. Das Wirthshaus in jener Stadt, wo die Reisenden Mittag hielten, lag ganz in der Nähe

eines Klosters. Die Abendgesänge der Mönche schallten in das Zimmer der Herzogin hinein. Es war der 21. August. Sie pflegte die Geburtstage ihrer Lieben mit einer stillen gottesdienstlichen Feier, gewöhnlich bei ihrem einsamen Morgen- und Abendgebet, zu begehen. Ihr Gemüth war feierlich gestimmt und zu dem Ewigen gerichtet. Der Klang jener Töne bewegte ihr Gefühl. Sie begab sich, von einer Kammerfrau begleitet, in die Kirche. „Hier", schreibt sie, „brachte ich meine inbrünstigen Gebete für mein geliebtes Kind, für das wahre, wesentliche Heil meiner Dorothea, vor den Vater der Menschen. Mich irrte das Katholische dieser mönchischen Töne nicht; ihre Worte waren ja auch an den Ewigen gerichtet, der sich von jeher die verschiedenen Formen gefallen ließ, in denen seine Menschen ihn anzubeten für gut fanden." — In der Kathedralkirche zu Constanz wurde ihre Seele bis in die innersten Tiefen erschüttert, als sie erfuhr, daß dieses Heiligthum es gewesen sey, in welchem Johann Huß 1415 zum Feuertode verurtheilt wurde. „Ach", seufzet sie in ihrem Tagebuche, „wie können Menschen, die dem Irrthume unterworfen sind, sich anmaßen, ein so grausames Gericht zu halten über einen Mitbruder. Wie können sie solche Opfer dem Gott der Barmherzigkeit bringen.

Gottlob! solche Zeiten wird die Welt doch nicht wieder erleben!" —

Am Rheinfall bei Schafhausen wurde ihr Gemüth freudig und mächtig ergriffen. „Welch ein Meisterwerk der Natur!" ruft sie aus in ihren Bemerkungen, über den Anblick dieser großen Erscheinung! — „Die Gegenstände in der Natur", fährt sie fort, „haben wohl etwas Heiliges, das immer an ihren Schöpfer erinnert; auch gewähren sie Genüsse, die so rein sind, daß sie keinen bittern Nachgeschmack bei sich führen." —

Auf dieser ganzen Reise, mitten unter allen Zerstreuungen und Festen, welche sie fortwährend umgaben, feierte sie doch immer einen doppelten Gottesdienst: im großen Tempel der Natur nämlich, und in der Kirche. In Basel hörte sie einen Vortrag über die Wohlthätigkeit an; da war sie auf ihrem Gebiete. „Wie eindringend", heißt es in ihrem Tagebuche, sprach der Mann über die Freude, die es uns selbst verschafft, Freude zu machen und wohlzuthun! Wie treffend strafte er den kalten Egoismus der Zeit!" — Dieser ergötzliche und erbauende doppelte Gottesdienst versetzte sie in die heitere Stimmung, durch welche sie eben die Seele der Zerstreuungen und Feste war, die man ihr gab. In Baden, Karlsruhe, Schwezzingen und Heidelberg wurde sie mit der feinsten

Huldigung empfangen, welche sie mit den ausdruckvollen, verbindlichen Zauber der ihr eigenthümlichen Grazie annahm. Aber doch war es die Natur dieser paradiesischen Gegenden, zu der sie sich vorzüglich hingezogen fühlte, wie zu einer alten lieben Freundin, welche sie unverändert, nur mit anderm Schmuck wiedersah.

Bei Gelegenheit einer Rheinfahrt von Köln nach Koblenz, sagt sie in ihrem Tagebuche: „Die Herrlichkeit dieser Wasserfahrt kann ich nur schweigend feiern. Die Paradiese, durch welche wir hinschwebten, beschreibt kein Ausdruck der Sprache. Diese Andeutung wird hinreichen, mir das unvergeßliche Naturbild immer wieder vor die Seele zu führen, so oft ich in Gedanken zu den Tagen der Vergangenheit zurückkehren werde.“ — In Köln, Koblenz und überall auf französischem Boden wurde die fürstliche Frau mit fürstlichen Ehren umgeben.

Am 18. October traf die Herzogin mit ihrem Gefolge wieder in Löbichau ein, wo ihr die Umarmungen ihrer Dorothea und die Jubelrufe der Unterthanen entgegenflogen. Hier ergötzte sie sich an dem Gedeihen ihrer Einrichtungen und Pflanzungen. Nach einer Rast von einigen Wochen, ging sie mit ihrer Dorothea und übrigem Gefolge nach Berlin, wo sie einen angenehmen Winter

verlebte. Ein neuer Lebensfrühling schien ihr aufzublühen. Im Umgange mit der gepriesenen und preiswürdigen Königin Luise und der Fürstin Radziwil wurden ihr festliche Stunden der edelsten Genüsse zu Theil. Besonders zeichneten ihre musikalischen Abendunterhaltungen sich aus, deren Seele der, an Geist und Talenten so reiche, Prinz Ludwig Ferdinand war.

Im Frühlinge 1803 ging sie nach ihrem, immer mehr sich verschönernden Löbichau zurück. Von dort aus hatte sie beschlossen, die leipziger Ostermesse zu besuchen, um ihren Freundinnen und Freunden Ueberraschungen durch mancherlei feine Geschenke zu bereiten, in deren Austheilung sie einen unentbehrlichen Genuß fand. Für sich aber hatte sie die Absicht, Ankäufe des neuesten Modeschmuckes zu machen. — Der Trieb, die eigene Persönlichkeit möglichst geltend und anziehend zu machen, ist so natürlich und allgemein, daß er, ohne Ausnahme, in jeder Menschenbrust unüberwindlich und instinctartig sein Wesen treibt. Unsere Herzogin wußte (nur verstand sie dies Bewußtseyn tief zu verbergen), welchen zauberhaften Eindruck ihre Erscheinung hervorbrachte. Kann es befremden, wenn dieser Eindruck auf sie zurückwirkte und sie veranlaßte, eine sorgfältige Aufmerksamkeit und kostbare Pflege ihrer äußern

Persönlichkeit zuzuwenden? Mitten in der Aussicht, in dem kindlich frohen Vorgenusse der Meßreise, kam zu ihr die Bitte einer nicht ganz unbekannten, doch übrigens fremden Person, um eine Unterstützung von 800 Rhlr. Die Bittende versicherte in ihrem Schreiben, daß allein von dieser Wohlthat die Rettung ihrer Ehre abhängig sey. Die Herzogin war sogleich zur Hülfe bereit, ohnerachtet sie kurz zuvor mit einem Darlehn von 2000 Rthr. eine andere Bedrängte unterstützt, und ihr das darüber sprechende Document auf eine geheime, schonende Weise zurückgestellt hatte. Ihre Schwester, welche dieses wußte, und der sie auch jenes Gesuch vertraute, machte sie auf einige Bedenklichkeiten, die Persönlichkeit und den Zweck jener Bittenden betreffend, aufmerksam und schloß mit dem Zusatze: daß eine zu große Raschheit in der Bewilligung so bedeutender Wohlthaten, die reichste Quelle des Ueberflusses erschöpfen, und solche endlich wahren und würdigen Nothleidenden verkümmern müsse. Die Herzogin erwiederte: „Wie kann ich jene Bittende der Demüthigung preisgeben, mich so ganz unvergolten mit ihrer Lage bekannt gemacht zu haben? Ich werde meine Reise nach Leipzig aufgeben und dann ist alles wieder ins Gleiche gebracht.“ — Das geschah. Alle Uebrigen der Gesellschaft gingen nach Leipzig.

Die Herzogin mit ihrer Schwester blieb in Löbichau ziemlich einsam zurück. So brachte sie im schönsten Triumphe der Menschlichkeit, das Vergnügen, sich zu schmücken, dies Opfer fodernde Vergnügen selbst zum Opfer edlerer Gesinnungen dar. „Was mich", sagte sie, „bei dieser Entsagung mehr, als alles Andere schmerzt, ist der Verlust der Freude, meinen Freunden kleine Geschenke zu machen."

Im August dieses Jahres besuchte die Herzogin das Karlsbad wieder. Nach geendetem Gebrauch dieser Heilquelle machte sie eine Reise zu Wasser von Außig nach Dresden, und besuchte mit ihren Freunden daselbst die an Naturwundern so reiche sächsische Schweiz. Mit der heitersten Laune, mit der frohesten Rüstigkeit durchwanderte sie die beschwerlichsten, sich steil auf- und abwindenden Felsenwege. — „Man hat Recht", sagte sie in ihrem Tagebuche, wo sich ihr Gefühl in die lebendigste Begeisterung ergießt, „in der Benennung dieser Felsengegend eine Vergleichung mit der Schweiz auszudrücken. So viel Aehnlichkeit im Ganzen und so viel Eigenthümlichkeit im Einzelnen! Imponirender sind in der Schweiz die Riesengestalten der Berge, aber eine solche Elbe brauset dort nicht durch die Felsenthäler hin." —

Wenige Tage nach ihrer Rückkunft nach Löbichau hatte sie ein Fest des zärtlichsten Geschwistervereins zu feiern. Ihr Bruder, Graf Karl Medem kam mit seiner Familie von Kurland, um sich ein Jahr lang in Deutschland aufzuhalten. Die Herzogin ging mit ihrer, durch die Familie ihres Bruders vermehrten Gesellschaft nach Berlin, woselbst unter den angenehmsten Abwechselungen die Herbst- und Wintermonate heiter verlebt wurden.

Im Frühlinge des Jahres 1804 kehrte die Familie des Grafen Medem nach Kurland zurück und die Herzogin machte eine Reise nach Lübeck und Hamburg. Auf dem Wege nach Büzow wurde sie in einem Birkenwalde, den sie durchfuhr, an ihr geliebtes Kurland, das Land der Birken, erinnert. So rief die leiseste Veranlassung das Andenken an ihr Vaterland aus der Tiefe ihres Gemüthes herauf. — In Hamburg wurde sie ehrenvoll und feierlich empfangen. Auf der Fregatte, die jährlich zweimal in Handelsangelegenheiten nach Cuxhaven zu segeln bestimmt ist, gab ihr der Magistrat der Stadt Hamburg ein festliches Frühstück. Der Donner der Kanonen begrüßte sie, als die Schaluppe, welche sie dahin führte, sich der reich geschmückten Fregatte näherte. Die Toasts, der geliebten Fürstin zu

Ehren ausgebracht, begleiteten Kanonensignale, die von dem, außen vor dem Hafen liegenden Wachtschiffe beantwortet wurden. Aber mehr, als alle Huldigungen, beschäftigten ihre Aufmerksamkeit die Armenanstalten, deren Gründung, Einrichtung und Pflege ihre höchste Bewunderung erregten. Eben so begeistert war sie von den übrigen öffentlichen Anstalten, von den Grundsätzen der Regierung und überhaupt von der ganzen Verfassung dieses kleinen Freistaats, wo alles, wie sie sich ausdrückt, seinen freien, lebhaften und doch so ruhigen Gang geht. „Da wird wenig regiert, geherrscht gar nicht. Das Bild dieser Verfassung, die alle Bedürfnisse eines Volksvereins so gleichmäßig ohne allen Druck umfaßt, ist so reizend, daß man sich des Wunsches nicht erwehren kann, sie im Großen unter einem monarchischen Zepter dargestellt zu sehen; das muß aber wohl nicht möglich seyn.“ —

Von Hamburg aus machte die Reisegesellschaft einen kleinen Nebenflug nach Altona. Von da besuchte die Herzogin das Grab, wo Klopstocks Asche neben der seiner Meta unter dem Schatten eines Baumes ruht, den der heilige Sänger selbst an die Ruhestätte seiner, ihm vorangegangenen Gattin gepflanzt hatte.

Zurück von Hamburg nahm die Herzogin

ihren Weg über Lübeck, Travemünde und Ratzeburg. Im Hafen zu Travemünde, beim Anblick der Ostsee, flog wiederum ihr Gedanke der geliebten Heimath zu. — „Das sind die Wellen", sprach sie zu ihrer Begleitung, „die das Ufer meines theuern Vaterlandes bespülen. Könnte ich ihnen alle Segnungen meines Herzens mitgeben, um sie hinzutragen zu der, mir ewig theuern Heimath meiner Jugend." —

In der Bibliothek zu Ratzeburg zeigte man ihr ein altes Kleid von Gustav Wasa aus der Zeit, als er in der Verhüllung eines Dalekarliers die Stadt Lübeck um ihren Schutz ansprach. Der Anblick dieser heiligen Reliquie von dem Manne, der sein Vaterland von der Gewalt der Tyrannei rettete, ergriff ihr Gefühl mit einer solchen Lebhaftigkeit, als hätte sie so eben die Thatsache selbst mit erlebt. Sie glaubte, den alten nordischen Helden am besten zu ehren, wenn sie ihn mit dem Helden der neuesten Zeit auf eine Linie stellte.

Nach einigen Wochen der angenehmsten und lehrreichsten Wanderungen kehrte die Herzogin von diesem Ausflug zurück, unternahm aber sogleich im Juni eine zweite Reise über Baireuth, Regensburg, Salzburg, München und Augsburg in die Schweiz. Immer bedeutender und gewählter

wurden auf diesen Reisen ihre Erwerbungen, treffender ihre Bemerkungen und Urtheile; ihr Blick gewann immer mehr an Sicherheit und Schärfe; ihr Denkvermögen an Kraft, Selbstständigkeit, Klarheit und Tiefe; ihr Fassungssinn an Umfang und an Fähigkeit, das Allgemeine in seinen Beziehungen auf das Besondere, und dieses in seinen Verhältnissen zu jenem wahrzunehmen. Dazu verhalf ihr besonders die gewissenhafteste Fortführung ihres Tagebuchs, welches sie jeden Abend, ehe sie schlafen ging, zur Hand nahm, um nicht nur die neuen Bemerkungen einzutragen, sondern auch den vorigen Tag noch einmal zur Rechenschaft zu ziehen. Da hielt sie ein strenges Gericht über sich selbst. — „Die nähere Bekanntschaft mit mir selbst", sagt sie irgendwo, „werde ich einst meinem Tagebuche zu danken haben." In solchen Aufzeichnungen häufte sich nun nach und nach ein reicher Schatz von Erinnerungen, Bemerkungen, Lebenserfahrungen und Menschenkenntniß; ein Schatz, aus dem sie späterhin Unterhaltung und Weisheit schöpfen konnte; auf die Art erreichte ihr geistiges Daseyn in seinem ganzen Umfange einen Grad der Bildung, bei dem die Grazien, die ihre äußere Erscheinung begleiteten, nichts einbüßten. Sie gelangte endlich dahin, daß sie die Festlichkeiten, Zerstreuungen und

Ehrenmahle, so ihr gegeben wurden, nur als Bedingungen ansahe, an die der bessere Gewinn sich knüpfte, dem sie nachstrebte. Auf dieser Reise fing sie an, kleinere und größere Ueberbleibsel und Denkmale der alten Zeit zusammenzutragen, wozu ihr in Regensburg die gemalten Scheiben der Kirchenfenster Veranlassung gaben, durch welche sich ein so magisches Licht in das Heiligthum ergießt. Sie beklagt, daß die Kunst der Glasmalerei verloren gegangen, und sagt bei dieser Gelegenheit: „Warum wir doch nicht mit besserer Auswahl die Erbschaft der Vorfahren uns zugeeignet haben! Indem wir Vorurtheile der alten Welt recht fest hielten, haben wir manches bessere Vermächtniß der Vorzeit aus den Händen fallen lassen.“ —

Ihr Verstand, ihre Phantasie und ihr Herz waren immer gleichmäßig und gleichzeitig in Thätigkeit. Bei dem vorwaltenden Hang zum Wohlthun konnte es ihrem Herzen an Aufregungen nie fehlen, aber die Spuren von den Befriedigungen dieses sanften Triebes suchte sie sorgfältig verschwinden zu lassen. In einer Kirche zu Regensburg wandelte sie, in fromme Betrachtungen versenkt, umher. Plötzlich vernahm sie Töne einer sonderbaren Stimme, Worte mit Seufzern untermischt. Nun begegnete ihr in dem geistigen Halb-

dunkel der Kirche eine seltsame, laut und vernehmlich betende Gestalt. Ihre ganze äußere Haltung und besonders ihr Gesicht verrieth die Zerstörung ihres innern Lebens. Es war eine Marquise, die den Gatten und den einzigen Sohn in den Schreckenstagen zu Paris unter dem Mordbeil und ihr Vermögen an die blutgierigen Räuber verloren hatte, die damals Frankreich zerfleischten. Dies Schicksal hatte sie gänzlich ihres Verstandes beraubt. „Diese Unglückliche", schreibt die sanfte Frau, „hat mein Herz in seinen innersten Tiefen bewegt. Sie weiß nichts, sie kann nichts mehr, als beten. Wenn einmal kommen mußte, was über sie kam, so hat doch die ewige Barmherzigkeit ihr den Zugang in die Welt ihres unermeßlichen Unglücks mit einem dunkeln Vorhang verschlossen, und ihrem einzigen Gedanken dagegen den Weg an das Herz des Vaters der Menschen desto ausschließender geöffnet." — Was sie für diese Arme, die nur von Wohlthaten lebte, gethan hat, — wir wissen es nicht, sie hat es selbst in ihrem Tagebuche verschwiegen.

In Salzburg eröffnete sich ihr eine Berg- und Alpennatur, die, ohnerachtet sie bereits die riesenhaften Schweizergebirge gesehen hatte, ihre Phantasie dennoch höchst ergreifend überraschte. Die kolossalen Wundergestalten, die als Zeitgenossen

einer grauen Ewigkeit ernst und schweigend und fest dastehen; die mächtigen Wasserfälle, die von den Gipfeln der Gletscher niederbrausen; die schauervollen Felsengrotten, Schluchten und Thäler; alles dieses vereinigte sich in ihrer Einbildungskraft zu einem so unendlich erhabenen Naturgemälde, daß der Eindruck davon mit einer fast vernichtenden Gewalt sich ihrer bemächtigte. — „War es das Gefühl meiner Beschränktheit", sagte sie, „welches vor diesen hocherhabenen Darstellungen der Natur mich niederdrückte, oder war es der Gipfel des Erstaunens, auf dem die Betrachtung eine Art von Schwindel empfindet — ich fühlte mich noch nie so bewegt und konnte gleichwohl, wie durch einen Zauber gebannt, mich nicht losreißen von der Gewalt der Empfindung, die mich so tief erschütterte." — „Der majestätische Wasserfall von Golling", fährt sie weiterhin fort, „in seiner vollen Schönheit erfüllte mich mit einem sanften Entzücken. Unter allen den verschiedenen Ansichten, die er darbietet, gefällt mir besonders diejenige, wo man ihn niederstürzen und seine Fluth in der Ferne sich verlieren sieht, gleich einem Gedanken, der sich in die Unermeßlichkeit versenkt." — Dann wurde eine Wasserfahrt auf dem Bartholomäussee gemacht. — „Es ist die Farbe der Hoffnung", sagte sie, „in der dieser See erscheint.

Wie ruhig ist die Fluth, die mich so sanft dahinträgt. Ich gedenke meiner entfernten Lieben. Möchte ihnen doch ein Schicksal bereitet seyn, dem Bilde gleich, das dieser See in meiner Seele zurückließ!" Schmerzhaft wurde sie von dem Anblick der Cretins betroffen, die in Salzburg dem Wanderer so häufig begegnen. „Ach"! ruft sie aus, „so erscheint denn hier, wo sich die Natur in ihrer höchsten Erhabenheit darstellet, der Mensch in so vielen gräßlich monströsen Gestalten, auf der niedrigsten Stufe des Bewußtseyns! Sollte die Frage, welche sich hier jedem Menschenfreunde aufdringt, nicht einer Untersuchung werth seyn?" —

Nachdem unsre Reisende noch Bergtoldsgaden und die Salzwerke besucht hatte, setzte sie ihren Weg nach München fort, wo sie mehrern Hoffesten beiwohnte, und die Bekanntschaft des Chevalier de Bray machte. Mit diesem geistvollen und kenntnißreichen Manne unterhielt sie nachher einen fortgesetzten Briefwechsel. Von München setzte sie ihre Reise über Augsburg und Ulm bis zu dem Bodensee fort. Mit Entzücken begrüßte sie den freundlichen See, der ihr vor zwei Jahren unvergeßliche Genüsse gewährt hatte. Abends machte sie einen Spaziergang am Ufer des Sees. Der Himmel war bedeckt, ein schwarzes Gewölk

hatte sich über die Berge hingelagert. Einzelne lichte Stellen blickten aus der Dunkelheit hervor. — „Ueberall", sagt sie bei dieser Gelegenheit in ihrem Tagebuche, „begegnen uns in der Natur Bilder des Menschenlebens; ein Gemisch von Dunkel und Licht ist sein Loos. Je heller der Lichtstral, desto dunkler der Schatten, der ihn ablöset." —

In dieser Betrachtung über Schatten und Licht des Menschenlebens klingt doch, trotz aller Heiterkeit, die ihr ganzes Wesen umgab und erfüllte, eine etwas schwermüthige Stimmung aus der Tiefe ihres Herzens herauf. Ohne Zweifel hatte das finster verhüllte Schicksal, welches damals über Europa's Völkern schwebte, an diesem dunkeln Ernst ihrer Seele einen bedeutenden Theil, wenn es nicht vielleicht die einzige Quelle desselben war. Mit einem Eifer, mit einer Innigkeit, als wäre sie unmittelbar in die Zeitbegebenheiten verflochten, beschäftigte sich unaufhörlich ihr Verstand mit den möglichen oder wahrscheinlichen Entwickelungen dieses oder jenes politischen Knotens. Ermüdet von solcher vergeblichen Anstrengung, mochte sich wohl oft in der Verborgenheit ihres Gemüthes einige Ungeduld erregen, daß die Ankündigungen einer bessern Zukunft noch immer nicht Wort halten wollten. In der Ueberraschung

eines solchen Gefühls der Ungeduld äußerte sie einstmals gegen den Verfasser dieser Darstellung: „Es wird, es muß besser werden. So viel Blut kann in Frankreich nicht vergossen, nicht umsonst kann das ganze Daseyn eines großen Staates, wie Polen, dem feindlichen Genius der Politik zum Opfer dargebracht worden seyn; es muß doch endlich kommen, was wir brauchen: ein Staatenverhältniß, welches sich auf Gerechtigkeit gründet; ein System, aus dem alle Gleißnerei und Lüge verschwindet.“ —

In der Person ihres Helden, dessen Lügensystem sich damals noch nicht so vollendet entwickelt hatte, sahe sie das Ehrfurcht gebietende Schicksal der Welt, freilich schwer bewaffnet, über die Erde dahinschreiten. „Aber“, meinte sie, „der Mann, der so starren Vorurtheilen das Bessere abzuringen hatte, konnte er anders, als in drohender Stellung erscheinen? Fand er nicht Widersacher sogleich als er auftrat?“ — Dieser Mann, der allerdings glänzende Seiten seinen Verehrern, auffallende Schattenstellen aber denen zeigte, die ihm nicht hold seyn konnten: was war natürlicher, als daß er der Gegenstand eines ewigen Parteihaders seyn mußte. Die Einen sahen vor den blendenden Lichtpunkten nicht die Schattenstellen ihres Helden; den Gegnern verdeckten

die Schatten das Licht. — Unsre Herzogin, die immer Weis sahe, hatte fort und fort gegen die Schwarzseher den gefeierten Helden ihres Herzens zu vertheidigen. Selbst unter den Mitgliedern ihrer Reisegesellschaft fanden sich geistvolle Widersacher ihrer Meinung; auf diese bezieht sich eine Stelle ihres Tagebuches, wo sie sagt: „Das Wetter beim Eintritt in die Schweiz war schlecht. Die Zeitung mußte uns die Ausflüge in das Leben der Natur ersetzen; dies gab Anlaß zu einem Wortwechsel. Man griff meinen Helden an. Ich kann mich nicht enthalten, mit aller Wärme denjenigen zu vertreten, dem man mit Unrecht den Krieg macht. Nicht Gründe, Scherze setzte man meinen Gründen entgegen. Solche Art, einen Wortkrieg zu führen, liebe ich nicht, besonders wenn man auf das Urtheil desjenigen, mit dem man verschiedner Meinung ist, einen gewissen Werth setzt. Eine ernste Sache fodert ernste Worte. Da findet dann meine kleine Rachsucht ein großes Vergnügen in der Kaltblütigkeit, mit der ich meine Gegner ermüde und zu einer Art von Verzweiflung bringe.“ —

So hatte sie sich auf der ganzen Reise mit ihrem Helden durchzufechten, der auch bei ihrem würdigen Freunde Thormann in Interlaken, wo sie sich mehrere Tage aufhielt, kein friedliches Ge=

biet fand. In Begleitung des Kanzlers Thormann aus Bern besuchte sie den Landamman Reding in Schwyz. Auch hier klopfte sie an, ob ihre Meinung über Bonaparte Einlaß fände; aber auch hier fand sie ein langes Sündenregister ihres Helden in Bereitschaft. Daß unter Bonaparte's Befehlen die französische Politik, um das abenteuerliche Unternehmen gegen Egypten durchzusetzen, einen Sparschatz von siebenzehn Millionen Gulden aus dem Kanton Bern entführt habe, und daß der Reiz dieses Schatzes der einzige Beweggrund der Franzosen gewesen sey, unter allerlei nichtigen Vorwänden den Krieg in die unschuldige Schweiz zu bringen: dies Alles hatte die Herzogin schon in Interlaken hören müssen. In Schwyz nun war sie genöthigt, die bestätigende Wiederholung dieser Raubthat mit dem ganzen Gefolge der unrühmlichen Nebenumstände zu erfahren.

Diese Thatsache wollte sich nun in die Reihe ihrer glänzenden Vorstellungen von Bonaparte's Würdigkeit und Hoheit nicht fügen. — Sie lenkte das Gespräch auf die Einrichtungen der Schweiz. Da erfuhr sie nun, daß aus der schweizerischen Gesetzverfassung, insofern sie todeswürdige Verbrechen betrifft, die peinliche Frage noch nicht verschwunden, und daß überhaupt kein Criminal-

codex vorhanden sey. „Wie läßt sich“, fragte sie, „ein solcher Mangel mit den Grundsätzen der Freiheit und Humanität vereinen?“ Sie führte dagegen die Gesetzverfassung der preußischen Monarchie an. „Dort wurde“, sagte sie, „das neue Gesetzbuch, ehe es Gesetzkraft erhielt, zur öffentlichen Beurtheilung ausgestellt, und jedes treffende Urtheil beherzigt und benutzt. Sonach findet im preußischen Staate die vollständige Sicherheit der Personen und des Eigenthums Statt. Von der Tortur ist nicht mehr die Rede daselbst.“ Reding stimmte ihr in Betreff der Abschaffung der Tortur bei; nur meinte er, bei schweren Staatsverbrechern dürfte die Anwendung der peinlichen Frage wohl nicht zu erlassen seyn. — „Gesetzausnahmen“, erwiederte sie, „sind, so viel ich einsehen kann, überhaupt sehr verdächtige Einführungen in das Gebiet der Gerechtigkeit. Wenn durch Abschaffung der Tortur die Gefahr vermieden werden soll, von der Unschuld ein Geständniß der Schuld zu erpressen, indeß der wirkliche Bösewicht im Verborgenen den Triumph seines Verbrechens genießt, so kann es meines Erachtens durchaus keinen Fall geben, der für die Anwendung der peinlichen Frage irgend eine Rechtfertigung darböte.“ —

Von Schwyz kehrte die Herzogin nach In-

terlaken zurück, von wo sie in Thormanns Begleitung den Vierwaldstädtersee befuhr und einen Sonnenaufgang auf dem Righi beobachtete, von dem sie in den spätern Zeiten noch immer mit dem höchsten Entzücken sprach. „Wenn ein großes Naturbild in die Seele tritt", sagte sie, „dann weichen vor solchem Anblick die Erinnerungen und alle Gefühle der kleinlichen Widerwärtigkeiten des irdischen, unruhigen Treibens zurück, und ein seliges Leben des Friedens umfängt und erfüllt das Gemüth." —

An mehrern Orten in der Schweiz wurden ihr zu Ehren ländliche Volksfeste veranstaltet. Frohe Menschen zu sehen, war immer ihr höchster Genuß. Mit der innigsten Theilnahme sah sie den Spielen der jungen Schweizer und Schweizerinnen zu. Bei dem Ringen und Wettlaufen theilte sie die Preise aus und mischte selbst sich in ihre Tänze mit so viel Herablassung und Leutseligkeit, daß das Andenken an die hohe Jungfrau, wie sie die Herzogin nannten, in den Herzen der biedern Schweizer nimmer erlöschen wird.

Die Rückreise ging über Bern. Hätte aber die unermüdete Beobachterin der Fortbildung des Menschengeschlechts die Schweiz verlassen können, ohne die Schulanstalt des wackern Pestalozzi zu besuchen, und dessen Lehrweise wenigstens so viel

Aufmerksamkeit zuzuwenden, als die Kürze der Zeit gestattete? Von Bern aus begab sie sich dahin. Sie fand die Kinder dieser Anstalt leiblich und geistig gesund und froh. Lobwürdig, obwohl sehr neu, erschein es ihr, daß man den Unterricht dort von der Mathematik ausgehen ließ, um den Geist der Kinder an richtiges Denken und Selbstthätigkeit zu gewöhnen. — „Diese Kinder", sagte sie, „werden sich einst nicht mit hohlen Worten begnügen, der Wahrheit werden sie huldigen; und dieser Sinn, mit besonnener Seelengüte vereint, ist allein fähig, zu dem Ziele zu führen, welches dem Menschen aufgestellt ist."

Mit einem herzvollen Rückblick verließ sie die deutsche Schweiz. „Dort", sagte sie, „bin ich nicht nur gewesen, dort habe ich gelebt." Mehr Sittenfeinheit, Abgeschliffenheit des Umgangs fand sie in der französischen Schweiz. Diese verglich sie mit einem geschmackvoll ausgestatteten und wohlaufgeräumten Zimmer, das immer bereit ist, Fremde aufzunehmen, da man hingegen in den deutschen Kantonen unbefangen und zutraulich den einkehrenden Gast bald zur Familie zählet, vor der man sich nicht schmückt und putzt. Mit großer Theilnahme betrachtete sie in der französischen Schweiz die Spuren von römischer Kunst und Sitte, die über diesen Boden gegangen.

In der Kathedralkirche zu Lausanne ließ sie sich zu dem Denkstein führen, den man der Herzogin Karoline, der ersten Gemahlin des Herzogs, einer gebornen Prinzessin von Waldeck, die in Lausanne gestorben war, in dieser Kirche gesetzt hatte. Jedesmal, wenn sie in einem vertrauten Kreise von ihren Reisen sprach und Lausanne berührte, wiederholte sich in ihrem Herzen die tiefe Rührung, welche sie bei dem Anblick jenes Denkmales empfunden. „Da stand ich", erzählte sie, „an der Gruft der edeln, von ihrem Gemahl und von ganz Kurland unvergeßlich verehrten Fürstin mit einer Empfindung, die mein ganzes Wesen tief, tief erschütterte. Der Weggang dieser Herrlichen war der Punkt, an den der Fortgang meines Lebens sich knüpfte. Sie, welche viel besser, viel würdiger war, als ich bin, mußte mir ihren Platz auf dem Fürstenstuhl räumen. Weder ihr, noch mir war es vergönnt, meinem Vaterlande einen Fürsten zu schenken. Gottes Wege sind verborgene Wege!" —

Von Lausanne ging die Herzogin nach Genf, wo sie Erinnerungen seelenvoller Stunden aus dem Umgange mit der berühmten Frau von Staël mit sich nahm. Dann besuchte sie Chamouny, die wunderbaren Eisfelder, welche sie mit der heitersten Rüstigkeit erkletterte, allen Beschwerden

und Gefahren muthig Trotz bietend. — „Hier ist wiederum das Land meines Herzens", rief sie aus, als sie die hohen Gletscher erblickte. Endlich besuchte sie noch die, durch Rousseau's Seltsamkeit so berühmt gewordene Petersinsel, wo sie mit Rührung die Spuren dieses phantastisch unglücklichen Mannes betrachtete. Das Zimmer, das Bett und den hohlen Baum, in den er sich versteckt haben soll, wenn etwa Fremde seinen Zufluchtsort betraten. „Armer Mann", sagte sie, „das Gespenst, das dich verfolgte, steckte tief in deiner Brust!" Sie nahm einen Epheuzweig zum Andenken mit. —

Von jetzt an war ihre Reise ein Schwalbenflug, der dem geliebten Löbichau zueilte, wo sie im September eintraf und bis Ende November verweilte. Den Winter verlebte sie in Berlin.

Im Jahre 1806 wurde sie durch die Erbangelegenheit ihrer Kinder veranlaßt, eine Reise nach Petersburg zu unternehmen. Sie entschloß sich gern dazu; denn die Freude, das geliebte Vaterland und die theuern Jugendgenossen wiederzusehen, war ihr auf dem langen, öden Wege, der da vor ihr lag, ein freundliches Geleit, der helle Stern, der ihr vorleuchtete in den finstern Nächten, durch welche die beschwerliche Wallfahrt, um ihre Dauer abzukürzen, sich hinziehen mußte.

Im Mai dieses Jahres trat sie die Reise an. Schon in Memel war ihr ein froher Empfang von ihren ehemaligen Landeskindern bereitet. Aber an der Grenze des Vaterlandes nahm ihr voller Triumphzug den Anfang. Die herzlichsten Bewillkommnungsgrüße, inniger, wahrer, als sie sonst wohl die Gewohnheit fürstlichen Personen darzubringen pflegt, umdrängten mit fröhlichem Geräusch die ehemalige Landesmutter überall, wo sie Ortschaften und Gutsbezirke berührte. Abgeordnete des Adels, Stadtbewohner und Landleute strömten herbei; alle stimmten in einen Ton; es war der Ton der Liebe, der durch das frohe Gewühl vernehmlich hindurchklang, alle Herzen, und vor allen, das der hochgefeierten Fürstin bewegte. Blumenkränze und Freudenrufe flogen durcheinander in den Wagen, der die Geliebte dem Vaterlande zuführte. Ueberall am Eingang eines Gutsbezirks waren blühende Ehrenbogen errichtet. Der ganze Weg von der Grenze bis zur Hauptstadt war gleichsam ein Festaufzug durch einen gewölbten Gang, von lauter Triumphbogen erbaut. Sie erreichte Altauz, acht Meilen von der Hauptstadt. Da empfing sie der älteste Bruder mit seiner Familie und den sämmtlichen Hausgenossen, denen sich mehrere Freunde und Freundinnen angeschlossen hatten. Ein frohes, seliges

Getümmel umringte die Hochwillkommene. Und wer noch lebte von der Dienerschaft der vormaligen Zeit, eilte herbei, um ein freundliches Wort, einen holden Blick von der allgeliebten Fürstin zu gewinnen. Das nordische Landvolk hat so gut, wie Italien, seine Improvisatricen: die Bäuerinnen schlossen einen Kreis und sangen die Verherrlichung ihrer Semmes Mathe (Landesmutter) in Stegreifversen, die gewöhnlich eine Einzelstimme absingt, und welche dann jedesmal von dem ganzen Chor wiederholt werden. In diesem väterlichen Gute, welches jetzt der ältere Bruder besitzt, verweilte die Herzogin acht Tage; da blühten verschönert alle die werthen Stellen ihrer heitersten Jugendtage, die jetzt noch einmal mit ihren frischen Kränzen in rührendem Zuge an ihrer Seele vorübergingen.

Von Altauz begab sie sich in Begleitung des ältern Bruders und seiner Familie zu dem jüngern nach Ellay. Dort war ihr, um den Tag ihrer Ankunft würdig und dauernd zu ehren, eine Denksäule errichtet; dort wurden neue Feste des entzückendsten Wiedersehens gefeiert. Ihr Schönheitssinn ergötzte sich an den Verschönerungen, mit denen sie diesen Landsitz geschmückt fand. Von Ellay ging es nach Mitau. Ein Zug von Bauern, eine lange Reihe von Wagen und Rei-

tern, die ihre Pferde mit Bändern geschmückt hatten, begleitete sie.

In Mitau, wo sie den 23. Juni eintraf, klangen ihr Preislieder entgegen, und Blumenkronen verherrlichten das Fest ihrer Ankunft. Die höchsten und hohen Landesbehörden begrüßten mit den würdigsten Ehrenbezeugungen die ehemalige Fürstin des Landes. Festlichkeiten wetteiferten, um jeden Tag ihres Aufenthaltes mit einem recht hellen Lichtpunkt zu bezeichnen. Sie hatte die Wohnung des ältern Bruders in Mitau bezogen. Von ihrem Wohnzimmer aus hatte sie die Aussicht nach dem Schlosse, das vormals die herzogliche Familie bewohnte. Dieser Anblick ergriff und bewegte tief erschütternd ihr innerstes Leben; da rannen die ersten Thränen der Wehmuth über ihre, von der Freude des Wiedersehens noch blühenden Wangen. „Der Blick nach dem Schlosse", sagt sie in ihrem Tagebuche, „erfüllte mein Herz mit der ersten schmerzhaften Empfindung, seit ich über den väterlichen Boden wandle. Der Glanz der Hoheit, das Auftreten im Fürstengepränge, alle diese Herrlichkeit hat, als sie von mir genommen wurde, meiner Brust keinen Seufzer zu entreißen vermocht; denn dieser eitle Pomp der Fürstenwürde hat mich oft gedrückt und immer ließ er mich leer; aber meine Stellung hatte eine erfreu-

liche Seite, die mich schadlos hielt gegen die Qualen des Zwanges und der Leerheit. Sie machte mir es möglich, und verschaffte mir oft Gelegenheit Böses zu verhindern und Gutes zu bewirken, oder zu thun. Nun gibt mein Bewußtseyn mir das Zeugniß, gegen mein Vaterland eine vorwurfsfreie Handlungsweise beobachtet zu haben, welche mir die Achtung und Anhänglichkeit meiner Landesgenossen erwarb. In dieser Liebe, die so reichlich mir zuströmt, finde ich den Trost, den in solchen Momenten, wie der gegenwärtige das Herz wohl bedarf. Die Liebe, diese Anhänglichkeit ist es, die den schmerzhaftesten Empfindungen des Augenblicks ihre Schärfe nimmt und für die Zukunft noch mehr das Glück meines Lebens erhöhen wird. Bleibe denn hinter mir jener Pomp! Tief in meiner Brust bewahre ich ein unverlierbares Gut!" —

Einen Theil des herzoglichen Schlosses bewohnte damals der ausgewanderte französische Hof Ludwigs des Achtzehnten. Die Herzogin machte der unglücklichen königlichen Familie einen Besuch. Bei dieser Gelegenheit durchwanderte sie die unbewohnten Zimmer des Schlosses; sie waren öde, das Leben war aus ihnen gewichen. Die innern Bewegungen, die der Anblick jener Zimmer in ihr hervorgebracht, nöthigten sie, den

Besuch bei der königlichen Familie möglichst abzukürzen. Sie machte hierauf eine Spazierfahrt nach Schwethof, und begab sich dort sogleich in den Garten der Orangerie. Verfallenheit umgab ihn; er selbst war verblüht. Das war der bedeutende Raum, von wo aus ihr Leben seine Richtung genommen; dort hatte ihr verstorbener Gemahl zuerst seine Liebe ihr erklärt! — Das Gefühl der Wehmuth überwältigte sie, große Erinnerungen traten vor ihre Seele. Der Schauplatz ihrer glücklichsten Stunden, wie war er verändert! Zu einer Wildniß war der Zaubergarten der Liebe geworden. Sie eilte von dannen. — „Ein wunderbares Wesen", schreibt sie in ihrem Tagebuche, „ist der Mensch: in seinen Vorsätzen so stark und in den Ausführungen so schwach! Ausgerüstet, wie ich glaubte, mit Fassung und Muth, besuchte ich die Stellen, an welche sich so große Erinnerungen knüpfen. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, die ich in der Orangerie besonders vergoß, und meinen Begleitern gern hätte verbergen mögen. Ich eilte fort und zog mich sogleich nach der Rückkehr in mein einsames Zimmer zurück. Ich brauchte Erholung und fühlte den Drang, mit mir und meinem Tagebuche zu seyn. Es wird mir immer mehr zum Bedürfniß, täglich einige Stunden mit mir selbst zuzubrin-

gen, über mich, meine Gedanken und Empfindungen nachzudenken, mich mit mir selbst zu vergleichen."

Nach einigen genußreichen Wochen endlich setzte die Herzogin ihre Weiterreise nach Petersburg fort, und erreichte diese Hauptstadt den 18. Juli. Schon am dritten Tage ihrer Anwesenheit überraschte sie der Monarch des russischen Reichs ganz unvermuthet mit seinem Besuch. Ohne Gefolge trat er plötzlich in ihr Zimmer und unterhielt sich mit ihr auf die ungezwungenste Weise, wie ein Freund zu der Freundin spricht. In den nächstfolgenden Tagen durchfuhr sie die Straßen der ungeheuern nordischen Hauptstadt, um sich einen Totaleindruck von ihr zu verschaffen. Den 23. Juli wurde sie von der regierenden Kaiserin zur Mittagstafel eingeladen. In ihrem Tagebuche entwirft sie von dieser hohen, preiswürdigen Herrscherin, die damals schwanger war, folgendes Bild. — „Sie trägt unter ihrem Herzen die freudige Hoffnung ihres weitläufigen Reichs; ein Zustand, der ihr sehr wohl steht. Sie ist schön und wohlgestaltet; was aber besonders sie auszeichnet, ist ein Zug von jungfräulicher Reinheit der Seele; ein Zug, der sich in ihrem Auge spiegelt. Eben so bezaubert die besondere Feinheit ihres Betragens und die schöne Natur ihrer

ganzen äußern Haltung voll Anmuth und Milde entzückt. Sogleich beim ersten Blick sagt man sich: das ist eine, für den Thron geborne Frau; ein wahrhaft edles Wesen, sanft und eben so liebenswürdig, als werth der höchsten Verehrung. Was sie auch spricht, man bemerkt, daß ein denkender Geist aus ihr spricht. Wer das Glück hat, von ihr geliebt zu werden, der kann nicht umhin, ihr eine unsterbliche Anhänglichkeit zu weihen. Die Ruhe, welche sich über die holde Gestalt verbreitet, hindert nicht, sehr bald wahrzunehmen, daß bei dieser sanften Ruhe ein warmes Herz schlägt." —

Von dem russischen Monarchen sagt ihr Tagebuch: „Der Kaiser ist ein schöner Mann. Seine Schönheit ist ehrfurchtgebietend und anziehend zugleich. Die feine Artigkeit seines Betragens setzt nicht in Verlegenheit, sie ist wohlthuend für das Herz und flößt Vertrauen ein. Seine Unterhaltung ist heiter und geistreich. Ein Zug des Charakters, der ihn vor vielen Fürstenseelen auszeichnet, ist der, daß er in wohlwollendem Andenken Jeden behält, dessen Bekanntschaft ihm zugesagt hat; er ist eben so gut, als er liebenswürdig und geistvoll ist; eine der schönsten exotischen Pflanzen, welche die Eigenschaft hat, jedem Klima zu trotzen."

Hierauf begab sie sich nach Zarskoje Selo zu der Kaiserin Mutter, welche sie mit dem freundlichsten Wohlwollen aufnahm. Von ihr sagt sie in ihren Bemerkungen: „Ich sah eine hohe Wohlgestalt, ein edles Wesen in der ganzen Art ihres Seyns, voll majestätischer Würde, noch immer, trotz der vorgeschrittenen Jahre, schön, zeichnet sie sich durch eine gewisse jugendliche Frischheit aus, die von einem weisen Haushalt ihres Lebens zeugt. Das Erbe der Schönheit ist von ihr zu der jungen Kaiserfamilie übergegangen.“ —

Die Festlichkeiten und Zerstreuungen dieser großen Kaiserstadt durften nicht ausschließend ihre Zeit in Beschlag nehmen. Sie besuchte die wichtigen Stiftungen, die von Peter dem Großen und Katharina der Mächtigen errichtet worden. Ihren herzlichsten Beifall gewannen die Erziehungsanstalten, über welche der Kaiserin Mutter segnende Hand waltet. Mit befriedigtem Herzen und bereichertem Geiste verließ endlich unsre Herzogin am 15. October die bewunderungswürdige Hauptstadt des nordischen Reichs.

Der Kaiser gab ihr zur Bedeckung bis Mitau einen Officier mit, und begleitete seinen Abschied von ihr mit den feinsten Aeußerungen seines Wohlwollens. In Riga wurde sie von ihren Brüdern,

von mehrern Freunden und Freundinnen empfangen, mit denen sie den 22sten October in Mitau wiederum eintraf. Die Schwester Elisa ward um diese Zeit aus Italien, wohin sie ihrer leidenden Gesundheit wegen eine Reise von zwei Jahren gemacht hatte, zurückerwartet. Im Vaterlande sollte sodann ein Fest der Wiedervereinigung nach vieljähriger Trennung des einen oder des andern Mitgliedes der Familie gefeiert werden. Allein der französische Krieg gegen Preußen brach aus und lagerte sich verheerend und nach dem Norden hindrohend zwischen Süden und Norden. Die ersehnte Schwester ward von dieser Furie in Halle ergriffen. Dort befand sie sich nun, von allen Schrecknissen und Greueln des Krieges umfangen, in einer gewissen Haft, die keine Mittheilung in die Ferne zuließ. Der Postenlauf war zum Theil unterbrochen, zum Theil gehemmt, durchaus unsicher. Berlin, der ganze preußische Staat war mit Franzosen überschwemmt.

Die Herzogin mußte sich daher entschließen, den Winter hindurch in Mitau zuzubringen, wohin auch ihre Dorothea mit der Erzieherin geflohen war. Welche Mittel sie auch versuchte, sie konnte lange nicht erfahren, welches Schicksal die geliebte Elisa betroffen. Schwere Besorgnisse, welche die Entfernte unter den Stürmen der bö-

sen Zeit aufsuchten, ängsteten ihr Herz und verkümmerten ihr den Genuß in dem Kreise der Lieben, die sie umgaben. — Sie besuchte Würzau, das ehemalige herzogliche Lustschloß. Indem sie auf dem Wege dahin an dem Birkenwäldchen, dem werthen Ziele ihrer jugendlichen Wanderungen, vorbei kam, sah sie mit Schmerz, daß auch hier die Hand der Zerstörung gewaltet und ihre kleinen Schöpfungen fortgerissen hatte. Das Schloß selbst stand so einsam da, so traurig und wüst. Dort hatte sie den Erbprinzen geboren; dort war in ihm ihre schönste Hoffnung verblüht. Die Schauer der Abgestorbenheit wehten ihr in den öden Sälen entgegen; doch die Zeit hatte noch nicht alle Spuren der frühern Tage voll Leben verwischt; um desto wehmüthiger aber und tiefer fühlte sie sich von den Erinnerungen ergriffen, die dort erwachten. — Doch bald hob sich ihre gebeugte Seele vom Niederdruck dieser Empfindung empor. Ihr Tagebuch bewahrt diesen schönen Sieg ihrer Ergebung. „Warum", sagt sie dort, „warum erschrecken wir so, wenn ein großes Bild der Vergänglichkeit uns entgegentritt? Ist nicht aus kleinen Vergänglichkeiten das ganze Leben zusammengesetzt, welches zuletzt selbst eine Beute der Hinfälligkeit wird?" —

Unablässig waren Herzen und Hände be-

schäftigt, der guten Herzogin den Winteraufenthalt mit allen Reizen heiterer und froher Tage zu umgeben. Feste reiheten sich an Feste, wechselnd mit Genüssen, die den Geist unterhielten; und sie nahm alle diese Opfer und Gaben der Liebe mit einer Herzlichkeit an, die Jeden mit der Ueberzeugung erfreuen mußte, ihr das Allerwillkommenste dargebracht zu haben, was für den Augenblick ihre ganze Seele befriedige. Sie war aufrichtig und innig dankbar; aber ein gewisser Ernst, von dem nur ihr Tagebuch Zeugniß ablegt, wich nie aus den Tiefen ihres Gemüths. Die Nachrichten aus der Gegend des Krieges, die Verheerungen des preußischen Staates erfüllten ihr Herz mit den schmerzhaftesten Empfindungen; aber Napoleon sprach sie los von aller Verschuldung; sie klagte nur diejenigen an, die seinen, wie sie meinte, großen Entwürfen sich widersetzten.

Während dieses Aufenthaltes in Mitau wurde die Herzogin durch einen Besuch des Kaisers Alexander überrascht. Da war es ihr nun ein wahrer Seelengenuß, von dem Monarchen das Lob Napoleons preisen zu hören, mit dem er doch als Preußens Verbündeter im Kriege befangen war. Ein solches Ansehn äußerte nun freilich auf ihre Meinung von Napoleon seine volle Kraft, um dieselbe noch höher zu steigern. Dem Kaiser ge-

fiel es, in besondern Unterredungen mit ihr seine politischen Ansichten ihr mitzutheilen; und sie war hocherfreut, die Rechtfertigung ihres eigenen politischen Glaubensbekenntnisses in den Eröffnungen ihres hohen Freundes ausgesprochen zu hören. Der edelmüthige Monarch foderte sie auf, ihm Gelegenheit zu geben, sich als ihren wahren Freund zu erweisen. Sie machte den Kaiser mit einigen Bedürfnissen ihres Vaterlandes und den drückenden Verhältnissen mehrerer Individuen bekannt, für deren Abhülfe der Monarch sogleich seine Befehle ertheilte. Dahingegen war sie weit entfernt, für sich selbst, oder für ihre Familie, oder für ein einzelnes Mitglied derselben, irgend einen Wunsch gegen den huldreichen Monarchen zu äußern. Sie handelte hierbei nach einem Grundsatz, der sich unerschütterlich ihrer Denkart eingeprägt, und den sie, wie stark auch die Versuchung, ihn zu übertreten, seyn mochte, selbst gegen ihren verstorbenen Gemahl auf das Strengste beobachtet hatte. Dieser Grundsatz war ihr von dem edeln Vater mitgegeben worden, als sie das väterliche Haus verließ; und sie hat ihn festgehalten als ein heiliges Gebot.

Die Erbangelegenheiten ihrer Kinder foderten sie endlich nach Deutschland zurück. Obgleich das Haus ihrer Dorothea mit Franzosen besetzt war,

so begab sie sich doch im Januar 1807 nach Berlin und bezog die wenigen Zimmer jenes Hauses, die von den Franzosen ihr eingeräumt wurden. Ihre Schwester hatte sich indeß, als die Haft in Halle gelöset war, nach Löbichau begeben. Diese eilte auf die Nachricht, daß die Herzogin in Berlin angekommen sey, dahin, und alle Segnungen geschwisterlicher Liebe ergossen sich in dem Wiedersehen dieser lang ersehnten Zusammenkunft. Schon aus brieflichen Mittheilungen war es beiden Schwestern klar geworden, wie weit sie in ihren politischen Ansichten auseinander standen; indeß hatten beide einander genug zu sagen, daß sich immer eine Aushülfe fand, Berührungen der Art auf eine ungezwungene Weise im Gespräche auszuweichen; und der finstere Dämon der Politik, der gern Spaltungen stiftet, fand nie Gelegenheit, in den heiligen Kreis der Geschwisterliebe einzudringen. In heller Freude wurde am 3. Februar das Geburtsfest der Herzogin gefeiert. Länger, als vier Wochen aber vermochte Elisa den Anblick der Franzosen in Berlin nicht zu ertragen, sie ging nach Löbichau zurück, wohin sie von der Herzogin den Auftrag mitnahm, bei den Unterthanen ihres Landsitzes ihre Stelle zu vertreten, und ihr, der Herrin, von den Angelegenheiten und Bedürfnissen derselben von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben.

Im Frühlinge eben dieses Jahres erfreute die Herzogin ihre Schwester und ihre Unterthanen in Löbichau mit einem Besuche. Da ergoß sich in den lebhaftesten Aufregungen um die ersehnte Fürstin aller Herzen ein festliches Leben voll Liebe und Freude. Zu schnell nur flogen die köstlichen Tage vorüber. Ein heiliger Beruf des mütterlichen Herzens foderte die Herzogin nach Berlin zurück.

Die Prinzessin Dorothea hatte das Alter erreicht, welches fähig ist, den Sinn der geheiligten Christusreligion zu erkennen, zu fassen und ihren wahren Geist aufzunehmen in ein würdig vorbereitetes Gemüth. Der Probst Ribbeck in Berlin hatte die junge Seele in das tiefere Heiligthum der christlichen Sitten- und Glaubenslehre eingeführt. Am 15. April trat die junge Christin öffentlich in der Kirche auf, sprach in weihevollen Worten vor einer sehr zahlreichen Versammlung das feierliche Bekenntniß ihrer Ueberzeugung aus, und legte das heilige Gelübde ihres Glaubens nieder in die Hände ihres geistlichen Führers. Die versammelte Gemeine war erbaut; aber die Seele der Mutter war bis in ihre innersten Tiefen bewegt; ihr Herz floß über von Segnungen für die geliebte Tochter, die jetzt an ihrer Seite zu dem Altar trat, um mit hellerm Bewußtseyn

ihren erneuerten Christenbund durch das Mahl des Herrn zu besiegeln. —

Die Frühling= und Sommermonate dieses Jahres brachte die Herzogin in Karlsbad und Löbichau zu, umgeben von ihren Kindern, ihrer Schwester und andern Freunden, die aus der Ferne so gern die holde Fürstin unter ihren ländlichen Freuden aufsuchten, wo sie stets am heitersten war, weil sie sich am thätigsten fühlte.

Aber das höchste, glänzendste Fest, welches ihren glücklichen Landsitz verherrlichte, war der Besuch des Kaiser Alexanders, der von seiner Zusammenkunft mit Napoleon aus Erfurt zurückkehrend, seinen Weg über Löbichau nahm; wohin auch die Prinzen von Meklenburg gekommen waren, um dem Monarchen ihre Huldigungen darzubringen. Der liebenswürdigen Wirthin gelang es, ihren hohen Gast und seine Umgebungen in solche Stimmung zu versetzen, daß die ungezwungenste, heiterste Lebendigkeit die Gespräche während der Tafel belebte. Nachher vertraute Alexander der Herzogin den Wunsch des Fürsten Talleyrand, die Prinzessin Dorothea für seinen Neffen Perigord zu gewinnen. Talleyrand konnte wohl hoffen, seinen Zweck durch das mächtige Fürwort Alexanders am zuverlässigsten zu erreichen. Der Herzogin eröffnete sich in dieser Ver=

bindung eine Aussicht, mit dem französischen Hofe in irgend eine Berührung zu kommen. Jedoch, wenn auch nicht schon von dieser Seite her eine Stimme für diesen Antrag in ihrem Herzen laut geworden wäre, so würde das schmeichelhafte Fürwort Alexanders hinreichend gewesen seyn, den Entschluß der Mutter, so wie der Tochter zu bestimmen. Sie gab dem Kaiser ihr Wort, der erst tief in der Nacht Löbichau verließ.

Bald nach des Kaisers Abreise trafen Briefe von Talleyrand ein, die durch den Kaiser eingeleiteten Unterhandlungen weiter zu führen. Durch solche briefliche Mittheilungen wurde eine, zu Löbichau zu haltende Zusammenkunft der Personen verhandelt, die an dieser Angelegenheit natürlichen Antheil zu nehmen hatten. Die Familie Perigord säumte nicht, die Hoffnung zu verfolgen, die jene Zusammenkunft ihr eröffnete Im Januar 1809 traf der junge Perigord mit seinem Vater in Löbichau ein; die Verlobung erfolgte und am 23. April ward in Frankfurt am Main die Vermählung vollzogen. Den Trauungsact verrichtete der damalige Fürst Primas von Dalberg. Die Herzogin begleitete ihre Tochter, um sie auf der großen Weltbühne an ihrer Hand auftreten zu lassen, nach Frankreich, in das Land, dessen Zepter der Mann trug, der die Zeit beherrschte. Große Er=

wartungen brachte sie mit, die natürlicherweise nur zum Theil ihre Befriedigung, zum Theil aber in den Spuren des Elendes, die schon in Longwy ihr entgegentraten, einen abstoßenden Gegensatz fanden.

In Straßburg ließ sich die Herzogin, nebst ihrer Tochter, der Kaiserin Josephine vorstellen, welche sich damals dort aufhielt, um dem Schauplatz des Krieges näher zu seyn, den Napoleon gegen Oesterreich führte. Zwischen der Kaiserin Josephine und der Herzogin knüpfte sich ein Verhältniß an, welches der letztern für ihren Aufenthalt in Paris hoffnungsvolle Begünstigungen versprach.

Voll hochbegeisterter Erwartungen setzte unsre Herzogin mit ihrer Tochter die Reise nach Paris, der damaligen Hauptstadt der Welt, fort. Nur das Elend, welches in Lüneville ihr begegnete, und die ungeheuere Schaar von Bettlern, die in dieser Stadt ihren Wagen umringten, wollte sich nicht zu günstigen Vorzeichen der innern Glückseligkeit des, durch Napoleons Weisheit so hoch erhobenen Kaiserreiches deuten lassen; indeß gelang es ihrem Scharfsinn, auch diese Schuld auf eine Rechnung zu schreiben, die Napoleon nicht zu verantworten hatte.

Den 4. Juni trafen unsere Reisenden in

Paris ein. Diese Stadt mit ihren engen, schmutzigen Straßen konnte keinen gefälligen Eindruck auf ihre Phantasie machen, welche noch eingenommen war von Petersburgs Großheit, Herrlichkeit und Majestät.

Die Familie Perigord bot alles auf, unsrer Herzogin mit den feinsten Aufmerksamkeiten entgegen zu kommen, und ihren Eintritt in die neuen Verhältnisse mit allen Reizen eines vielversprechenden Empfanges zu umgeben. Talleyrand gewann ihr Vertrauen durch das ehrfurchtsvolle Betragen gegen seine vierundachtzigjährige Mutter; sie fand in diesem Betragen eine Forderung ihres Herzens erfüllt. — „Wenn im Staatsmann", sagte sie einstmals, als sie von Talleyrand sprach, „der Mensch untergeht, so mag ein solcher immerhin ein bedeutender Mann seyn, ein großer ist er nicht." — Talleyrand führte sie mit ihrer Tochter und dem Schwiegersohne zu der Großmutter, in deren rüstiger Persönlichkeit sie eine Greisin fand, die mit dem Reichthum ihrer Tage wohl hausgehalten hatte. Die Ehrwürdige sprach auf die rührendste Weise ihren Segen über die liebevoll zu ihr tretende Enkelin. —

Bei ihrer Zurückkunft fand die Herzogin in Talleyrands Wohnung eine zahlreiche Gesellschaft merkwürdiger Männer, unter denen sich auch De-

non befand, der in Rom so oft der Begleiter ihrer Wanderungen gewesen.

Nach einigen Tagen der Ruhe fing sie an, sich näher mit Paris bekannt zu machen. Sie besuchte die öffentlichen Anlagen, die Museen, die übrigen Merkwürdigkeiten und das Schauspiel; letzteres gewann in vorzüglichem Grade ihre Bewunderung, dagegen aber ward es ihr schwer, sich an die taktmäßige Manier zu gewöhnen, in welcher das französische Trauerspiel einherschreitet.

Paris war der Schauplatz, der die glänzende Seite von Napoleons Einrichtungen und Staatsverwaltung darstellte; und die Herzogin lebte hier so ganz mitten in dem Glanze, der von allen den blendenden Gegenständen der neuen Schöpfung zurückstralte; war es Wunder, wenn ihre Begeisterung für Napoleon immer höher aufloderte? — Sie besuchte den protestantischen Gottesdienst; auch über diesen hatte der Mann ihres Herzens seine schirmende Hand ausgestreckt; frei und unverholen durfte unter Napoleons Zepter die protestantische Kirche ihre Glaubenshymnen anstimmen. Das Gesetz der Duldung, welches der erhabene Heinrich gegeben, der vierzehnte Ludwig zurückgenommen, Napoleon aber wieder hergestellt hatte, verbreitete schon weit umher die Segnungen seines Friedens. Hier auf dem heiligen Gebiete der

Religion mußte nun der Hohe, dem sein Volk so Vieles und so Großes verdankte, ihr besonders als ein Mann Gottes erscheinen, der mit dem großen Heinrich in einer und derselben Lichtglorie vor ihren begeisterten Blicken dastand.

In Rosny hatte Heinrich neben Sülly gewandelt. Dieser Landsitz war im Laufe der Zeit ein Eigenthum der Familie Perigord geworden. Der gegenwärtige Besitzer war Edmond Perigord, der Schwiegersohn unsrer Herzogin, die darin eine stille Seelenfreude fand, dieses segenvolle Erbtheil, das an ein so großes und frommes Leben, das an Sülly erinnert, in den Händen ihrer Kinder zu wissen. Es wurde ein Ausflug nach Rosny gemacht. Mit einer Art von Andacht trat sie in den Saal, den die Bilder Heinrichs und Sülly's zu einem Heiligthume weihten. Mit einem Herzen voll Liebe und frommer Erhebung stand sie vor diesen Gemälden, und dankte es der Kunst, die der Erinnerung eine Gestalt zu geben vermag. Heinrich und Sülly, zwei glorreiche Sterne schienen ihr hell aus der Vergangenheit herüber zu stralen, um ein neues Gestirn zu entzünden, welches, wie sie fest glaubte, schon gerüstet sey, nicht nur Frankreich, sondern den ganzen Erdkreis zu erleuchten. — Dann ging sie zu dem dunkeln, hohen Laubengang des Gartens, wo, wie man sagte, Heinrich an Sülly's Seite

16

oft gewandelt, um mit seinem würdigsten Freunde, dem alle Schmeichelei fremd war, die Regierungssorge zu theilen. Mit dem geweihtesten Gefühle der Begeisterung bewegte sie sich durch den merkwürdigen Gang, in dessen Schatten die heiligen Schauer eines großen Andenkens sie umschwebten. Ein tiefer Ernst hatte sich über ihre Seele verbreitet, der jedoch zu einer stillen Heiterkeit durch die ländlichen Festlichkeiten gemildert wurde, mit denen die Einwohner von Rosny die junge Perigord, ihre neue Herrin bewillkommneten.

Die deutsche Fürstin, ohne jemals eine vollständige Französin zu werden, gewöhnte sich bald an die französischen Formen, dazu verhalf ihr die Leichtigkeit ihres Umganges, die gefällige Beweglichkeit ihres ganzen Wesens; auch kam ihr der, mit der vollkommensten Blüte der Schönheit geschmückte Liebreiz ihrer Persönlichkeit zu statten; diese Aufmerksamkeit erregende und doch so sanfte Erscheinung, welche das Entgegenkommen der Herzen ihr gewann, die irgend eine Veranlassung ihr zuführte.

So lebte sie zu Paris sehr glückliche Tage in einem Kreise hochgebildeter Menschen, die eifrig bemüht waren, sie mit einem anmuthigen Wechsel genußvoller, lehrreicher Unterhaltungen zu umgeben. Wenn nun auch manche Voraussetzung,

die sie mitgebracht hatte, nicht zutraf, manche Erwartung keine Befriedigung fand, so wurde sie dagegen von unverhofften Ausgleichungen überrascht, in denen ihre günstige Meinung von Frankreich die vollständigste Entschädigung fand. In Talleyrands und anderer Staatsmänner Umgange gewannen ihre statistischen und politischen Ideen immer mehr Reichthum, Umfang und Tiefe. Nun war es auch ihr sehnlicher Wunsch, von Angesicht zu Angesicht den Mann zu sehen, der mit gewaltigem Arm die Begebenheiten lenkte und der Zeit ihre Richtung anwies.

Von den Ufern der Donau schallten die Siegeslieder herüber, die nach eingeführter Sitte, den Mund etwas voll nehmend, die Rückkehr des mit neuem Ruhme geschmückten Helden ankündigten. Die Herzogin ergötzte sich an dem Taumel der Begeisterung, der ganz Paris in Bewegung setzte, und hörte mit Entzücken alles, was der Ruf von dem gepriesenen Helden zu erzählen hatte; nur die Nachricht von der Vermählung mit einer österreichischen Prinzessin, welche die liebenswürdige Josephine von Napoleons Kaiserthron verdrängen sollte, war ihr eine höchst unwillkommene Botschaft, und es dauerte lange, ehe sich diese Verletzung an der Ehrensäule, welche sie dem außerordentlichen Mann in ihrem Herzen er-

richtet hatte, ausgleichen wollte. Der wiener Friede war geschlossen; Napoleon zog unter dem Jubelgetöse seiner Soldaten und des Volks in Paris ein. Da kam für die Herzogin endlich der erwünschte Augenblick, Napoleon vorgestellt zu werden; sie sah ihn, und seine Persönlichkeit entsprach ihrer Erwartung. „Napoleons Gestalt", sagte sie nachher, „flößt Ehrfurcht und Zuneigung ein; der Mund besonders, um den ein Zug der mildesten Freundlichkeit schwebt, verräth durchaus keine Spur der Fähigkeit harte Worte auszusprechen."

Sie hatte nun den großen Mann gesehen, der sich den Wiederhersteller Frankreichs nannte, den Mann, der Paris — wenigstens in seiner und seiner Franzosen Meinung — zur Hauptstadt der Welt erhoben hatte. Mit erhöhter Theilnahme betrachtete sie jetzt die Merkwürdigkeiten, großentheils Schöpfungen Napoleons, die Paris der Anschauung darbot. Vorzugsweise aber beschäftigte ihre Aufmerksamkeit der protestantische Gottesdienst, dem erst unter Napoleons Zepter vergönnt worden war, sich in einem offenen, freien Raume zu bewegen.

Zwei Hauptideen, auf denen gewissermaßen ihr inneres Daseyn beruhte, Politik und Religion, nahmen unablässig die gesammten Kräfte

ihres Geistes und Herzens in Anspruch. Alle übrige menschliche Angelegenheiten, wenn sie nicht etwa auf irgend eine Weise mit jenen Ideen in Beziehung standen, vermochten ihr nur eine oberflächliche, wiewohl doch immer freundliche und gefällige Theilnahme abzugewinnen. Politik nahm sie im höheren Sinne des Worts, insofern es die Verhältnisse nicht der Staaten, sondern der Völker zu einander, das innere Leben und den freien Verkehr derselben unter einander andeutet. „Christlichgebildete Nachbarvölker", glaubte sie, „würden sich noch wohl vertragen; Nachbarstaaten aber nie. Das höchste und natürlichste Interesse im Volke kann freilich kein anderes seyn, als Wohlseyn von Innen und Ruhe von Außen. Der Begriff des Staats hingegen trägt immerdar in sich die Idee der Macht: und nun haben wir das Princip des Eroberungskrieges." — Mit ihren politischen Gedanken trat die Herzogin leicht und schnell hervor; sie liebte es sogar, politische Ansichten zu Gegenständen des Gespräches und streitiger Erörterungen zu machen. Da wußte sie denn tapfer und mit vielem Scharfsinn ihre Meinung zu verfechten. Die Politik schwebte gleichsam an der Oberfläche ihrer Seele. Die Idee der Religion hingegen waltete in den verschwiegenen Tiefen ihrer Gesinnung. Hier einem höhern

Leben zugekehrt, umhegte und pflegte sie, wie ein Geheimniß der Liebe, die zarten Regungen ihres frommen Gefühls. Ihr politisches Dichten und Trachten, leidenschaftlich von der reinsten Menschenliebe beseelt, hatte immer etwas zu hoffen oder zu fürchten; sie verfolgte daher die Ereignisse der Zeit, diese Gegenstände ihrer regsamsten Aufmerksamkeit, stets mit einer gewissen innern Ungeduld und Unruhe. — Seelenruhe aber und Friede weihten und bewachten ihr religiöses Gefühl und begleiteten ihren frommen, klaren und einfachen Glauben in seinen Erhebungen zu Gott. In dieser Rücksicht verstand sie sich selbst. Vollkommen mit sich eins und im Klaren, bedurfte sie durchaus keiner Glaubensnachhülfe durch Zustimmung und Beifall von Außen. Nichts war ihr so widerwärtig, als die Leichtfertigkeit, mit religiösen Gedanken und Empfindungen gleichsam auf einen offenen Markt hinauszutreten und das Heilige den Entweihungen eines gemeinen Gesprächverkehrs, etwa während einer guten Mahlzeit, preiszugeben. Ihr religiöses Seyn und Thun war ein Inneres, welches zu einem Aeußeren nur insofern wurde, als es in Werken der Gottseligkeit, jedoch immer ohne Geräusch, sich zu offenbaren genöthiget war. Da sie nun dieses Kleinod ihres innersten Daseyns, welches sich höchstens

einer vertrauten Seele aufschloß, nie zu einer offenen Ausstellung entweihte, so war es ihr möglich, solches unangetastet und unveränderlich zu bewahren in dem stillen Heiligthum ihres Gemüths. In der Politik konnte sie wanken; in ihrem Glauben stand sie fest. Und so erklärt es sich von selbst, wie es ihr gelang, ihre religiösen Ueberzeugungen hindurch zu retten, durch alle Verkehrtheiten der Zeit, durch die Freibeutereien des Unglaubens und der zudringlichen Aufklärungssucht sowohl, als durch die gehalt- und gestaltlosen Erscheinungen einer dumpfen, düstern Mystik. So fest und unerschütterlich sie nun auch in ihrem eigenen Glauben dastand, so unverbürglich und innig sie dem Protestantismus ergeben war, so mild und zart, so duldsam und schonend berührte dennoch ihr Betragen im Umgange jedes andere Glaubensbekenntniß. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", pflegte sie zu sagen, wenn von abweichenden Religionsmeinungen die Rede war.

Daß solche Sinnesart nicht kalte, geschmückte Gleichgültigkeit war, das gab sich wohl in der Lebhaftigkeit zu erkennen, mit welcher sie sich des verleumdeten Protestantismus annahm; das zeigte sattsam der fast leidenschaftliche Eifer, mit welchem sie gegen die Beeinträchtigungen kämpfte,

die man sich in den neuesten Zeiten hier und dort gegen die Rechte der evangelischen Kirche erlaubte. Das Gesetz der Duldung in Sachen des religiösen Glaubens hatte in Napoleons Heldenkrone ein geweihtes, ein unblutiges Lorbeerreis gewunden und ein Verdienst ihm erworben, welches in den Augen der frommen Fürstin höher stand, als seine gepriesensten Siege. — Eine der innigsten Angelegenheiten ihres Herzens ward es nun, sich mit der protestantischen Kirchenanstalt in Paris bekannt zu machen, die noch im Entstehen war und kräftiger Nachhülfe bedurfte. Ihre fromme Gesinnung bot sogleich sehr bedeutende Beiträge zur Unterstützung des begonnenen heiligen Werkes an. Eine protestantische Schule war in Frankreich noch nicht vorhanden; sie schlug zu diesem Behuf Maßregeln vor, und die beiden verdienstvollen Prediger Boissard und Göpp entwarfen den Plan zu einer protestantischen Lehranstalt, der, von ihr vorzüglich mit unterstützt, ohne Zögerung ausgeführt wurde. Hiernächst richtete sie ihr Augenmerk auf die Armen dieser Gemeinde. Auch hier trat sie wiederum mit reichlichen Gaben an die Spitze eines Wohlthätigkeitsvereins. Durch diesen unmittelbaren Beistand sowohl, als durch den vielvermögenden Einfluß, den sie sich bei den obersten Behörden erworben, ward sie die Mit-

stifterin und Beschützerin der ersten evangelischen Kirche in Paris. In diesem Betracht war es wohl natürlich, daß sie Frankreich als ihr zweites Vaterland ansehen mußte; dort lagen ja nun so wichtige Besitzungen ihres frommen Gemüths; dahin zog sie ein heiliger Beruf.

Ein Jahr lang hatte bereits ihr Aufenthalt in Paris gedauert, und es waren freundschaftliche Verhältnisse angeknüpft worden, Verhältnisse die ihrem Geschmack, ihrer Denkart und ihrem ganzen Wesen zusagten; doch fand sich in mancher einsamen Stunde bei ihrem Herzen die Sehnsucht ein nach ihren übrigen Kindern, nach der Schwester und andern Freunden in Deutschland. Auch hatte ihre Schöpfung in Löbichau an dieser Sehnsucht keinen geringen Antheil. Die Reise nach Deutschland ward beschlossen. Hören wir, was sie zu Ende des Jahres über ihren Aufenthalt in Paris mit sich selbst in ihrem Tagebuche spricht:

„Ein Jahr ist bereits verflossen, seit ich hier in Paris bin. Kein Vorurtheil, keine Täuschung hängt mehr vor meinem Blick; ich sehe die Dinge, wie sie an sich sind, und erkenne nun genau, was aus der Ferne mich anzog. Frankreich ist das Land, welches man nach und nach immer mehr lieb gewinnt. Es bietet eine große Leichtigkeit dar, sich alles zu verschaffen, was zur An-

nehmlichkeit des Lebens beiträgt, und ein Reichthum von Unterhaltungen und Genüssen aller Art umgibt und befriedigt den eigensinnigsten Geschmack. Auch fand ich hier Gelegenheit, wirksam und nützlich zu seyn. Doch ohngeachtet der Bande, die jetzt an Frankreich mich fesseln, ohngeachtet der Reize, die mich dahin ziehen, werden dennoch die Vorzüge anderer Länder mir nicht gleichgültig werden. Unvergeßlich trage ich im Herzen eine treue Gesinnung für alle die Lieben, die jenseits des Rheins mit Freundschaft und Anhänglichkeit meiner gedenken. Die Sehnsucht treibt mich zu ihnen. Wiedersehen werde ich meine geliebten Kinder, meine gute Schwester! — Euch alle, ihr meine entfernten würdigen Freunde, werde ich wiedersehn!" —

Den 20. Juni 1810 verließ sie Paris und kam am 14. Juli in Karlsbad an, wo sie mit den drei Töchtern und der Schwester zusammentraf. Der Einfluß der Franzosen in Deutschland hatte seit dem verflossenen Jahre noch weiter um sich gegriffen, ihre Raubthaten waren noch dreister geworden, und frecher der Hohn, womit sie die Völker mißhandelten, welche die Ungeschicktheit des Widerstandes ihnen in die Hände lieferte. Von dem allen wußte die gute Herzogin wenig oder nichts, sie hatte sich die Richtung ihrer po-

litischen Ansichten von den ruhmredig=lügenhaften Blättern geben lassen, durch deren Posaunenton Napoleon die Ohren seiner eiteln Franzosen und alle diejenigen betäubte und täuschte, die von den Schaubühnen seiner Thaten fern standen. Und sonach mußte die getäuschte Herzogin in politischer Rücksicht unvermeidlich in einen scharfen Gegensatz mit ihren Freunden in Deutschland zu stehen kommen, besonders war dies mit ihrer Schwester der Fall, welche vor noch nicht langer Zeit über die Brandstätten der glorreichen französischen Heldenthaten gekommen war. Indeß, bei wohlgeordneten Gemüthern, die zart und schonend in wechselseitigem Nehmen und Geben einander zugethan sind, führen abweichende Meinungen, von welcher Natur sie auch seyn mögen, keinen störenden Anstoß herbei. Der Gegensatz wird gemildert durch die Harmonie der Gesinnungen und löset darin sich auf. — In solchem Verhältnisse stand die Herzogin zu der Schwester, zu ihren Töchtern, den Freunden und Freundinnen in Deutschland. Die feinen Seelen wußten der Berührung politischer Gegenstände, wenn nicht auszuweichen war, wenigstens unbefangene und parteilose Worte zu geben. So verlebte die frohe Familie im heitern, geistreichen Verkehr zu Karlsbad die glücklichsten Tage, die zu Löbichau

in einem erweiterten Kreise von Freunden aus Altenburg, Dresden und Berlin fortgesetzt wurden.

Hierauf begleitete die Herzogin ihre drei Töchter nach Wien, verweilte daselbst einige Wochen und kehrte sodann zu ihrem Winteraufenthalt zurück. Im November desselben Jahres kam sie zu Paris an, welches nun schon ihre zweite Heimath geworden, und besonders für die beiden Hauptideen, um welche fort und fort ihr Leben und Streben sich drehte, ein bequemer Aufenthalt war: Religion und Politik. Für die letztere fand sie nirgends einen so weiten und ihrer Stimmung so angemessenen Spielraum, als eben in Paris; und was jene betrifft, so war die erst seit einem halben Jahre bestehende evangelische Kirchenanstalt noch immer im Werden und hatte mit mancherlei Bedürfnissen zu kämpfen. Da griff sie nun mit Eifer nach jeder Gelegenheit, nach jeder Veranlassung für die junge Schöpfung unmittelbar thätig, oder mittelbar wirksam zu seyn.

Die fromme Fürstin wußte wohl, welcher Unterlage die Gründung einer christlichen Gemeinde bedarf. Zweckmäßiger Schulunterricht ist die unerläßliche Bedingung, ist gleichsam der zu bearbeitende Boden, aus welchem, gleich einer kräftigen Pflanze, das gedeihliche Bestehen einer christlichen

Kirchengemeine hervorgeht. Der kirchliche Lehrvortrag fodert, wenn er in das Leben eingreifen soll, vorbereitete Seelen. Die edle Fürstin unterstützte zu diesem Zwecke mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften die Bemühungen der beiden würdigen Prediger, Boissard und Göpp, eine evangelische Schulanstalt zu Stande zu bringen. Eine Nachricht des letztern sagt: „Unser erstes und dringendstes Bedürfniß war eine in zwei Abtheilungen organisirte Schule; die Herzogin unterstützte uns thätig und zu wiederholtenmalen bei der Begründung und Unterhaltung dieser nützlichen Anstalt." — So wirkte die fromme fürstliche Frau auf diesem Gebiete ihrer religiösen Sinnesart durch Wort und That und Vorbild. Mit der innersten Andacht wohnte sie unausgesetzt dem sonntäglichen Gottesdienst bei, auch ihre Dienerschaft hielt sie durch ihr Beispiel und durch sanfte Ermahnung an, die kirchliche Gottesverehrung nicht zu verabsäumen; in Gemeinschaft mit ihnen genoß sie in heiliger Demuth und Andacht das heilige Mahl des Herrn zur Erbauung der ganzen Gemeinde. Den Geist, mit welchem sie die geheiligte Nachtmahlfeier zu begehen pflegte, mögen die stillen Worte aussprechen, welche sie ihrem Tagebuche vertraute: „Mit meinen Leuten von der augsburgischen Confession habe ich heute in

unserer evangelischen Kirche das Fest des heiligen Nachtmahls gefeiert. Ich habe mich erhoben gefühlt und gestärkt. Unsere Schwachheit bedarf der Unterstützung von Oben. Tief in der Seele fühlte ich das Mangelhafte, die Nichtigkeit meiner schwachen Natur, das niederschlagende Unvermögen, meiner Bestimmung vollkommen zu entsprechen und mich der Barmherzigkeit, die Gott an mir gethan, würdig zu machen. Erneuerte Vorsätze, den Foderungen der geheiligten Christusreligion zu genügen, erfüllen meine Seele." —

So lebte sie zu Paris fromm und in aller der Geräuschlosigkeit, die sich ihrem Range und der Stellung großer Verhältnisse abgewinnen ließ. Jedoch wurde sie von Personen der erlauchtesten Familien in Paris aufgesucht. Die Häuser Talleyrand, Narbonne, Choiseul, Jeaucourt und der Gräfin Laval bildeten den engern Kreis ihres Umganges, dem sich die bekannte Schriftstellerin Genlis, und der durch seine Schädellehre berühmt gewordene Doctor Gall anschlossen. Diesen veranlaßte sie, ihr und ihrem vertrauten Kreise in einer Reihe von Vorlesungen seine neue Wissenschaft vorzutragen. Dieser Gegenstand hatte für sie ungemein viel Anziehendes; doch gab sie sich diesem Reiz mit einiger Zaghaftigkeit hin. Eine Bemerkung ihres Tagebuches über die Schädel-

lehre sagt: „Ich fürchtete sehr, meine Ueberzeugung von der moralischen Freiheit des Menschen durch Galls Behauptungen zwischen böse Anfechtungen gerathen zu sehen; aber, was mich hoch erfreuet, unser Gall hat in der letzten Vorlesung einen vollständigen Sieg über den Vorwurf davon getragen, der von dieser Seite ihm gemacht wird. Madam Genlis, die Gall nicht kannte, so wie auch sie zum erstenmal ihn sah, war sehr überrascht, an ihrem Kopfe das Organ der Theosophie so stark ausgesprochen zu finden."

Solchergestalt, und wie von selbst sich einfindend, vereinigten sich Wissenschaft, Kunst und geistreiche Geselligkeit, der Herzogin den Aufenthalt in dem geräuschvollen Paris angenehm zu machen. So dankbar sie aber auch alles dies anerkannte, so fühlte sie dennoch sehr lebhaft das Bedürfniß eines ländlichen Stilllebens, um ihre Weihestunden, die Stunden ihres Umganges mit sich selbst, den zu häufigen Störungen in der Hauptstadt zu entziehen. Auch war bei der Annäherung der bessern Jahreszeit die Sehnsucht nach dem Leben in und mit der Natur in ihrem Herzen erwacht. Sie verließ, um den Frühling in seiner vollen Herrlichkeit einziehen zu sehen, die lärmende Hauptstadt und bezog in der Nähe von St. Germain ein einsames, auf einer anmuthigen

Hügelstelle gelegenes Landhaus, welches vormals Heinrich der Vierte besessen; ein Umstand, der diesen Raum für unsere Herzogin zu einem Heiligthum weihte. Sie spricht von dieser reizenden Sommerwohnung in folgenden froh begeisterten Worten. — „Chateauneuf, heißt mein Landsitz. Hier habe ich denn nun meine stille Wohnung aufgeschlagen; es ist ein heiliger Raum! hier hat Heinrich gewaltet, der edle, große Monarch, den noch keine spätere Zeit der Welt zu ersetzen vermochte; noch hat er vielleicht umsonst dazu die schöne Lehre und das herrliche Vorbild gegeben! Der Eifer, sein Volk froh und glücklich zu machen, hat ihn ein berühmtes Wort aussprechen lassen, worin mehr königlicher Sinn enthalten ist als in so manchen phrasenreichen Manifesten. — Alles hat die Revolution an diesem Hause, diesem Denkmale des geliebtesten Königs, zerstört; ein Saal ist noch verhanden; und was keine zerstörende Hand und keine Zeit vernichten konnte, das ist die reizende Natur, die meinen Wohnsitz von allen Seiten umgibt: Schönheiten in der Nähe, entzückende Aussichten in die Ferne! Wohin der Blick sich wendet, begegnet ihm ein liebliches Bild. An einer Menge von Gegenständen haften geschichtliche Andeutungen, welche die Phantasie aufregen und den Geist beschäftigen, der sich gern

in vergleichende Betrachtungen verliert. Ein Schatten aus Ludwigs des Vierzehnten Zeiten schwebt hier im Gegensatz um das Andenken des erhabenen Heinrichs.“ —

So sprach sie mit sich selbst, mit solchem Entzücken warf sie die, vom Lärm der Weltbegebenheiten, und von ihren pomphaften, marktschreierischen Ankündigungen endlich ermüdete Seele, in die Arme der Natur. Hier ist Heinrich, und nur Heinrich das Idol ihrer Begeisterung; und Napoleon scheint die Vergleichung mit ihm nicht mehr so recht aushalten zu können. Ohne Zweifel waren ihre politischen Ansichten schon nicht mehr dieselben, und ihre glänzenden Vorstellungen von Napoleons weltbeglückenden Absichten hatten bereits einige Schattenstellen davongetragen. Wie hätte sie aber auch dieser bittern Erfahrung entgehen können? wie hätte die strenge Freundin der Wahrheit, die unerschütterliche Anhängerin der Gerechtigkeit sich mit dem System der Lüge und mit Maßregeln befreunden können, welche die Grundsätze der Gerechtigkeit unter die Füße warfen? Besonders hatte Napoleon durch die Richtung seiner Waffengewalt gegen die unschuldigen Spanier ihren Rechtssinn auf das tiefste gekränkt. So sehr sie auch gewohnt war, durch einige Lichtpunkte die Schattenstellen an den Charakteren

ihrer Freunde und Freundinnen sich verdecken zu lassen, so konnte sie doch nicht umhin, in Napoleons Unrecht gegen die Spanier, die so viel ihm geopfert hatten, einen schreienden Frevel zu finden; und so fing ihr politisches System nach und nach an wankend zu werden, jedoch so still, daß man es den oben angeführten Worten ihres Tagebuches kaum anmerkt, wie sie bemüht ist, es sich selbst zu verbergen, daß ihren politischen Meinungen eine Umwälzung drohe.

Je mehr nun die sanfte Freundin der Menschheit auf dem Gebiete der Politik Unsicherheit, Zweideutigkeit und Mißvergnügen antraf, desto mehr wendete sich ihr Herz an die Natur, desto inniger gab sie sich dem Zauber der reichen Einsamkeit ihres Landsitzes hin. Auch überließ sie sich unter mißlichen Umständen gern dem Hange zu combinatorischen Geistesspielen, einem Triebe, der mehr oder minder thätig in jedes Menschenbrust wohnt. Wenn uns in irgend einer wichtigen Angelegenheit des Lebens das Gefühl der Zuversicht abgeht, so tritt an diese öde Stelle eine andere Regung, die den mangelhaften Glauben ersetzt; mögen wir auch von der Richtigkeit eines solchen Ersatzes durch wiederholte Erfahrungen überführt worden seyn, wir bleiben dennoch ihm zugethan. Wenn der Boden unter uns

schwankt, so strecken wir unwillkürlich nach einer Stütze die Hand in die leere Luft aus. Das ist der Aberglaube, der in dunkler Zeit bei unsichern Erwartungen uns überrascht oder beschleicht. — Unsere Herzogin, die verständige Seele, deutete Karten und befragte prophetische Frauen. „Der Mensch ist ein Kind", sagte sie, „das, oft getäuscht, sich immer wieder täuschen läßt, wenn nur hinter einer schmeichelnden Hoffnung sich die neue Täuschung versteckt." — So redlich urtheilte sie über sich selbst. Der Seele aber, die so klar über sich denkt, ist wohl zuzutrauen, daß sie auf ihrer Hut seyn wird, sich von Wahn oder Vorurtheil nicht grenzenlos fortreißen zu lassen. Was unsere Herzogin von sich sagt, gilt vom Menschen überhaupt. Wir fragen die Vernunft um Rath, verlangen aber nur ihren Beifall und begehen oft im Angesicht der Rathgeberin den Fehler, vor welchem sie warnt. — In die tiefe Zurückgezogenheit, in der die Herzogin zu Chateauneuf lebte, drangen von den Stürmen des großen politischen Weltlärms gleichsam nur gebrochene Töne hinein, und sie genoß einer ungestörteren Ruhe. Ueber diese Ruhe drückt sich ihr Tagebuch in folgenden Worten aus: „Heimgekehrt von einem Spaziergange, begrüße ich recht ruhig und froh meinen Friedenssitz. Tief in meinem Innern trage

ich ein, ich möchte fast sagen, fremdartig frohes Selbstgefühl, ein Gemüthswohlseyn, welches mich stärkt und erhebt, was auch kommen mag, würdig zu ertragen. Ein Vorgefühl, eine leise Ahnung verspricht mir in dieser tiefen Abgeschiedenheit von der Weltbühne befriedigte Tage." — Doch besuchte sie zu Zeiten das Schauspiel, welches zu St. Germain wöchentlich zweimal Vorstellungen gab. Auch konnte sie es den Einladungen Napoleons nicht versagen, seinen Jagden in der Gegend ihres Landsitzes beizuwohnen; einer Zerstreuung, zu der sie den entschiedensten Widerwillen mitbrachte. Um sich ihren Freunden in Paris nicht gänzlich zu entziehen, machte sie zuweilen Ausflüge dahin, wo sie den Vorlesungen beiwohnte, welche die Franzosen Cours de poésie nennen. Da lernte sie den ehrwürdigen blinden Delille kennen. Von ihm sagt sie: „Ich war ganz ergriffen von dem Anblick dieses herrlichen Greises. Sein ganzes Wesen drückt Bescheidenheit aus und Würde. Seine Verse sind durchaus wohlklingend, klar und erhaben. Seine Dichtung ist der helle Spiegel seiner Seele. Seine Declamation hält sich fern von der unnatürlichen Pomphaftigkeit, ohne jedoch herabzusinken zu der Manier des prosaischen Vortrags. In eben solcher Angemessenheit erscheint auch sein äußerer

Anstand. Rührend, sehr rührend ist es, den blinden Greis seine Verse aus dem Gedächtnisse vortragen zu hören. Menschen von hohem und höchstem Range schöpften Entzücken und Belehrung aus seiner Vorlesung; alle waren ergriffen, begeistert und belohnten den ausgezeichneten Dichter mit dem Zurufen ihres Beifalls. Solches dürfte schwerlich einem Poeten in Deutschland wiederfahren. Die Franzosen sind gegen ihre großen Männer gerecht.

Von Chateauneuf aus machte die Herzogin, in Gesellschaft ihrer Tochter, ihres Schwiegersohns, Talleyrands, und Choiseuls eine Reise durch verschiedene Provinzen Frankreichs. — Von dem Leuchtthurm bei Havre betrachtete sie das Meer. „Welche Fülle von Gedanken", sagt sie, „drang von dem unermeßlichen Ocean herauf in meine Seele! Ehrfurcht für die Unendlichkeit war es, die sich meiner bemächtigte. Unendlichkeit, wie mächtig ergreifend ist diese Vorstellung; wie bedeutend für unser Daseyn!" — So lebhaft ihre wissenschaftliche Aufmerksamkeit bei ihren Wanderungen beschäftiget war, eben so innig ward ihr religiöser Sinn von jeder Beziehung ergriffen, die auf das Höhere in der Menschennatur hindeutete. In Rouen verweilte sie in der Kathedralkirche sinnend bei einem Denkmale, welches dem Kardi-

nal Amboise, Minister Ludwigs des Zwölften, gesetzt worden war, und die Grabschrift enthielt: La mort détruit les honneurs, mais la vertu, qui n'est point sujette à la mort devient plus brillante par la mort même. — Ihre Bemerkung sagt bei dieser Gelegenheit: „Wenn der Mann, dessen Andenken der Stein aufbewahrt, in dem Geiste dieser Worte gelebt hat! sanft ruhe dann seine Asche!" —

Von dieser Reise kam sie im October auf ihrem Landsitz wiederum an, wo sie bis zum November verweilte, dann kehrte sie nach Paris zu dem Kreise ihrer Freunde zurück, der sich durch mehrere, an Geist und Gesinnungen ausgezeichnete Personen einer spätern Bekanntschaft erweitert hatte. Im Umgange geistreicher Menschen fand sie ihren einzig wahren Lebensgenuß. „Wir leben", sagt sie in ihren Bemerkungen, „ein wahres Leben nur insofern, als wir unsern Tagen einen Ueberschuß von veredelnden Eindrücken und erhebenden Gedanken abgewinnen, die wir uns freuen dürfen, in den Schatz unserer Erinnerung zurücklegen zu können." So innig sie aber auch die bedeutenden Männer Frankreichs hochschätzte, eben so erfreulich war es ihr, wenn die großen Männer ihres deutschen Vaterlandes in Frankreich Anerkennung fanden. Alexander Humboldt kam

nach Paris. „Recht herzlich freue ich mich", sagt sie in ihrem Tagebuche, „daß die Franzosen unserm Humboldt Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie kamen ihm mit freigebiger Anerkennung seiner Verdienste freundlich entgegen. Der Reichthum seiner Kenntnisse macht seine Unterhaltung höchst angenehm, belehrend und anziehend. Er wird, hoffe ich, mich öfter besuchen." — Bald nach ihrer Zurückkunft von Chateauneuf veranstaltete sie in ihrem Kreise eine Fortsetzung der Gallischen Mittheilungen seiner Schädellehre. In einer solchen Geistesthätigkeit, in den Unterhaltungen der Musik und in ihrer religiösen Wirksamkeit erhob sich ihr Gemüth, wenn sie sich niedergebeugt fühlte vom Drucke der Zeit.

Mit tiefem Schmerz hatte sie im Stillen schon die Hoffnungen aufgegeben, die sich an Napoleons Verheißungen und Thaten knüpften. Seine, stets furchtbar gerüstete und nach allen Seiten hindrohende, Politik, seine kriegerischen Unternehmungen, denen der Geist der wildesten, übermüthigsten Laune die Richtungen gab, deckte kein Schleier mehr; er selbst hatte sein Geheimniß ausgeschwatzt, er hatte es der Welt im Vertrauen gesagt, daß er die spanische Dynastie vernichten müsse, damit die seinige bestehe, das heißt, sich ausbreite über die Welt. Mochte das allgemeine

Urtheil in den Gemüthern der Menschen sich immerhin gegen ihn regen, aber schweigen sollte der Tadel; darum behorchte er mit tausend Ohren Frankreich und die Welt, und häufige Verhaftungen mußten darthun, daß es ihm mit den Polizeimaßregeln, in Betreff der Wortsperre, ein Ernst sey.

Auch unsre Herzogin konnte mit aller Vorsicht nicht verhindern, von jenen Maßregeln persönlich getroffen zu werden. An einem Morgen, als der Doctor Gall in ihrem Kreise seine Vorlesungen hielt, drang plötzlich Savary, das Haupt der Kundschafterei zu Paris, in das Zimmer der Versammlung. Sein zudringliches Eintreten entschuldigte er mit höflichen Worten voll tückischen Sinnes, indem er den Wunsch äußerte, an der interessanten Vorlesung des Doctor Gall Theil nehmen zu dürfen. — Dieser Besuch konnte nicht die Absicht haben, irgend ein Wort gegen den Kaiser aufzufangen, sondern sein Zweck sollte vielmehr seyn, die Schrecken der polizeilichen Aufmerksamkeit auch zu diesem harmlosen Kreise gelangen zu lassen.

Hoffnungslos schaute die Herzogin in die Zukunft hinaus, sie erwartete kein Heil mehr von ihr; doch verrieth sich der tief bekümmerte Zustand ihres Gemüths nur durch Schweigen. Wir

haben schon früherhin angedeutet, daß die Herzogin in der Wahl ihrer Freunde und Freundinnen leicht Mißgriffe that. Dann konnten Berechnungen des Eigennutzes, hinter der Miene der Zuneigung mit ihrem freigebigen Wohlwollen, lange ihr Spiel treiben, ehe sie ihres Irrthumes inne ward; und auch dann noch hatte sie Rechtfertigungen oder Entschuldigungen in Bereitschaft für den Unwürdigen, der ihre gute Meinung getäuscht hatte. Sie ließ nicht leicht fallen, was ihr Herz aufgenommen hatte. Konnte sie aber nicht mehr umhin, einen Sünder aufzugeben, so verschwand sein Name von ihren Lippen, und ein tiefes Stillschweigen bedeckte sein Andenken. Napoleons Thron war längst in ihrem Herzen gefallen, aber sie verbarg sorgfältig die Trümmer. Selbst ihr Tagebuch nannte seinen Namen nicht mehr.

Das Jahr 1812 begann unter Vorzeichen eines nahen Krieges, womit Napoleon die Staaten des Kaisers von Rußland bedrohte, während französische Schaaren in Spanien fortfuhren, das Abendland mit Feuer und Schwert zu verwüsten. In der Nacht zum ersten Januar hatte die Herzogin einen kleinen Kreis von Freunden um sich versammelt. Trübe Ahnungen gingen durch ihre Seele; es war ihr, indem die verhängnißvolle

Stunde des neuen Jahres schlug, als drängen wehklagende Stürme von Norden herüber. — „Mein armes Vaterland", ruft sie aus in ihrem Tagebuche, „wohin ich die Blicke wende, die Zukunft verhüllt eine schwarze Decke, durch die kein Schimmer der Hoffnung dringt. Nicht allein das Schicksal, das mich und meine Familie treffen wird, nicht dieses Schicksal allein beugt so tief meine Seele darnieder; nein! Tausend und tausend unschuldig Unglückliche sehe ich untergehen in dem allgemeinen Verderben, welches von dem Willen eines Einzigen, eines Sterblichen ausgeht, der die Erde mit Blut färbt. Ich begreife die Heldennatur nicht. Ein Mann, dem die Macht verliehen ward, der Segen der Menschheit zu seyn: wie kann er nach dem Fluche greifen, um ihn von einem Ende der Welt zum andern zu tragen? Bald wird nun in Osten und Westen die Kriegsflamme gleichzeitig lodern. Stärke mich die Kraft von Oben mit Muth und Ergebung, um zu ertragen, was auch über mich das dunkle Verhängniß ausgießen wird. Verleihe Gott mir die Weisheit, mein Leben unter den mißlichen Beziehungen, die es von so manchen Seiten berühren, vorwurfsfrei zu erhalten, welcher Glückswechsel auch dann mein Loos sey!"

Allerdings war ihre Stellung bei den obwal-

tenden Umständen bedenklich. In Frankreich lebte sie, von Rußland zog sie die Einkünfte ihres Witthumes. So stand sie zwischen den beiden feindlich an einander gerathenen Mächten. Von dem edelmüthigen russischen Monarchen hatte sie wegen ihres Aufenthaltes in Paris wohl keine mißtrauische Maßregel zu fürchten; aber der argwöhnische Despot der Franzosen, dessen Mißtrauen sie schon erfahren hatte, konnte der nicht in ihrer Verbindung mit Rußland eine Veranlassung finden, sie aus Frankreich, von ihrer geliebten Tochter zu entfernen? Seit den Ereignissen in Polen hatte sie sich nie in einem so peinlichen Zustande der Trostlosigkeit befunden, als eben jetzt. Sie seufzte über die böse Zeit, ohne jedoch den Urheber der Noth persönlich anzuklagen; es war, als ob sie von ihrer Leidenschaft ein ungerechtes Urtheil über den Mann fürchtete, dem ihr religiöser Glaube die freie Ausübung seiner kirchlichen Gottesverehrung in Frankreich zu danken hatte. Indessen konnte sie sich nicht erwehren, fremden Anklagen gegen ihn ihren stillen Beifall zu geben. Von solchen, wie sie sich schmeicheln mochte, schuldlosen Befriedigungen ihres Unwillens, finden sich in ihrem Tagebuche einige sehr bedeutende Spuren. So nahm sie z. B. gern die Ausbrüche des Zorns auf, in denen die öffentliche Mißbilligung

sich aussprach. Achthundert Spanier waren zu Dijon an einer ansteckenden Seuche gestorben. Die öffentliche Meinung schleuderte gegen die Urheber dieses Unheils gleichsam einen Giftpfeil in folgenden Versen, welche die Herzogin in ihrem Tagebuche aufbewahrte:

Arrachés par la force à leurs foyers brulans
Les braves Espagnols déchirés tout sanglans
Succombent sans fléchir à leurs longues misères,
Et même après leur mort combattans les Français
Nous laissent pour punir nos coupables succès
Les cadavres vengeurs des manes de leurs pères.

In diesen Tagen der Trübsal, die vor ihrer bewegten Seele so dunkel und trostlos auf- und niedergingen, war es vorzüglich die Macht der Tonkunst, die den finstern Dämon der Politik oftmals, obwohl nicht ohne Wiederkehr, aus ihrer Nähe verbannte und ihr Gemüth von den Mißklängen des großen Weltlebens in das Reich der Harmonien emportrug. Aber auch diese Vergütungen trüber Stunden sollten ihr verkümmert werden. Dusseck, der wackre Meister der Töne, dem sie reiche Genüsse lange nachklingender Liederabende verdankte, starb im März dieses Jahres. Sie bedauerte seinen Verlust in den wehmüthigsten Worten. — „Heute ist für mich ein Tag der

Trauer", klagt sie in ihrem Tagebuche, „Dusseck, dieser große Tonkünstler, hat die Welt der Mißtöne verlassen, und ist heimgegangen zu den Harmonien eines höheren Lebens. Wie innig, wie tief haben mich oft seine Accorde bewegt! Lange tönten die Melodien, die er den Saiten zu entlocken wußte, in meinen Empfindungen nach. Es war mir immer, wenn ich ihn hörte, als spräche aus seinen Tönen eine schöne Seele die zartesten Worte der Liebe. Sein Spiel, wenn ich mich bei seinen Harmonien so recht wohl und ruhig fühlte, hat mich oft auf den Gedanken gebracht, daß vielleicht weniger Zwist in der Welt seyn würde, wenn sich die Menschen mehr auf die Harmonien des innern Lebens verständen." —

Mit der Annäherung des Frühlings schwand die Hoffnung des Friedens immer mehr und mehr; immer bestimmter sprachen die Anzeigen des Kriegs sich aus. Ein Gedränge von Sorgen und Kümmernissen umringte die Herzogin. Vor ihr lag die Zukunft wie eine schwarzdunkle Wetterwolke, in der die furchtbaren Blitze sich rüsteten, über ihr Vaterland, über die Ihrigen niederzufahren. Sie forschte hierhin und dorthin, ob nicht eine Stimme der Beruhigung und des Trostes ihr entgegen kommen möchte. Sie ging nach Malmaison, zu ihrer Freundin, Josephine, bei der wenig

Tage zuvor Napoleon einen Besuch abgestattet hatte. Da erfuhr sie nun, daß der Krieg gegen Rußland unwiderruflich entschieden sey. Mit gepreßtem Herzen verließ sie Malmaison.

Ein allgemeines Aufsehen erregte damals in Paris eine gewisse Le Normand, eine prophetische Frau, deren Weissagungen das tausendfache Echo des Gerüchts in allen Gesellschaften umhertrug. Zu ihr ging auch die Herzogin. „Meine Vernunft", sagt sie in ihren Bemerkungen, „widersetzte sich dem Glauben an diese Sibylle, aber meine Schwachheit unterlag der Versuchung, sie zu hören. Ihre Weissagung enthält Gutes und Böses, das letztere in überwiegendem Verhältniß; indeß ist das Ganze nicht ohne Wahrscheinlichkeit." — Sie mochte es wohl fühlen, daß unter den obwaltenden Umständen jeder Andere, ohne alle Eingebung, eine solche Weissagung hätte liefern können; übrigens fand sie in diesen sibyllischen Worten keine Ruhe, keinen Trost; dann aber nahm ihr geängstetes Gemüth seine Zuflucht zu dem Altare des Herrn; da eröffnete sich ihr eine Quelle der Beruhigung und des Trostes. In den Erinnerungen aus jener Zeit sagt sie: „Ich hatte mich in meinem Schmerz von der Quelle des Heils entfernt, ich hatte Frieden gesucht, wo er nicht zu finden war. Die Vorträge unsrer

Geistlichen haben mich aus einer dumpfen Empfindung der Hoffnungslosigkeit hervorgerufen, sie haben mein Herz zu Gott geführt. Das Nachtmahl des Erlösers hat meinen Glauben gestärkt und mit neuer Zuversicht meine Seele erfüllt. Ich werde Muth haben und Kraft, zu tragen das Schicksal, welches die Hand des Ewigen mir auflegen wird. Ich werde streben, die Harmonie meines innern Lebens rein zu erhalten; und ruhiger will ich fortan die Auflösung der Dissonanzen der Außenwelt derjenigen Hand überlassen, die den harmonischen Kreislauf der Welten ordnet und lenkt.“ —

So rang sie nach Ergebung, mit solchen Entschlüssen, mit solcher Fassung ging sie der Zukunft entgegen und traf Anstalten zu ihrer gewohnten Sommerreise nach Deutschland. Ehe sie jedoch Frankreich verließ, besuchte sie ihr geliebtes Chateauneuf bei St. Germain. Da versenkte sie sich noch einmal recht tief in das Leben der Natur, die so still und segnend in ihren Schöpfungen waltet; dort in jenem dunkeln, durch das Andenken eines hohen Menschen geheiligten Laubengangs kamen zu ihrem Herzen die freundlichen und großen Erinnerungen voriger Tage; dort in den erquickenden und stärkenden Lüften fühlte sie gleichsam die Athemzüge einer unendlichen Liebe.

Dort war sie so ruhig und froh, vergessend, daß außerhalb ihrem Herzen die Menschenwelt Unfrieden und Stürme bereite. An Geist und Herz gekräftiget kehrte sie nach Paris zurück, wo sie einige Tage vor ihrer Abreise nach Deutschland ihre Freunde um sich versammelte, und Huldigungen der Liebe und Verehrung in den zartesten Formen verschönten und erschwerten ihren Abschied.

In den ersten Tagen des Junius verließ sie Paris, und in der Mitte desselben Monats kam sie unter den Donnerschlägen eines heftigen Gewitters in Löbichau an. Dieser Zufall würde unter andern Umständen wenig Eindruck auf sie gemacht haben; aber bei den eben vorhandenen Verhältnissen der Zeit erweckte jenes Naturereigniß lebhaft in ihr den Glauben an Vorzeichen und Ahnung. Verdunkelt, wie der Horizont, war ihre Seele; jedoch der Sonnenschein aus so vielen Augen der Liebe, die in Löbichau sie begrüßten, leuchtete aufheiternd hinein in die dunkle Farbe ihres Gemüths. Bald nach ihrer Ankunft in ihrem freundlichen Landsitze, versammelten sich um sie ihre Töchter, ihre Schwester und andere Freunde. Die erste unangenehme Erfahrung, welche die kriegerische Zeit für sie herbeiführte, war die Nachricht, daß aus Rußland, woher sie den größten

Theil ihrer Einkünfte zog, während des Krieges keine Zahlungen gestattet wurden. Wie niederschlagend und hemmend auch solche Ereignisse auf ihre innere Lebendigkeit einwirken mochten, so behauptete sie doch eine solche Gewalt über sich, die auf ihr äußeres Thun und Seyn durchaus keinen Anklang ihrer innern Seelenverstimmung übergehen ließ; und dieses künstliche Ausweichen führte nicht selten ein wirkliches Vergessen der Zeit sammt ihrer Noth herbei, und die störenden Aufregungen des Parteigeistes, der zu jener Zeit so häufige Spaltungen in gesellschaftlichen Verhältnissen hervorbrachte, wurden vermieden. Und so bewegte sich um sie ein ungestörtes, leichtes, zu Zeiten sogar fröhliches Leben. Bis zum Julius genoß sie in Löbichau, wie auf einer ruhigen Insel, mitten in dem Wellentumult der stürmischen Zeit, friedselige Tage. Dann ging sie nach Karlsbad, wohin die Herzogin von Sagan und die Schwester ihr folgten.

In Karlsbad, wo Menschen aus allen Gegenden von Europa zusammentrafen, hielt der Parteikampf, der Wortkrieg der Meinungen mit dem Waffenkriege im Norden gleichen Schritt, zerstörte das Vertrauen und verscheuchte die geselligen Freuden. Die Herzogin ging daher so wenig, als sie sichs ihrer Verhältnisse wegen nur

erlauben durfte, in die öffentlichen Versammlungen. In ihren Bemerkungen sagt sie: „Man verfehlt gänzlich den Zweck des Hierseyns; man zürnt über die Zeit, über die Begebenheiten, über die Theurung. Mißtrauen, Mißvergnügen sind an der Tagesordnung. Man forscht einander aus, verfeindet sich, wird übelwollend gegen einander — warum? einer Meinung wegen, die nichts verschlimmert, nichts bessert. Ich ziehe mich, so viel ich kann, zurück.“ — Um diese Zeit war Napoleon auf drei Punkten über den Niemen gegangen; dies veranlaßte folgende Stelle ihres Tagebuchs: „Der Uebergang Napoleons über den Niemen verursacht großen Lärm in den Gesellschaften; ich lärme nicht mit, spreche wenig und höre nur. Dies gibt mit Gelegenheit, manchen tiefen Blick in das menschliche Herz zu thun, welches mich angenehmer und vielleicht auch nützlicher beschäftiget, als die Theilnahme an dem leidenschaftlichen Geschwätz, das zu nichts dient, als die Erbitterung der Empfindung zu schärfen.“ — Eine leichte Unpäßlichkeit mußte ihr zum Vorwande dienen, sich von einem großen Ball auszuschließen, den mehrere vornehme Badegäste veranstaltet hatten; doch ergötzte sie sich daran, zu dem abendlichen Tanzfeste ihre schöne Tochter, die reizende Herzogin von Sagan, mit eigenen Händen zu

schmücken; und dies war ihrer zarten, liebenswürdigen Muttereitelkeit vollkommen gelungen. „Fürwahr, meine Wilhelmine ist schön", sagt sie in den Denkzeilen dieses Tages, „und dies gewährt meinem Herzen eine solche innige Freude, die mir manche trübe Stunde vergütet. Mein Gedanke begleitete sie zum Tanz. Im Geiste sehe ich, wie siegreich die liebliche Gestalt dahinschwebt durch die Reihen, die ihre Schönheit und ihren Liebreiz bewundern." — Diese Freude an der blühenden Tochter, in der sie ihre schönen Jugendtage sich wiederholen sah, war der Lichtpunkt in dem tiefen Ernst, der mit seinem Schatten ihre ganze Seele verhüllte und folgende Worte in ihren Tageblättern veranlaßte: „Der Ton einer Guitarre", heißt es daselbst, „klang durch die Stille der Nacht und lockte mich an das Fenster. Welches reizende Bild der Ruhe stellt die Natur dar! Gleich majestätischen Lichtgestalten, erhoben sich, in Mondglanz gekleidet, die Berghöhen. In einer stillen Glorie leuchteten dort auf den Gipfeln der Berge die mancherlei Denkmale von Tempeln und Kreuzen, die der fromme Sinn, die Liebe und das Wohlwollen gestiftet. Von dem Geräusche der Tänze störte kein Laut die Stille, das tiefe Schweigen um mich her. Die Kranken ruhen von den Beschwerden des Tages, und die

Gesunden genießen des erquickenden Schlafes. Ich — ach! ich wache — und gedenke meines Vaterlandes; es ist mit wilden Kriegern überschwemmt; — meiner entfernten Lieben gedenke ich, die preisgegeben sind den Schrecken und Verheerungen des Krieges. Der Anblick derjenigen schwebt mir vor, die unter der Geißel des Krieges ihr Leben verbluten. Mag wohl jemals die Ruhe, die keine Betäubung ist, sich dem Herzen desjenigen nahen, der so viel Elend über die Erde verbreitet?" —

Den 6. August verließ die Herzogin Karlsbad, und den 7ten kam sie in Löbichau an, wohin ihr den 22sten desselben Monats die Schwester nachfolgte. Das ruhige Landleben und eine wohlberechnete Eintheilung der Lebensweise gewannen der bösen Zeit doch manche heitere Stunde ab; aber mit dem Anfange des Septembermonats wurde der Postenlauf zwischen Deutschland und jenen nordischen Gegenden, wo die französischen Truppen standen, von neuem gehemmt. Seine Freunde in Gefahr wissen, ohne aus dunkler Ferne Kunde von ihrem Schicksale zu erhalten, das ist unstreitig der peinlichste Zustand, in den ein fühlendes Herz gerathen kann; der stumme, trennende Zwischenraum wird zu einer furchtbaren Nacht. In solcher Nacht wandelte jetzt leidend

und schweigend die arme Fürstin dahin; ihr Muth war, wie sie sich selbst ausdrückt, gänzlich gebrochen. Aber das stille Heldenthum der Ergebung, welches in einem würdigen Vorbilde ihr zur Seite stand, erfüllte sie wieder mit der Kraft, sich aufzurichten vom Niederdrucke lähmender Sorgen.

Inniger gab sie sich wieder den Mittheilungen der Freundschaft und der Geselligkeit hin. Unter den ausgezeichneten Freunden, die um diese Zeit die Herzogin auf ihrem Landsitze besuchten, befand sich der ehrwürdige Generalsuperintendent Demme aus Altenburg; der Mann, mit dem Herzen voll Menschenliebe, mit dem wahren Christussinn in Worten und Werken. Von ihm sagt die Herzogin: „Dieser würdige Geistliche, der, wie ein wahrer Apostel des Herrn, durch seinen Wandel, durch seinen Umgang nicht minder erbaulich predigt, als durch die Worte, die er herab vom Lehrstuhle spricht, hat mich erquickt und erhoben durch seinen Besuch. Die Sittenlehre, die er in Wort und Leben darstellt, ist sanft und trostreich, doch auch kräftigend zugleich für den Willen. Durch den Vortrag, den er auf meine Bitte in unserer Kirche gehalten, hat er mein innerstes Herz getroffen, welches kurz zuvor die

Schwachheit gehabt hatte, durch ein Zeitereigniß außer Fassung zu gerathen.“ —

Solche Aufregungen, verbunden mit einer würdigen Thätigkeit und unterstützt von ihr, hoben ihr Gemüth immer wieder in das Gleichgewicht zurück, wenn es die Stürme der Zeit diesem Ruhepunkte entrückt hatten.

Unter den obwaltenden politischen Verhältnissen, welche die Herzogin in so mancher Rücksicht berührten, war für sie kein anderer Entschluß zu fassen, als die Wintermonate des Jahres 1813 auf ihrem Landsitze zuzubringen. Es war ein kleiner Kreis von Freunden, der sie umgab. Ihre Schwester, eine oder die andere von ihren Töchtern, und einige Besuche aus der Nähe und Ferne bildeten ihre Gesellschaft. Ein unausgesprochenes, aber streng beobachtetes Gesetz wehrte dem störenden Geiste der Politik, einzudringen in den Kreis des Wohlwollens und der Liebe. Sie richtete sich ein, legte sich Beschränkungen auf, verdoppelte ihre Thätigkeit, waffnete sich mit dem Muth der Ergebung, und so trat sie dem Schicksal entgegen, welches ihr friedsames Leben mit bittern Erfahrungen bedrohte. Dennoch aber wurde sie von manchem Ereigniß überrascht und in ihrer Fassung erschüttert. Hören wir von ihr selbst, wie sie ihre

Lebensweise aus jenen Tagen beschreibt. „Der ganze Vormittag, mit wenig Ausnahmen, ist der Arbeit gewidmet. Die Thätigkeit ist eine treffliche Sache; sie erhält Leib und Seele gesund; wenn sie auch nicht vermag einen Anstoß, den wir auf unserm Lebenswege antreffen, wegzuschaffen, so wird sie uns wenigstens leicht darüber hinweghelfen. So behält nun jedes Mitglied des keinen Kreises, der meine Einsamkeit oft recht lebendig macht, seine Morgenstunden für sich. Zum Mittage versammelt sich die Gesellschaft, und wir nehmen ein frugales Mahl ein, dem es an geistreicher Würze nicht fehlt. Nach Tische wird ein Spaziergang und dann Musik gemacht. Das Stabat mater, dieser erhabene Trauergesang, den mir meine Tochter Pauline mit ihrer rührenden Stimme nie zu oft wiederholen kann, erfüllt mich jedesmal mit einer, ich möchte fast sagen, tröstenden Wehmuth. Ueberdem versetzt er mich in meine Jugendtage zurück, wo im väterlichen Hause mit diesem Gesange jedes endende Jahr beschlossen wurde. Nicht selten dauert die Musik bis tief in den Abend hinein. Der Rest des Tages wird dann mit Lesung eines guten Buches zugebracht. Uebrigens herrscht unter uns die vollkommenste Harmonie der Gesinnungen; Ein Band des Wohlwollens und der Liebe umschlingt ohne

Ausnahme die ganze Gesellschaft. So gehen friedlich und sanft die Tage an uns vorüber, und wir bemerken kaum, daß Unfriede in der politischen Welt ist.“ —

Nicht immer zeigen die Denkmale ihres Gemüthes aus jenen Tagen Züge einer so heitern Stimmung. Sie fühlte sich von den traurigen Nachrichten, die, trotz der Sperre, auf mancherlei Wegen zu ihr gelangten, zu Zeiten sehr angegriffen und bis zum heftigsten Schmerz darniedergebeugt. Ein solches Gefühl spricht sich in folgender Stelle ihres Tagebuches aus: „Ich kann nicht hinaus in die Natur, die so wohlthätig mich immer wieder an ihren Schöpfer erinnert, wenn mich der Kummer von ihm entfernt. Das Wetter ist traurig und gleicht den Nachrichten aus meinem Vaterlande. Der Sturm brauset durch die Wipfel der Bäume und jagt das ihnen entrissene Laub vor sich her. Verwüstender aber raset der Sturm des Krieges durch meines Vaterlandes unschuldige Fluren. Dem Landvolke entreißt man die Kleider, und sie selbst, die Armen, werden halb nackt aus ihren Hütten hinaus in die Kälte gestoßen. Wohlhabende werden arm, Arme zu Bettlern. Hungersnoth und pestartige Krankheiten nehmen überhand. Wie soll das alles enden! Mein Muth ist gänzlich gesunken.

Ich würde untergehen, hielte mich nicht der Glaube an die ewige Vorsehung aufrecht.“ —

Hieraus ergibt sich, wie finster es um diese Zeit oft in ihrer Seele war; aber dennoch behielt sie noch Kraft genug, eine immer gleichmäßige freundliche Außenseite ihren Freunden zu zeigen und ein heiteres, unverkümmertes Leben um sich zu verbreiten. Die Nachrichten, welche von dem Schauplatze des Krieges herüberkamen, fingen an zweideutig zu werden, bis endlich die ruhmredigen Siegesbotschaften von der sogenannten großen Armee durch entgegengesetzte Gerüchte von einer gänzlichen Niederlage der französischen Heere unterbrochen, und diese Gerüchte dann durch öffentliches Eingeständniß der Franzosen selbst zur Gewißheit wurden. Diese Wendung der Dinge, die vielen Tausenden das Leben gekostet und gleichwohl keine Friedenshoffnungen mitbrachte, gab den Schmerzen ihres stillen Kummers eine so tief eindringende Schärfe, daß sie alle Kräfte ihrer Seele aufbieten mußte, um sich in der unbefangenen äußern Haltung gegen ihre Umgebungen zu behaupten. — „Das allgemeine Elend“, schreibt sie in ihren Tageblättern, „scheint seinen höchsten Punkt zu erreichen. Tausende und Tausende haben das Leben eingebüßt, und die Zurückkehrenden bringen tödtliche ansteckende Krank-

heiten mit. Keine Familie in ganz Frankreich, die nicht in Trauer versetzt ist. Mein Schwiegersohn Hohenzollern, der so eben angekommen, ist kaum dem Tode entronnen. Seine Beschreibung des allgemeinen Elendes übersteigt alle Vorstellungen. Wird die eilige Flucht Napoleons das Ende des Krieges herbeiführen? Nach seiner unbiegsamen Denkart zu urtheilen, ist troz den Unfällen, so ihn getroffen, keine Hoffnung zum Frieden vorhanden. Er wird aufs neue Menschen zusammentreiben und aufopfern. Ach! was hat das Menschengeschlecht verschuldet, daß eine solche Geißel es züchtigen mußte? Welchen Tagen gehen wir entgegen? Der Kummer überwältiget meinen Muth. Ich biete die ganze Kraft meiner Seele auf und vermag kaum, mich aufrecht zu erhalten in den Stunden, wo ich mich mittheilen soll. Mein armes Vaterland ist verheert, Deutschland zerrüttet, das schöne Frankreich wird entvölkert und erliegt unter dem Druck der Erpressungen! Nur Gott kann vom höchsten Verderben uns retten!" —

Solche innere Kämpfe bestand die leidende Seele, so klagte sie in der einsamsten Zurückgezogenheit zu sich selbst. Abgetrocknet aber waren ihre Thränen, wenn sie erschien; mild und klar trat sie aus der Dunkelheit ihres Kummers her-

vor; wie ein heilbringender Genius des Wohlwollens wandelte sie am Weihnachtsfeste dieses merkwürdigen Jahres unter ihren Freunden, allerlei kleine Geschenke vertheilend: „Es ist die Zeit der Armuth", sagte sie, „die Liebe hat jetzt nur kleine Gaben zu schenken; die Gesinnung muß hinzuthun, was der Gabe mangelt." —

Zu Paris wurden indeß Anstalten zu einem neuen Kriege gemacht, dessen Schauplatz Deutschland werden mußte. Unter solchen drohenden Aussichten erschien das Neujahr 1813. Die Zahl 13 ist vielen Menschen, welche mystischen Deutungen geneigt sind, eine bedenkliche Zahl; sie war es auch unserer Herzogin. Von eben solcher Beschaffenheit ist für mystische Seelen der Freitag. Der Anfang des Jahres 1813 fiel gerade auf einen Freitag. Dieses Zusammentreffen von zwei feindlichen Mächten war hinreichend, das schon geängstete Gemüth der Herzogin noch mehr zu beunruhigen und mit einer Masse möglicher Uebel die vorhandenen zu vermehren. — „Die Zahl 13 und überdies noch ein Freitag", schreibt sie, „sind böse Vorzeichen, mit denen dies Neujahr in den Lauf der Zeiten eintritt; das beunruhigt mich. Ich weiß, daß diese Unruhe eine Frucht des Aberglaubens ist. Ich tadle mich deshalb; aber ich kann, was ich auch an mir arbeite, mich von

dieser Schwachheit nicht losmachen. Meine Vernunft und meine Religion, beide mißbilligen sie. Mein Trost ist, daß Menschen, die an Geist und Gemüth unendlich höher standen und besser waren, als ich, von dieser Schwachheit nicht frei waren. Ich bin gewiß ein schwaches Geschöpf! Gott hat Geduld mit den Schwachen. Mag denn mit dem neuen Jahre kommen, was kommen muß; ich weiß ja, daß es eine alles überschauende Weisheit ist, welche die Begebenheiten herbeiführt. Sie wird auflösen, was uns zu verworren scheint. Indeß habe ich den letzten Abend des abgelaufenen Jahres in der Einsamkeit mit stillen Betrachtungen zugebracht. Ich schauete zurück in die Vergangenheit, auf die Tage der Trübsale; aber auch die Tage der Freude übersah ich nicht, die Gott in der Freundschaft guter Menschen mir zu Theil werden ließ. Die Widerwärtigkeiten stärkten meine Seele und hoben sie empor über die Leiden der Erde. Die frohen Stunden waren die Ruhestellen, wo mein Gemüth sich erholte vom überstandenen Kampfe. Für beides, für Leid und Freude, habe ich Gott mein Dankopfer dargebracht." —

Dies war die Weihe, mit der die zarte Seele das verhängnißvolle Jahr 1813 begann. In der Nacht vor dem Neujahrstage hatte sich ihre ganze

Gesellschaft mit den sämmtlichen Hausgenossen, die Dienerschaft nicht ausgenommen, nach der Sitte ihres väterlichen Hauses, versammelt. Wie ein leuchtender Engel der Huld und der himmlischen Liebe trat sie in den Saal. Eine Opferschale mit Punsch war der ersten Hore des neuen Jahres gewidmet. Mit unbeschreiblicher Anmuth und Milde brachte sie Jedem das neue Jahr zu. Der Rest der Mitternachtsstunde ward mit einer angemessenen Musik ausgefüllt.

Das erste frohe Ereigniß, welches für sie dies Jahr herbeiführte, war die doppelte Freude der Ankunft ihrer Tochter Dorothea aus Paris, die, um ihren Mann, den Obristen Perigord, zuerst in Deutschland zu begrüßen, die Mutter am 15. Februar in Löbichau überraschte. Bald darauf erfolgte auch die Ankunft dieses ihres Schwiegersohns, der glücklich dem unglücklichen Feldzuge in Rußland entkommen war.

Schon kündigte das Gerücht den von neuem beginnenden Krieg an. Ihr Schwiegersohn ging zur Armee, und ihre Dorothea zurück nach Paris. Die Vorbereitungen der furchtbaren Zeit wurden lauter und immer lauter. In Deutschland regten sich große Anstrengungen, um, in Verbindung mit der russischen Macht, den allgemeinen Feind des Friedens zu bekämpfen.

Mehrere Anzeigen schienen die Gegend um Altenburg zum Schauplatz des Krieges zu bestimmen. Solche Befürchtungen veranlaßte die Gesellschaft in Löbichau, diese gefährliche Nähe zu verlassen. Die Herzogin begab sich mit ihrer Schwester nach Karlsbad, wo sie den 27. März ankam. Napoleon drang mit neuen Streitkräften nach Deutschland vor, ehe noch seine Gegner eine hinreichende, kräftige Stellung gegen ihn genommen hatten. Die Schlacht bei Lützen wurde geschlagen, und kein tröstlicher Erfolg war errungen. Theodor Körner, ihr Pathe, hatte sich nicht abhalten lassen unter die preußischen Fahnen zu treten; er kam aus der Schlacht verwundet nach Karlsbad. Die Herzogin nahm sich dieses Sohns ihres Herzens mütterlich an. Die Vorfälle in der Lausitz erfolgten; auch sie entschieden nichts, führten aber einen Waffenstillstand herbei, der mit Friedenshoffnungen schmeichelte, den kriegerischen Mächten aber dazu diente sich gegenseitig zu verstärken. Napoleon riß die männliche Jugend Frankreichs aus dem Schooß ihrer Familien; die jungen Leute wurden haufenweis, an einander gefesselt, den Heeren zugeschleppt, indeß die deutschen Jünglinge sich zu den Fahnen drängten, die vor den Schaaren der Vaterlandsvertheidiger wehten. Traurige Nachrichten aus Paris setzten das

Gemüth der Herzogin in die tiefste Betrübniß, so wie auch das Schicksal ihres Vaterlandes und Deutschlands sie mit dem schmerzhaftesten Kummer erfüllte. — „Unglückliches Frankreich"! seufzet sie in ihrem Tagebuche, „wann wirst du der Ruhe genießen, die du nach so vielen Leiden endlich verdienet hast! Ich stehe mit meiner Theilnahme für das herrliche Frankreich so allein; kein Trost außer mir hilft diesen Kummer mir tragen. Meine Kinder und meine Schwester nehmen an dem schönen Lande jenseits des Rheins nur so viel Antheil, als sie dem allgemeinen Gefühle der Humanität nicht versagen können. Sie trennen den Verführer nicht von den Verführten." —

Am 12. Juli verließ die Herzogin das durch die Anwesenheit der beiden Großfürstinnen Maria und Katharina festlich und glänzend gewordene Karlsbad. Alle diese Herrlichkeit sagte ihrer Stimmung nicht zu. Sie zog sich nach Löbichau in die Stille zurück, um den Erfolg, der sich aus den Verhandlungen in Prag ergeben würde, abzuwarten. Den 15. August traf die Nachricht der vereitelten Friedenshoffnungen ein. Es war zu fürchten, daß der Krieg seine Verheerungen von neuem über das nördliche Deutschland ergießen würde. Die Herzogin verließ den 17. August ihren angenehmen Landsitz mit geängsteter Seele.

„Werde ich ihn wiedersehen", seufzte sie, „den Wohnplatz meiner besten Freuden, ohne daß die Flamme des Krieges ihn in eine Brandstelle verwandelt hat?" — Sie ging nach Heidelberg, da lebte sie mit interessanten Menschen, die sich bald zu ihr einfanden, und mit der Natur, die in jeder Stimmung des Gemüthes ihr zusagte. — „Hier ist kein Waffengeräusch", schreibt sie in einem Briefe von dort, „hier bin ich froh, keinem Kriegsmann zu begegnen. Hier kommen mir Augenblicke, wo ich keinen Mißton weder in mir, noch außer mir vernehme. Glaube, Liebe und Hoffnung erfüllen meine Seele, und ich kann mit rechter Freudigkeit zu Gott beten. Da gehe ich hinaus ins Freie, in das heitere Leben der Natur und lobpreise in Gemeinschaft mit den Stimmen der Vögel den Schöpfer. Einen schönen Tag und eine eben so schöne Nacht habe ich in Liechtenthal, eine Meile von Baden zugebracht; hier waltet die Stille, und ich konnte mich nicht losmachen von dem milden Zauber, womit diese Gegend ein gefühlvolles Gemüth an sich zieht. Du weißt, meine Julie, ich fasele nicht mit der Empfindung und spreche darum auch nicht gern von ihr, um nicht in den Verdacht der Mode zu gerathen; aber hier kann ich nicht umhin, Dir zu sagen, daß die Reize dieser Gegend mein Gefühl

steigerten bis zum Entzücken. Sinnend sah ich den Oelsbach am Fuße eines dichtbewachsenen Hügels dahinrinnen, der sein Geräusch in die Gesänge der Vögel mischt. Die Nacht war heiter und nicht feucht, der Mond verbreitete sein klares Licht über die Gegend, so beruhigend, daß ich darüber die Unruhen des Lebens vergaß" u. s. w. Diese selige Stille ihres Herzens aber wurde durch die traurigen Nachrichten, die aus Deutschland und Frankreich zu ihr gelangten, schmerzlich unterbrochen. Napoleon hatte sich nun schon gänzlich um ihr Vertrauen gebracht; sie hoffte nichts mehr von ihm, doch vermied sie seinen Namen zu nennen; sie klagte immer nur im Allgemeinen den Krieg an, wenn von den Begebenheiten des Tages die Rede war. Aber in den verborgenen Tiefen ihres Gemüths, in den stillen Selbstgesprächen, die ihr Tagebuch aufbewahrt, steigerte sich ihr Unwille gegen den Urheber des allgemeinen Elends immer mehr und mehr, immer schneidender wurden ihre Urtheile über ihn, welche sie jedoch von der öffentlichen Meinung sich gleichsam in die Feder dictiren ließ. Das Bitterste, was die Franzosen über ihn aussprachen, nahm sie in ihr Tagebuch auf, bis endlich dieses stille Mißvergnügen in eine Art von selbstständigen Zorn ausbrach, der sie überraschte und sich in die fol-

genden Worte ihres Tagebuchs ergoß: „Wenn jemals Napoleon mit seinen Gedanken bei den Tausenden verweilt, die durch ihn unglücklich wurden; wenn ihm je eine Vorstellung von der ungeheuern Summe der Franzosen, die mit ihren Leichnamen die Erde düngen, vor die Seele tritt; wenn ihm ein Schreckbild des verarmten, entvölkerten Frankreichs erscheint, welches unter seinen riesenhaften Entwürfen unterliegt; o dann muß auf ewig von ihm die Ruhe fliegen! Aber man sagt das Entsetzlichste von ihm, man sagt: ihn ergötze der Anblick der Verwundeten und Todten. Tausende fallen um ihn, aber ihn selbst trifft kein tödtlich Geschoß. Hat er es vielleicht nicht verdient, eines ehrenvollen Todes zu sterben?“ —

Von Heidelberg machte sie einen Ausflug nach Hechingen zu ihrem Schwiegersohn Hohenzollern. Bei ihrer Zurückkunft in Heidelberg fand sie Briefe von dem Fürsten Talleyrand, welche sie dringend einluden nach Paris zu kommen, wo ihre Dorothea ihrer Entbindung entgegensah. Sie verließ Heidelberg und traf den 13. October in Paris ein. Hier kam sie nun in den Tumult der Meinungsstürme, die durchgängig ihre Richtung gegen Napoleon nahmen. Alle Vergötterungen verstummten plötzlich, und der gewaltige Herr der Welt wurde ohne Rücksicht beurtheilt und verur-

theilt; selbst der sogenannte gesetzgebende Körper trat aus seiner sclavischen Gewohnheit hervor und wagte einige Versuche der Keckheit, denn die Hand, welche bisher die öffentliche Meinung an strengen Zügeln gehalten, war gelähmt; ihre Kraft lag auf den Schlachtfeldern der Beresina. Unsere Herzogin aber, so sehr auch Bonaparte ihre Hoffnungen getäuscht hatte, beobachtete dennoch in der Theilnahme an der allgemeinen Stimmung gegen ihn eine gewisse Mäßigung, die in ihrem Urtheile die Dienste nicht übersah, welche Napoleon der französischen Nation geleistet hatte. Sie zog, wenn sie einem leidenschaftlichen, folglich einseitigen Urtheile über ihn begegnete, aus dem Schatten, den Verrechnung, Unbesonnenheit und Unglück auf ihn geworfen, die bessern Eigenschaften, die ihn auszeichneten, hervor, und machte auf die Rechte der Vernunft aufmerksam, denen er, besonders in Rücksicht der Duldung der verschiedenen Religionsübungen, ihre Gültigkeit zurückgegeben. Dies Verfahren zog ihr freilich nicht selten den Verdacht zu, eine Anhängerin von Napoleon und seinem verderblichen Systeme zu seyn.

In der großen Welt wars ihr nun zu unruhig geworden; sie zog sich von ihr in die Stille ihrer friedlichen Beschäftigungen zurück und wohnte keiner großen Gesellschaft mehr bei, selbst denjeni-

gen Gastmahlen, die ihr Freund, Fürst Talleyrand, in seiner Stellung zu geben hatte, versagte sie ihre Gegenwart. Nur ein kleiner Kreis auserwählter Menschen versammelte sich um sie. Vorzüglich beschäftigte sie sich mit ihren Enkeln. Auch war es die lutherisch-protestantische Kirchenanstalt, der sie, in Verbindung mit den beiden Predigern der Gemeinde, ihre Thätigkeit und Wirksamkeit zuwandte; und sie hatte die belohnende Freude, zu sehen, wie sich diese Segen verbreitende Anstalt immer fester begründete. In voller Blüte stand die heilige Saat der beiden Schulen, zu deren Stiftung sie so kräftig mitgewirkt hatte.

Indeß setzten furchtbare kriegerische Zurüstungen das nördliche Deutschland in Bewegung und Frankreich in Spannung. Die feindlichen Heere standen drohend einander gegenüber, sie näherten sich, und der große entscheidende Zeitpunkt erschien; die Schlacht bei Leipzig wurde geschlagen, und Napoleon überwunden. Die Nachricht von dem polnischen Prinzen Joseph Poniatowski, der nach der Schlacht seinen Tod in den Fluthen der Elster gefunden, kam zu der Herzogin. Der gefallene Held war ihr Freund gewesen. „Ein edler Mensch", sagte sie weinend, „ist in ihm aus diesem Leben gegangen; wohl ihm! für ihn hatte die Erde kein Heil mehr!" — Napoleon, dem

die Sieger auf dem Fuße nachfolgten, kam nach Paris. Die Herzogin beschreibt seinen Einzug in folgenden Worten: „Napoleon kam und glaubte durch die heftigen Ausbrüche seiner Wuth der öffentlichen Meinung Furcht einzujagen; das gelang nicht. Er foderte drohend Menschen und Geld. Der gesetzgebende Körper rieth zum Frieden und mußte diesen weisen Rath damit büßen, daß er abgesetzt wurde. Auf das allgemeine Verlangen der Pariser nach Frieden antwortete Napoleon: „„Frieden sollt ihr haben, wenn ich München werde abgebrannt haben."" — Entsetzlich! Zu solcher Tiefe kann im Unglück ein Mensch fallen, den das Glück verwöhnt hat!

Wenige Tage nach seiner Ankunft machte er seiner Mutter einen Besuch und foderte von ihr die Millionen zurück, die sie durch seine Freigebigkeit zusammengehäuft hatte. Sie gab ihrem Sohne das Geld und den Rath, Frieden zu machen. Napoleon schwieg und ging. Eine der Frauen, die bei dem Auftritt gegenwärtig waren, sagte zu der Mutter: „„Madame, Sie haben das Herz des Kaisers gewendet, er schien gerührt."" „„Er ein Herz"", erwiederte sie; „„eine Kanonenkugel hat bei ihm die Stelle des Herzens besetzt."" Die Staël, in einem Gespräch über Napoleon, sagte: „„Ich hatte Stoff

gesammelt, die Geschichte des ersten Kaisers der Franzosen zu bearbeiten; aber er nöthigt mich, die Abenteuer Bonaparte's zu schreiben."" — „Alles was Napoleon jetzt beginnt", fährt die Herzogin in ihrem Tagebuche fort, „deutet auf eine innere Verzweiflung hin, die gern auf Andere die Vorwürfe des eigenen Gewissens werfen möchte. In dem großen Rath, den er hielt, schleuderte er harte, oft pöbelhafte Worte und Beleidigungen nach allen Seiten; der Pöbel nur liebt mich noch, rief er mehr als einmal aus, sonst Niemand. Welche Erniedrigung für einen so stolzen Geist, dem die Huldigungen einer halben Welt zu Füßen lagen! welche Schmach, wenn es mit ihm dahin gekommen ist, Almosen anzunehmen vom Pöbel! Er hat freilich schwer an der Menschheit verbrochen, deren Schicksal in seine Hände gelegt war. Er scheint durch den Mangel an großen Gesinnungen, durch Selbstsucht, durch einen blutbefleckten Ehrgeiz und durch Entweihung des Rechts und der Wahrheit sich unwürdig gemacht zu haben, zu vollenden, was er glorreich begonnen. Einem edlern Fürsten, dem seine bessern Bestrebungen zu Winken dienen, ist es vielleicht überlassen, die Menschheit einem gewissen erreichbaren Ziele der Vollendung zuzuführen, wohin Napoleon nur die reizenden Aussich-

ten zeigte. Für ihn scheint wohl alles verloren zu seyn." — So weit das Selbstgespräch ihres Tagebuchs.

Am 25. Januar begab sich Napoleon zur Armee, die eilend vorrückte, und am 4. Februar kam schon die Nachricht von Napoleons gänzlicher Niederlage nach Paris. Man fürchtete nicht nur die Eroberung der Stadt, sondern vielmehr noch die zur Vertheidigung derselben getroffenen verderblichen Maßregeln, von denen dumpfe furchtbare Gerüchte umherliefen, welche die Herzogin bestimmten, mit ihrer Tochter und ihren Enkeln nach Rosny zu flüchten. Dort erwartete sie in ängstlicher Spannung, was der Gang der Dinge endlich herbeiführen würde. — Napoleon hatte den angebotenen Frieden von sich gewiesen. Die siegreichen Heere bewegten sich gegen Paris. Da erhielt die Herzogin von dem Fürsten Talleyrand eine Einladung, zur Stadt zurückzukehren. Ihr Freund hatte wohl berechnet, daß sie, unter den Verhältnissen, in welchen sie zu den preußischen und russischen Monarchen stand, in mancher Rücksicht als ein Schutzengel in Paris auftreten konnte. Sie folgte dem Winke. „Die höchste Bestürzung", schreibt sie, „hat ganz Paris in Bewegung gesetzt, alles läuft und stürzt durcheinander; aber dennoch verläßt den lebhaften Franzosen seine

Lustigkeit nicht. Ein Witzling hat Napoleons Testament in Verse gebracht:

Je legue aux enfers mon genie,
Mes exploits aux aventuriers,
A mes adhérans l'infamie,
Aux Français l'honneur de mes crimes,
Mon exemple à tous les tyrans,
La France à ses rois légitimes
Et l'hôpital à mes parens.

Geführt von dem russischen Monarchen rückten die Sieger in Paris ein. Die Herzogin hatte zuvor schon an den Kaiser Alexander geschrieben, und er sandte sogleich eine Schutzwache zu ihrer Wohnung. Der Großfürst Konstantin kam zu ihr, und bald darauf der Kaiser Alexander, der sich über das Wiedersehen, welches er seit seinem Besuche in Löbichau nach so gewaltigen Ereignissen in Paris mit ihr feierte, in den huldvollsten Aeußerungen mit ihr besprach. Später traf auch der preußische Monarch in Paris ein und erfreute die Herzogin mit einem Besuche. Er unterhielt sich mit ihr auf die herzlichste, freundschaftlichste Weise. Das Gespräch führte süße Erinnerungen vergangener Zeiten herbei, in denen der edle Monarch an der Seite seiner allgeliebten Gemahlin die glücklichsten Tage verlebte, von denen die

Herzogin so oft Zeugin gewesen. Ihr wurde während des Aufenthaltes der Monarchen in Paris noch oft die Auszeichnung zu Theil, die hohen Gäste bei sich zu bewirthen.

Der große Kampf um die Herrschaft der Welt war nun ausgekämpft und hatte mit der Verbannung Napoleons auf die Insel Elba geendet. Der Koloß der Universaldespotie war gestürzt; es gab wieder Staaten und Selbstständigkeit der Völkerschaften. Die verbündeten Monarchen versammelten sich in Wien, die umgeworfenen oder verschobenen Weltverhältnisse wiederum aufzurichten und zurechtzustellen. In Frankreich schickte man sich an, ein Regierungssystem zu schaffen, welches die schwierige Aufgabe zu lösen hatte, die volle Würde und Hoheit des Throns mit einer gehörig begrenzten und befestigten Volksfreiheit zu vereinigen. An allen diesen Angelegenheiten und Ereignissen nahm unsere Herzogin den allerlebhaftesten Antheil. Die beiden Kammern, die Pairs- und die Deputirtenkammer wurden eingesetzt, und die Charte trat an das Licht, dies Grundgesetz des französischen Reichs. Dieses Werk, welches an der Spitze der neuen Ordnung stand, war sogleich der Gegenstand einer allgemeinen Kritik der ganz politisch gewordenen Pariser. Auch die Herzogin ging gern in solche Erörterun-

gen ein. „Die Charte“, sagte sie, „hat den heimlichen Fehler, daß sie weniger gegeben als genommen ist; dieser Umstand kann ihr leicht Parteikriege zuziehen, und dann wird es ein Glücksfall seyn, wenn sie, wie zu wünschen ist, unverletzt durchkommt.“ Dieses Reichsgrundgesetz schien ihr mit allen den Elementen ausgestattet zu seyn, aus denen möglicher Weise eine würdige, der Vollkommenheit sich nähernde Staatsverfassung hervorgehen kann. Sie sah in Frankreich, wenn die Charte sich durchgekämpft haben würde, einen Musterstaat aufblühen, der vielleicht bestimmt seyn dürfte, dem ganzen übrigen Europa vorzuleuchten und einen nicht kriegerischen, sondern belehrenden Einfluß auf die sämmtlichen Staaten der alten und neuen Welt zu gewinnen. Wenn nun auch die Befürchtungen, die sogleich bei dem Erscheinen der Charte sich in ihrer Seele erregten, nicht gänzlich verschwanden, so verloren sie doch vor der glänzenden Hoffnung, die sich ihrer bemächtiget hatte, die volle Kraft, sie zu beunruhigen, und sie konnte sich es nicht versagen, die jungen Keime der neuen Saat in der Nähe noch aufsprießen zu sehen; sie verweilte daher in Paris die ganze Zeit hindurch, bis Napoleon die Insel Elba verließ und entschlossen war, den verlornen Thron wieder zu erobern.

Da entfernte sie sich und ging über Wien, wo sie mit ihren Töchtern zusammentraf, nach Karlsbad. Dort feierte sie mit ihrer Schwester ein Wiedersehen, welches um so freudiger war, da die Weltangelegenheiten eine Wendung genommen hatten, in der die Meinungen der beiden Schwestern sich einträchtig begegneten. Ein reicher Stoff anziehender Unterhaltungen bot sich ihnen dar. Wenn nun die Herzogin einräumte, daß Napoleon kein heilbringender Genius für die Welt sey, und wenn sie beklagte, daß er die schönen großen Hoffnungen schnöde getäuscht habe, so unterließ sie doch nie, die wirklich guten Verfügungen seiner Verwaltung hervorzuheben, an deren Spitze dann immer die das Religionswesen betreffende Toleranzverordnung stand. Selbst in seinem Falle wollte sie noch Spuren von einiger Würdigkeit finden, und so mochte Napoleon wohl als ein gefallener Engel ihr erscheinen, von dem der Himmel nicht loslassen konnte.

Indeß führte Bonaparte zu Paris das Schauspiel des Maifeldes auf, raffte Truppen zusammen, rückte gegen den Rhein vor, überwältigte mit Uebermacht einen Theil des preußischen Heeres und ward endlich von den vereinigten Kräften der Preußen und Engländer bei Waterloo gänzlich darnieder geworfen. Als die Nachricht von

diesem Ereigniß nach Karlsbad kam, und die nähere Kunde aussagte, daß Napoleon zuletzt noch seine Garde aufgeopfert, um hinter dem Rücken derselben sein Leben zu retten, daß er nach Paris geflohen, keine günstige Aufnahme daselbst gefunden, und daß er endlich auf seiner beabsichtigten Flucht nach Amerika an einen Kreuzer der Engländer sich ergeben habe: da rief die Herzogin tief bewegt aus: „Wie konnte Napoleon so enden! hätte er doch an der Spitze seiner treuen Garde den Tod gesucht, er würde ihn gefunden haben und den Tod eines Helden gestorben seyn!“ — Nach Paris war nun zum zweitenmale das legitime Königthum zurückgekehrt, und die neue Regsamkeit der Geister in voller Bewegung. Unsere Herzogin fühlte sich unwiderstehlich dahingezogen, auf den Schauplatz, wo jetzt die vorzüglichsten Köpfe der Nation ihre Talente aufboten, eine Verfassung für Frankreich zu Stande zu bringen, welche der Würde des Thrones, so wie den Bedürfnissen und Rechten des Volkes gleichmäßig zusage. Ohne zuvor ihr Löbichau wiedergesehen zu haben, ging diesmal die Herzogin von Karlsbad unmittelbar nach Paris zurück. Da befand sie sich gleichsam in ihrem Lebenselemente. Sie verfolgte die Ereignisse des Tages bis in ihre geheimsten Triebfedern, durch alle Wendungen,

welche die öffentliche Angelegenheit nahm. Wie sehr nun aber auch die politischen Verhandlungen ihre lebendigste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so verlor sie dabei die Bedürfnisse ihrer protestantischen Kirchenanstalt dennoch nie aus den Augen. Reichliche Unterstützungen flossen von ihr der Stiftung zu, welche den Armen und Kranken in der evangelischen Gemeinde gewidmet war und jetzt einer Erweiterung bedurfte.

Aber mitten unter den großen Hoffnungen, die ihre Seele bewegten, indem sie dem gefallenen Frankreich eine glänzende Auferstehung verhießen, mußte sie wahrnehmen, daß ein römisch-katholischer Fanatismus, der unter der jetzt waltenden Regierung sich begünstiget glaubte, aus der Verborgenheit anfangs mit leisen Versuchen, die nicht geachtet, dann kühner mit blutigen Verfolgungen, die nicht bestraft wurden, gegen die protestantischen Glaubensgenossen hervortrat. Dieses traurige Ereigniß, welches besonders in dem südlichen Frankreich die furchtbarsten Unordnungen hervorbrachte, setzte ihr Gemüth in die tiefste Betrübniß. Sie nahm den Einfluß der bedeutendsten Männer, die ihre Freunde waren, in Anspruch. An einen derselben schrieb sie unterm 17. Februar 1816.

„*Le silence dans des circonstances difficiles est nuisible, et amène une résponsabilité. S'il est quelquefois heureux d'être oublié, il ne l'est pas quand il est question de perdre des droits sacrés, aussi bien que des avantages que le temps et les loix ont sanctionnés etc.*"

Mit der ganzen Kraft ihres Geistes und mit der vollen Wärme ihres Herzens sprach sie in den höheren Gesellschaften gegen die öffentlichen und geheimen Umtriebe der Missionäre, denen es nur zu sehr gelang, die dunkeln Köpfe des gemeinen Volkes gegen die Protestanten zu entflammen; und ihr ward die belohnende Freude zu Theil, nicht ganz ohne Wirkung gesprochen zu haben.

Im Frühlinge des Jahres 1816 machte sie wiederum eine Reise nach Deutschland, sie ging über Karlsbad, wo sie mit ihrer Schwester zusammentraf und fünf Wochen dem Gebrauche der Heilquellen widmete. Dann besuchte sie Löbichau, wo sie eine vielfache Sehnsucht befriedigte und bis zum Herbst verweilte. Dann kehrte sie zurück nach Paris. Auch dort war ja für sie eine Heimath, wo ein Tagewerk ihres Geistes und ihres Herzens sie erwartete.

Im Jahre 1817 unternahm sie eine abermalige Reise nach Kurland. Sie ging über Berlin.

Dort verlebte sie in der Wohnung ihrer Schwester und mit ihr Tage, die ein Reichthum von Genüssen des Herzens und des Geistes verschönerte. Das zarteste Wohlwollen, die feinste Aufmerksamkeit der königlichen Familie, besonders der Fürstin Luise Radzivil, kam ihr entgegen. Ausgezeichnete Menschen aus allen Ständen, unter andern auch der verdienstvolle Dichter Friedrich Schink, brachten ihr die Opfer der reinsten Huldigungen dar. Sie feierte Wiederholungen früherer unvergeßlicher Tage. Dann setzte sie ihre Reise nach Kurland fort.

Eine Zeit der Festtage zog mit ihr in ihr Vaterland ein. Welch ein Empfang der Verehrung, des Wohlwollens, der Liebe, des Entzückens drängte sich an der Grenze schon ihr entgegen, wo ihre Brüder, Verwandte und zahlreiche Verehrer sie empfingen. Einige Ruhetage verlebte sie bei dem ältern Bruder in Altauz, dann ging sie über Ellay, ein Gut des jüngern, nach Mitau. Begrüßungen, Huldigungen, Stimmen der Verehrung und Liebe in den lebhaftesten Herzergüssen sprachen laut die allgemeine Gesinnung aus; und die Begeisterung der Freude feierte ihren Einzug in Mitau so, als wäre sie noch die Fürstin des Landes. Das Militair, die hohen und höchsten Behörden beobachteten gegen sie die feinste Auf-

merksamkeit und brachten ihr ausgezeichnete Huldigungen dar. Auch Liedertöne klangen der gefeierten Fürstin in Preisgesängen entgegen, die den vaterländischen Dichter, Herrn von Schlippenbach, zum Verfasser hatten.

Die Ankunft der Herzogin in Mitau fiel in die Tage der Johanniszeit, in der sich gewöhnlich eine zahlreiche Versammlung von Adlichen und Geschäftsmännern, des Geldverkehrs wegen, in dieser Stadt einfindet. Die Anwesenheit der Herzogin gab diesen Tagen einen Glanz, eine Lebendigkeit und überhaupt Auszeichnungen, die unvergeßlich hervorleuchten werden in der Geschichte der Zeit. Dann reiste sie, um ihrem erhabenen Freunde, dem Kaiser Alexander, das Versprechen eines Besuchs zu lösen, nach Petersburg, wo ihr dieselbe huldvolle Aufnahme und Bewirthung zu Theil wurde, die ihren frühern Aufenthalt an diesem Hofe des Glanzes und der feinsten Sitte, im Jahre 1806, ausgezeichnet hatte. Nach einigen Wochen voll der reichhaltigsten Tage, nachdem sie ihrem Vaterlande manche Begünstigung ausgewirkt, kehrte sie nach Mitau zurück, um daselbst die Herbst- und Wintermonate zuzubringen. Ihre Ankunft war ein hochgefeierter Tag. Jeder Sonntag war dem Zutritt zu ihrer Person gewidmet; da sah sie dann die

Mitglieder der höchsten und hohen Behörden und überhaupt eine zahlreiche Versammlung um sich, und doch war hier kein förmlicher Hofstaat; kein Ceremonialgesetz befahl und ordnete Ehrenbezeugungen an. Hier sollte die Geschichte eine Fürstin im Gefolge jener höheren Huldigungen finden, die der Persönlichkeit, nicht den zufälligen Verhältnissen gelten; hier sollte sie in einer Graziengestalt die Macht bewundern, die sanfter und darum unwiderstehlicher als das Zepter gebietet. „Diese ganze Erscheinung", sagt ein Berichtserstatter von dort, „wie sie in ihrer Gesammtheit sich darstellte, trug den unverkennbaren Stempel der Wahrheit. Für die Schmeichelei fehlte hier durchaus der leere Raum, den diese bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich einzunehmen pflegt. Die ganze Zeit der Anwesenheit unserer hochgeliebten Herzogin von Kurland war ein ununterbrochenes Opferfest der reinsten Ehrfurchtsbezeugungen. Festspiele und andere Darstellungen in den feinsten Formen wurden ihr zu Ehren gegeben."

Den 17. Juni a. St. hielt die literarische Gesellschaft zu Mitau ihre erste öffentliche Sitzung, welche die verehrte Fürstin mit ihrer Gegenwart beehrte, nachdem sie ihre Aufnahme zum Ehrenmitgliede derselben genehmigt hatte. Wenige Tage nachher wurde ihr das Diplom von der Direction

der Gesellschaft überreicht, und sie beurkundete ihre Theilnahme an den schönen Zwecken dieses Vereins durch das Geschenk eines unablöslich bei der kurländischen Ritterschaft belegten Kapitals von 1000 Rubel Silbermünze." —

Einen andern Zug der Wohlthätigkeit, durch welchen sich die Herzogin ein Denkmal in Mitau gestiftet, erzählt ebenfalls ein Bericht von dort folgendermaßen: „Die größere Zahl der Bewohner Mitau's, und das allgemein gewordene Streben nach Bildung, erzeugte den Wunsch nach einer zweiten Elementar-Knabenschule, weil die eine vorhandene die lernbegierige Jugend nicht faßte. Schon im Jahre 1814 wurde ein Versuch zur Stiftung einer solchen zweiten Schule, aber vergeblich, gemacht. Es fehlte ein Beweggrund, der alle Herzen aufregte. Dieser Beweggrund sollte, so wollte es Gott, die ehemalige immer noch angebetete Landesmutter werden. Sie sollte zu den vielen in Kurland gespendeten Wohlthaten, ehe sie auf immer schied, ein unvergängliches Denkmal stiften, durch dessen Wirksamkeit der Erde und dem Himmel Freude erblühten, und das Andenken der erhabenen Fürstin in Segen bliebe. Auf die ihr vorgelegte Bitte um die Erlaubniß, der zu stiftenden Schule ihren Namen beizulegen, ertheilte sie nicht nur diese, sondern

fügte auch ein Geschenk von 500 Rubel Silbermünze hinzu; diesem Beispiele folgten züerst ihre Brüder, jeder mit 100 Rubel, dann die übrigen Stände mit Beiträgen, wie solche ihren jedesmaligen Kräften angemessen waren. Und in kurzer Zeit war eine Summe von 2752 Rubel beisammen, welche die Errichtung der vorbenannten Schule möglich machte. Auf eine deshalb eingereichte Bitte, erlaubten Seine kaiserliche Majestät nicht nur die Stiftung jener Lehranstalt, sondern auch, daß sie, nach dem Namen der Herzogin von Kurland, Dorotheenschule genannt werde. Am 28. Juni a. St. weiheten die dazu berufenen Personen in Gegenwart eines tiefbewegten Publicums eine Anstalt, welche die schönste Zierde im Kranze der Unsterblichkeit bildet, womit die hochherzige Dorothea im Lichtglanze der Wohlthätigkeit stralet." — Endlich unterstützte sie das Katharinenstift in Mitau, eine Anstalt für unbegüterte Fräulein des kurländischen Adels, mit einem Geschenk von 4000 Albertusthalern.

In diese Zeit fiel die Jubelfeier der Reformation. Besonders anziehend war es für die edle, eben so hellsehende, als christlich fromme Fürstin, dieses Fest in ihrem Vaterlande feiern zu können. Ihren Wünschen nach, wäre es auch dort als ein Fest der Vereinigung der beiden evangelischen Ge-

meinden begangen worden. Da sich dieses aber nicht einleiten ließ, so nahm sie an der Feier der lutherischen Hauptkirche Theil, indem sie daselbst zur Communion ging und am nächstfolgenden Sonntage dem Gottesdienste in der reformirten Kirche beiwohnte, wo eine Nachfeier veranstaltet worden war.

Um diese Zeit geschah es, daß gewisse mystische Bestrebungen, ein Gerücht von Wunderthaten und Prophezeihungen vorausschickend, auch durch Mitau zogen. Da setzten sie nun alle ihre Künste in Bewegung, um der Herzogin eine bestimmte Theilnahme oder auch nur irgend einen Beweis der Anerkennung abzugewinnen. Aber vergeblich; vielmehr trugen die freimüthigen Aeußerungen der Fürstin dazu bei, manches leicht irrezuführende Gemüth auf den rechten Standpunkt zu stellen, wenn gleich Viele sich durch den Reiz des Neuen und Wunderbaren hinreißen ließen. Von dem Hange zu despotischen Glaubensformen und zu dem Mystizismus, der unsere Tage auszeichnet, glaubte sie, daß er von gewissen Parteien begünstiget werde, um eine Wiederholung der alten lichtlosen Zeit herbeizuführen, in welche das Interesse jener Parteien Wurzel geschlagen. Hierüber drückt sie sich sehr stark in einem Briefe aus: „Dies Unwesen“, sagt sie, „wird unterstützt.

Die Religion, als Mittel zu weltlichen Zwecken gebraucht, ist Gotteslästerung." — Solche schriftliche und mündliche Aeußerungen wirkten um so mehr, da sie durch stille Zurückgezogenheit in der Charwoche, und durch regelmäßiges Besuchen der öffentlichen Gottesverehrung beurkundete, daß ihr die Religion eine Herzensangelegenheit sey. Der Gedanke dieser Angelegenheit stand an der Spitze ihrer sämmtlichen Ideenreihe; und ihre politischen Ansichten, die sie so fest ins Auge gefaßt hatte, erhielten die Wichtigkeit, welche sie ihnen beilegte, größtentheils durch die Beziehung, in der sie mit ihren Religionsgrundsätzen standen. „Recht", sagte sie, „kann, wo die Willkür herrscht, nicht bestehen; und Licht und Recht — Eins kann ohne das Andre nicht seyn — bilden das Ziel, wohin die Menschheit bestimmt ist, zu streben, nach diesem Ziele hin weiset uns die geheiligte Christusreligion, nicht wie sie hier und da erscheint, sondern einfach, klar und unverfälscht, wie sie das Evangelium vorträgt." — Den Gedanken einer Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen trug sie schon lange, ehe davon öffentlich die Rede war, und Einleitungen dieserhalb in Anregung kamen, mit sich herum. Es schmerzte sie daher nicht wenig, als dies würdige und ihr so leicht ausführbar scheinende Werk auf seinem Wege

so viel Schwierigkeiten fand. Mit ernstem Tadel belegte sie das Sektenwesen, welches in der christlichen Kirche nur dazu dient, unvergeßlich den Zwiespalt zu machen, der die heiligste Angelegenheit der Menschen jemals entweihte. „Es sollten überall keine Sektenbenennungen seyn", schreibt sie an ihre Freundin. „Alle sollten Christen heißen und Christen seyn. Wir, meine Freundin, wollen glauben, lieben und hoffen, Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, und diese Anbetung spreche sich in thätigem Christenthum aus" u. s. w.

Als eine absichtliche Hemmung der im Fortschreiten begriffenen Menschheit sahe sie die Conkordate an, welche verschiedene Regierungen mit dem römischen Hofe schlossen. Ein schönes Zeugniß von der Innigkeit, mit welcher sie die heiligste Sache ihres Herzens umfaßte, gibt ein Schreiben an einen bedeutenden Staatsmann. Wir können es uns nicht versagen, die betreffende Stelle aus jenem Schreiben hier anzuführen. Nachdem sie diesem Freunde von ihrer Art zu seyn in Mitau, und auch von der Reformationsfeier Eins und das Andre nachrichtlich mitgetheilt, fährt sie fort:

Je vais Vous parler encore d'une lettre, qui m'est parvenue et qui m'attriste. Il s'agit

du concordat du pape avec la Bavière. On cite plusieurs articles de ce concordat et on y voit que le St. père va établir dans une partie de l'Allemagne un état dans un état, et qu'il va diriger l'instruction publique, vu que les écoles et les ouvrages sont soumis au bon jugement du Clergé. Le respect pour le culte religieux est nécessaire à tous les états, à tous les individus, mais il n'y a que la religion pure et simple du Christ, que nous trouvons dans l'evangile, qui rend les hommes humains, tolerans et humbles. Assurement que cette humilité chrétienne ne se trouve ni dans les principes, ni dans la conduite de ces saints de la terre en habit de Moine. Je ne sais quelle fatalité porte les hommes d'état à détruire la lumière et à proteger tout ce qui tend à fasciner les yeux et à rendre les hommes bêtes et faux. — — — C'est aujourd'hui une vraie courtoisie que de se parer d'une espèce de sainteté extérieure. etc. —

Der Heuchelglaube, dessen diese letztern Zeilen erwähnen, war ihr besonders eine der widerwärtigsten Erscheinungen der neuesten Zeit.

In einem andern Schreiben an den Prediger Göpp, ebenfalls aus Mitau, sagt sie: „Ich lese

mit Begierde die Journale und die Discussionen über die Preßfreiheit. Das Streben, solche noch mehr, als bisher schon geschehen, zu beschränken, hat wohl die Absicht, das Concordat mit dem römischen Hofe gegen Angriffe sicher zu stellen. Es scheint, als ob alles dahin geleitet wird, Geistesfinsterniß zu verbreiten. Es muß Nacht seyn, wo geblendet werden soll, dazu wird die künftige Generation erzogen werden. Aber wo weder Denk- noch Gewissensfreiheit Statt findet, da ist kein Heil zu erwarten." —

Wie sehr sie die Religion Jesu in dem wahren Sinne ihres erhabenen Stifters aufgefaßt, das innerste Leben derselben erkannt und in sich aufgenommen hatte, davon legte sie Zeugniß ab in That und Wort. „Die Religion", sagt sie in einem spätern Briefe, „die uns die Offenbarung lehrt, ist auf Liebe gestützt; sie fodert auf zur Duldung, zur Nachsicht mit Andern, zur Strenge gegen uns selbst. Sind erst diese geheiligten Wahrheiten in aller Menschen Herzen, dann ist das Reich Gottes gekommen." —

Ein volles Jahr hatte sie nun, wohlthätig wirkend, Genüsse des Geistes und Herzens gebend und empfangend, in Kurland verlebt; da verließ sie im Frühlinge 1818 ihr geliebtes Vaterland. Zuerst ging sie nach Sagan, wo ihre

Töchter, die Schwester und mehrere Freunde versammelt waren, sie zu empfangen. Ein Triumpheinzug war ihre Ankunft, die Bürger zogen bis zur nächsten Station ihr entgegen. Den folgenden Tag brachten ihr sämmtliche Behörden der Stadt Glückwünsche und Ehrfurchtsbezeugungen dar. Abends bewegte sich aus tiefer Dunkelheit ein Fackelzug daher und bildete, als er sich dem Schlosse genähert, vor demselben einen großen Halbkreis. Eine feierliche Nachtmusik ließ sich hören; mit ihr wechselten ab die Bewillkommnungsrufe der Bürger. An demselben Abend wurde das Fest des Wiedersehens durch ein Schauspiel gefeiert, welches die drei Prinzessinnen mit Hülfe ihrer Freunde und Freundinnen auf dem Schloßtheater aufführten. Die Bühne war beziehungsreich geschmückt. An der vordern Höhe derselben leuchtete durch den Vorhang, wie durch Nebel, ein Stern. Die Herzogin erschien; der Vorhang rollte sich auf, der Stern trat aus seiner Verhüllung hervor und ließ die transparenten Worte lesen: Où peut on être mieux qu'au sein de sa famille.

Ein junges Frauenzimmer erschien auf der Bühne und sprach zu der Fürstin, die dem Theater gerade gegenüber saß, folgende Worte:

Wie oft hat Sehnsucht unsern Blick gefeuchtet!
Wie oft hat er hinaus in fernes Land geschaut!
Und — o das Wort, das in dem Stern dort leuchtet,
Schlug oft in unsrer Brust so liebend und so laut!
Sehn wir ein schönes Sternbild untergehen,
So gönnen wir der Welt, wohin es geht ihr Glück:
Doch aber wünschen wir den holden Stern zurück.
Das schönste Fest im Himmel selbst heißt Wiedersehen
u. s. w.

Drei froh verlebte Wochen waren der Herzogin theils in Sagan, theils in Hohlstein, dem Landsitze der Fürstin von Hohenzollern, vorübergeflogen, da setzte sie ihren Weg nach Paris fort. Sie ging über Dresden, wo sie einige Tage ihrer Schwester und den übrigen Freunden widmete. Dann beschleunigte sie ihre Reise und traf in den ersten Tagen des Julius in Paris ein. Da besuchte sie sogleich ihre Schule und begegnete den Bedürfnissen, denen bei der protestantischen Kirchenanstalt noch abzuhelfen war. Dieser fehlte bis jetzt das Geläut, dies Zeichen der Oeffentlichkeit; sie erbot sich, die Kirche mit einer Glocke zu versehen. Hin und wieder hatten sich feindliche Bewegungen gegen den Protestantismus erhoben; da trat sie mit ihrem vielvermögenden Einfluß wie ein Schutzengel hervor, abzuwehren die Beeinträchtigung, womit ihre Glaubensgenossen bedroht wurden.

Von der Kirchenangelegenheit lenkte sie dann wieder ihre Aufmerksamkeit der Politik zu. Mit wenigen Unterbrechungen wohnte sie den Erörterungen der wichtigsten Gegenstände in den beiden Kammern bei. Die Stätigkeit, welche sie hierin bewies, war nicht müßige Neugier, es war die regste Theilnahme an dem Gemeinwohl der Menschheit. Von Frankreich sah sie in seliger Hoffnung, trotz der mancherlei Widerstrebungen, das Heil ausgehen, welches, den Völkern vorleuchtend, ein Leben der Gerechtigkeit für die gesammte Menschheit herbeiführen werde. Von Valencay, dem Landsitze des Fürsten Talleyrand, wo sie die Herbstzeit zubrachte, schrieb sie an einen einflußreichen Freund: „Ich hoffe und wünsche, daß bei der nächsten Versammlung der beiden Kammern die Sache der Protestanten zur Sprache komme. Ein gesetzlicher Schutz in bestimmter Form wird ihr doch nicht versagt werden können. Ohne alle Leidenschaft, mit Mäßigung und Sanftmuth, aber auch mit dem nöthigen Ernst muß für sie gesprochen werden. Zu viel Lauigkeit bringt Zeitverlust und Nachtheil. Unglaublich ist es, daß man sogar die Einrichtung einer Bibelgesellschaft erschwert" u. s. w.

Im Frühling des Jahres 1819 ging die Herzogin wieder nach Karlsbad, wo sie mit ihrer

Schwester zusammentraf, in deren Begleitung sie nach geendeter Badezeit ihrem geliebten Landsitze zueilte, wohin auch die drei Prinzessinnen Töchter, und der Graf Schulenburg, der jetzige Gemahl der Herzogin von Sagan, kamen. Vorzüglich ausgezeichnet an höheren Genüssen und geistigen Unterhaltungen war der diesmalige Aufenthalt unserer Herzogin in Löbichau durch die geistreichen und berühmten Männer, welche die hohe fürstliche Wirthin umgaben. Eberhard, Schink, der Präsident Feuerbach, Jean Paul, der Staatsrath Körner, Hofrath und Professor Groschke aus Mitau und Marrheineke fanden sich hier zusammen. In fürstlichem Glanze bewegte sich in diesem Gebiet der Anmuth ein geistiges Leben, und die edlere Freude, im Gefolge der Grazien und Musen, führte solches über die Bühne festlicher Tage. Im erfreulichsten Wechselverkehr fügten sich zu einander Genüsse der ländlichen Natur, Harmonien der Tonkunst, fröhliche Tänze, Spiele des Scherzes und Witzes. Aber auch der denkenden Seele des höheren Alters kam die Stunde des stillen aber heitern Ernstes, die sich dem Lesen eines gehaltvollen Buches und den Betrachtungen darüber widmen durfte. Auch wurden sinnreiche Charaden von Schink und andere Erzeugnisse des poetischen Genius vorgelesen. Kunst und Wissen-

schaft trugen hier die erlesensten Blüten ihre Pflege zusammen und wanden gemeinschaftliche Kränze, um sie niederzulegen auf die Altäre, welche die höhere Weihe diesem Tempel der Grazien gaben, ergötzlich und zwanglos.

Das vornehmste oder vielmehr einzige Gesetz, welches diese kleine Republik des heitersten geselligen Vereins regierte, war Zwanglosigkeit. Nicht die mindeste Aufopferung der Eigenthümlichkeit eines Jeden wurde erwartet, noch weniger gefodert; und gleichwohl fügten sich die Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten jedes Einzelnen, von selbst und gleichsam unbewußt, in die reizende Ordnung des Ganzen, wie sie ohne alle Förmlichkeit wiederum von selbst sich gestaltete. Mit Leichtigkeit stimmte sich jedes Gemüth in den Ton, der, ohne zu herrschen, hier der herrschende war. Die Eintheilung des Tages bildete einen bequemen Stundenkreis. Mit den Morgenstunden, bis zum Frühstück gegen 12 Uhr, konnte Jeder, wie es ihm gut dünkte, schalten und walten. Nach dem Frühstück, bis zur Hauptmahlzeit gegen 6 Uhr, wurden, wenn das Wetter günstig war, Spaziergänge gemacht im Garten, in dem Park, oder, wo die drei Prinzessinnen wohnten, nach Tannenfeld, welches Jean Paul das Filial von Löbichau nannte. Oft bildeten sich auch Gesell-

schaften von Besuchenden und besuchten auf den verschiedenen Zimmern. Andere wiederum fanden eine anziehende Unterhaltung in der ansehnlichen an historischen Schätzen reichen Bibliothek, welche die Herzogin, um ihren Landsitz auch mit den Vorzügen geistiger Natur auszustatten, von der Wittwe des Geheimenraths von Piatoli erkauft hatte. Die abendliche Theestunde rief dann die ganze Gesellschaft zusammen in das Wohnzimmer der Herzogin, oder in den größern Saal. Der Tanz und die Freuden der Tonkunst, in denen liebliche Stimmen erklangen, beflügelten gewöhnlich die letzten Horen des Tages.

Aber dem Sonntage durfte die Gottesfeier nicht fehlen. Regelmäßig, wie wir schon früher bemerkten, sahen die Unterthanen ihre Herrin in der Kirche, und nie versäumte sie, mit ihnen das Fest des heiligen Nachtmahls zu feiern. Das geschah denn auch diesmal, und die sämmtlichen zahlreichen Gäste der Fürstin wohnten theilnehmend dieser Stunde der Andacht bei. Der Tag der frommen Feier wurde mit den himmlischen Gesängen des Pergolese'schen Stabat mater beschlossen.

So gesellte sich hier die lebendigste Freude zu des Lebens tiefstem Ernste mit einem solchen Zauber, der geeignet war, den freiesten Weltsinn,

so wie den dumpfen, mystischen Bigotismus unwiderstehlich zurückzuführen auf die Linie der gemäßigten Haltung, zu dem Punkte, wo sich findet, was recht ist. Das ganze Thun und Seyn, wie es sich hier durch die geschmückten Säle bewegte, trug den Charakter der feinern Heiterkeit des höhern Frohsinns, der, mit der Weihe der Dichtkunst begabt, um sich her ein leuchtendes Leben ergoß, welches selbst eine klanglose, hölzerne Phantasie zu dichterischen Aufschwüngen hätte begeistern mögen. Aber in seiner ganzen stillen Hoheit und mit hinreißender Freundlichkeit waltete hier der Geist der Humanität, dieser Geist der zartesten Milde, der immer in dem Geschäfte des Wohlwollens begriffen, von der Fürstin ausging und selbst der unbeweglichsten, nur auf sich beschränkten Seele zu einer Erhebung über sich selbst verhalf, daß sie — wenigstens in dem Wohlgefallen an einer solchen Engelerscheinung — eine Richtung gegen die geweihteren Höhen des menschlichen Daseyns gewann.

Wenn irgendwo eine rauhe Luft hinzustreifen drohte durch diese elisischen Tage, vor der Nähe der holden Fürstin ließ sie die Flügel fallen und verschwand, oder lößte in den Harmonien der allgemeinen Stimmung sich auf. Mit treffenden und erschöpfenden Zügen hat Jean Paul, der

Zeuge und Mitgenosse jener Tage in Löbichau, das Leben in diesem Wohnsitz des Friedens und der Freude geschildert. Und Schink ruft in seiner begeisterten Erinnerung aus: „Welche Tage lebten wir unter Dorotheens Lilienzepter. Jeder war ein Fest; Feier reihete sich an Feier; immer wechselnder Genuß, und jeder seelenvoll, himmelrein und unschuldig, wie ein arkadischer Traum. Bald öffneten sich unter ihrem Herrscherstabe die goldenen Pforten des Weisheitstempels; dem Schönen, dem Guten wurden Altäre erbaut; selbst von dem Allerheiligsten, das nicht von dieser Welt ist, rollte der Vorhang auf. Bald schwebte der Musen geweihter Chor herab, und ihre Günstlinge ließen der Harfen Saiten erklingen. Bald regte die Tochter des Himmels, die Tonkunst, der Versammelten Busen, und Nachtigallenlaute hauchten von beseelten Lippen; bald gaukelten die Horen in beschwingten Tänzen daher. Alles das Werk ihrer Zaubermacht, ihrer begeisternden Nähe. — Ein so reinpoetisches, der prosaischen Alltäglichkeit so ganz entrücktes, Daseyn, wie hätte es nicht auch reinpoetisch auf Aller Gemüther einwirken sollen, denen es, als eine wahre Himmelsgabe, zu Theil wurde! Die gelähmteste Phantasie mußte sich in ihm Leben, der starrste Stumpfsinn geistige Spannkraft, die

trockenste Brodwissenschaft naturdichterischen Anklang gewinnen, und selbst der verschlossenste Staatsgeschäftsgeist sich genialen Eingebungen öffnen. Wie hätte nun vollends von der Weihe der Dichtkunst geregten Geistern sich nicht eine Welt himmlischer Offenbarung aufschließen, sie nicht die in Wirklichkeit verwandelte Vorzeit der Wunder- und Göttersagen ergreifen, zu Sehergesichten begeistern sollen? Hätten mir auch nie die Musen gelächelt, hier mußten mir ihre Offenbarungen werden."

Diese Worte des ehrwürdigen Veteran sind nicht etwa poetischer Blumenschmuck, womit, ohne Antheil des Herzens, das Herkommen fürstliche Personen zu umstreuen pflegt; nein! es sind Worte der Wahrheit. Jeder Zeuge jener unvergeßlichen Tage wird freudiglich aussprechen: So war es! —

Nur beglückt im Beglücken wandelte Dorothea unter ihren zahlreichen Gästen umher, keinen übersehend, keinen vergessend, zu jedem sich hinneigend, wie fern er auch stand; jedem darbietend eine Gabe aus ihrem wohlwollenden Herzen. Schöne Gestalten voll Liebreiz und Anmuth standen ihr nahe; doch nichts Lieblicheres umgab sie, nichts Holderes, als ihr eigenes Leben.

In die Feste des fürstlichen Schlosses flochten

sich die Feierlichkeiten ihrer Unterthanen ein. Die Fürstin war in diesem Jahre damit zu Stande gekommen, neben der einen Schulstube, womit bisher die große Kirchfahrt Löbichau sich behelfen mußte, eine zweite, eine Mädchenschule nämlich, zu errichten. Sie ließ dem Lehrer derselben eine Wohnung erbauen und vermochte die Gemeinde dahin, das Schulgeld zu verdoppeln, um, mit einem bedeutenden Zuschuß von ihrer Seite, die neue Stelle auszustatten. Sie ließ nicht nur die, von dem verdienstvollen Prediger der Gemeinde, Pleißner, vorgeschlagenen Schulbücher, sondern auch Bücher zur Preisvertheilung für die fleißigen Kinder auf ihre Kosten anschaffen. Auch hatte sie mit kostbarem Schmuck die Kirche beschenkt. Reichgestickte Altar- und Taufsteindecken, Crucifix und Leuchter von vergoldeter Bronze, Altargefäße von Silber, innen vergoldet — alles war bestimmt und in Bereitschaft, das Erndtefest zu verherrlichen. Der Tag der Feier erschien. Die Glocke rief. Die Gesellschaft vom Schlosse, sammt den Bewohnern der Kirchfahrtdörfer, bewegte sich durch die schattige Vorhalle des Heiligthums, durch den hohen Laubengang zur Kirche. Nach dem Gottesdienst versammelte sich die Gemeinde zu einem langen Zuge von Männern, Jünglingen, Jungfrauen, Knaben und Mädchen, um der Her-

rin Beweise ihrer Dankbarkeit darzubringen. Der Zug, mit Musik begleitet, ging nach dem Garten, bildete vor dem Balcon, auf dem sich die Fürstin mit ihrer Gesellschaft befand, einen weit durch den Garten sich hindehnenden Halbkreis und rief der hohen Wohlthäterin ein freudig dankbares Lebehoch zu. Dann erschien auf dem Balcon ein achtbarer Landmann, den eine Jungfrau und ein Jüngling begleitete. Ersterer hielt an die Fürstin eine Rede voll Dank und Freude mit dem würdigsten Anstande; die Jungfrau überreichte der gefeierten Herrin auf einem seidenen Kissen dieses Gedicht:

In unsrer Einfalt kommen wir,
Erhabne Fürstin, zu danken Dir
Für alle Deine Huld und Gnaden;
Viel ist durch Dich an uns geschehn,
Du hast uns großer Sorg' entladen.
Sieh unsre Kinder hier vor Dir stehn!
Gesorgt hat Deine hohe Güte
Durch Zucht und Lehr' und Unterricht
Für diese zarte Menschenblüte,
Die edle Frucht dereinst verspricht.
Hoch herrlich hast Du Dich erwiesen.
Wir schauen segnend zu Dir hinan.
Verständiger wird hier fortan
Der Name Jesus Christus gepriesen.
Du hast uns geistlich und leiblich beglückt,

Hast herrlich unsern Gottes-Altar geschmückt;
Wir tragen Dich in unsern Gedanken,
Dich, edle Fürstin, erhaben und mild!
Wir können für Deine Huld nimmermehr danken,
Ueber den Sternen ist einer, der alles vergilt.

Bei so viel lebhaften, thätigen Geistern, als hier vereinigt waren, konnte die Einförmigkeit nie den Gang der Zeit beschleichen. An dem klaren Horizonte, der diese Tage umleuchtete, und kein anderes Gewölk, als etwa ein leichtes, unschuldiges Weihrauchwölkchen zeigen durfte, trat bisweilen ein hellerer Punkt hervor. Besondere Anlässe führten in Ernst und Scherz besondere Festlichkeiten herbei. Eine solche war die Dichterkrönung des wackern Schink, der zum Frauendichter eingeweiht wurde. Ein Brief eines Augenzeugen jener Tage gibt von dieser Krönungsfeier folgende Beschreibung: „Die, durch so viel poetische Seelen herbeigelockten Musen versorgten uns reichlich mit Sang und Klang, sie setzten ganze Abende in Musik und Reime. So veranstalteten sie ein poetisches Krönungsfest, das in den löbichauer Annalen mit heller Stirn hervorragt. Der Dichter Schink hatte sich durch fein lobende Epigramme, durch zart schmeichelnde Charaden und Preisgesänge auf das höchste Geschlecht, die Benennung eines Frauensängers erworben. Man schlug vor,

ihn in einer Versammlung der hohen und edlen Frauen mit der geziemenden Feierlichkeit zum Frauensänger zu weihen, und ihm, vermittelst eines Diploms, das Prädicat als Frauenlob der Zweite beizulegen. Der Vorschlag ward angenommen und der Tag der Feierlichkeit angeordnet. Der Festabend erschien. Drei Kronleuchter des großen Saales durchstralten den Raum; die Wände waren mit Licht bekleidet; Licht und Glanz floß überall in einander, und so war die weite Halle wie von einer Mittagssonne erleuchtet. Die Morgenhoren schienen in den purpurnen Fenstervorhängen haften geblieben zu seyn, um das abendliche Fest zu belauschen und zu verschönen. Dann flogen die Flügelthüren auf; von Feiertönen begrüßt und in einem Gefolge edler Frauen und Jungfrauen, alle in weißen Gewändern, mit röthlichen Bänderschmuck geziert, trat Dorothea herein. Alles überstralend, leuchtete das fürstliche Diadem herab von der hohen, klaren Stirn. In der Tiefe der Halle bildeten nun die Frauen und Jungfrauen einen glänzenden Halbkreis, in dessen Mitte auf einer würdigen Erhöhung die Fürstin throhnte. An dem rechten Flügel des Halbkreises stand der Kanzler, am linken der Secretär. Jetzt öffneten sich wiederum die Thüren des Saales. Aus der Tiefe der sechs vorliegenden Zimmer

wurde, während der forttönenden Musik, der Krönungscandidat in feierlicher Begleitung herbeigeführt, durch einen Gang voll Glanz und Licht, der sich wie ein blitzender Strom in die Lichtfluth des Saales ergoß. Der zu krönende Dichter trat ein in die festliche Halle. Die Musik schwieg. Der Kanzler hielt eine Rede, welche die Veranlassung und den Zweck des Festes aussprach. Der Secretär las hierauf dem Candidaten das Diplom seiner Erhebung vor, und überreichte ihm in einer Zeichnung das Wappenschild: eine bekränzte goldne Harfe in blauem Felde; dann empfing der beglückte Dichter, knieend vor der Fürstin, von ihr den Lorbeerkranz. Zum Beschluß ward ein Festlied gesungen, woraus ich nur folgende Strophen im Gedächtniß behalten habe.

Der Lorbeer ziert den edlen Meistersänger,
Geweiht von Frauenhand;
Ein solcher Kranz hält doch ein wenig länger,
Als eitler Ehrentand.

Ein Ordensband, wenn's einen Thoren zieret,
Was ist es mehr, als Band?
Es macht ihn doch nicht weis' und stranguliret
Ihm vollends den Verstand.

Was ist am Thron der Tyrannei zu finden?
Wenn ihr es recht beseht:
Ein goldner Zwang und hochgeborne Sünden,
Und etwas Majestät." —

„Einige Tage nach dieser Feierlichkeit", fährt der Brief weiterhin fort, wurde ein Ehrenfest für unsern trefflichen Jean Paul Richter veranstaltet. Nichts weiter, als eine Lichtglorie, war würdig genug, diesen Genius zu umglänzen. Ihm wurde die kleine Insel in dem Gartenpark erleuchtet und zwar so, daß die Lichtflammen gleich feurigen Blumensternen aus der Erde aufstiegen, und die Akazien und Buchen, von unten auf wunderbar angeglänzt, die Vorstellung von einem zauberhaften Geisterwald gaben. Als nun so das kleine Eiland, wie eine Insel der Seligen, in vollem Lichtschmucke dastand, wurde der gefeierte Dichter von zwei Herzoginnen seiner Vergötterung zugeführt. Der hohe Genius, der, wie Horaz von einem berühmten Manne seiner Zeit sagt: schon längst mit erhabenem Haupte die Sterne berührte, sah nun auch einen Stralenhimmel zu seinen Füßen." — Der Leser wird es uns danken, und der verehrte Dichter vergönnen, wenn wir die schöne Beschreibung dieser Feier von seiner eigenen Feder hier einfügen.

„Um 9 Uhr Abends nach dem Essen lud die Herzogin Dorothea zu einem Spaziergange durch die Baumgänge auf einer kleinen Insel, wo man Mittags vorher gefrühstückt, so gleichgültig ein, als wolle sie nichts verheißen. Als man in den hohen und langen Baumgarten eintrat, war er

von den untersten Zweigen bis zu den Gipfeln überglänzt, und alles Laub war wie vom Frühling oder Abendröthe durchsichtig. Lampen unter den Bäumen, von kleinen Vertiefungen verdeckt, waren Lichtspringbrunnen und durchsprengten mit einem aufwärts steigenden Glanz das dunkle Gezweig. Aus dem Grün schienen verklärte Bäume aufzuschweben, und die Blätter als feurige Zungen zu zittern. Durch die Feuersäulenordnung kam der Zug in das kleine, runde Eiland, wo man von erleuchteten Bäumen, wie von Glanzriesen umzingelt, oben nur einen schwarzen Ausschnitt des Nachthimmels mit blitzenden Sternen erblickte. Musik und Gesang gaben dem stillen Glanze und der Zauberinsel gleichsam Bewegung, und die Lichter wurden zu Tönen. Am Ufer jenseits der Insel bog aus dem Blätterdunkel sich eine männliche Gruppe und, geschieden von ihr, eine weibliche heraus, und sahen erfreut dem Feuer zu und beide nahmen später selber von der geräumten Insel Besitz. Als nun auf dem Rückwege die ganze Gesellschaft, Arm in Arm, durch die ätherischen Freudenfeuer auf beiden Seiten mit dem gemeinschaftlichen Absingen eines deutschen Liedes zog, und es mir war, so viel ich hörte, als ob ich selber mitsänge, da hatt' ich endlich jene Nacht des Himmels, nach der ich mich durch

meine leere Jugend hindurch so oft umsonst gesehnt; eine Nacht, in der ich in der Jugendzeit mein unbewohntes Herz dahingegeben hätte, ja, wären mir Jünglinge so viel Herzen, als Herzkammern, bescheert gewesen, ich hätte noch die übrigen drei herum geboten unter dem Glänzen und Singen."

„Im Saale sang noch die Fürstin von Hohenzollern mit ihren Gehülfen ein himmlisches Stabat mater, und nach dem Punsche endigte endlich ein musikalisches Finale den ganzen neunten Tag des Herbstmonats."

Von dieser Apotheose begeistert, ermangelte der Gefeierte nun nicht, gleich am folgenden Tage die wohlverdiente Verherrlichung zu vergelten. Er that dies durch eine geistreiche Abendunterhaltung; sie bestand in lauter einzelnen Sätzen und Einfällen, aus denen nach allen Seiten hin allerliebste Artigkeiten, wie abgerichtete Vögel, den hohen und schönen Frauen zuflogen. Unter andern sagt einer dieser Einfälle: „Die löbichauer Zeit mißt mit einer Sanduhr, worinnen der Sand so fein und durchsichtig ist, daß man ihn nicht laufen sieht und hört, und man kommt eher zu jedem Andern, als zu sich selbst." — Hiernächst ergötzte er die Gesellschaft noch mit dem Schluß einer geträumten Erndtepredigt, die ganz kurz in

32 Theilen den Nutzen der Erndte auseinandersetzt; wovon aber ihm, dem genialen Traumdichter, nur der Schluß, oder der Usus epanorthoticus beim Erwachen hängen geblieben. In diesem Schlusse wurde nun noch die reiche Erndte, die auf den löbichauer Fluren erwachsen sey, geziemend gepriesen, und der andächtigen Zuhörerschaft eingeschärft: wie sie sothane Erndte in einem feinen, dankbaren Herzen aufbewahren und davon in der Erinnerung zu zehren habe. Allgemeinen Beifall erndtete der Erndteprediger ein.

Die Herzogin, unter allen Zerstreuungen und sonst noch vielfach beschäftigt und vielseitig in Anspruch genommen, verlor dennoch die Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen nicht aus ihrem Herzen. Seit Jahren war es ihr lebhafter Wunsch, die Ablösung der Frohndienste ihrer Unterthanen zu bewerkstelligen; und hätten nicht Schwierigkeiten, die von der raschen Wirksamkeit der Herzogin unabhängig waren, das Geschäft aufgehalten, sie würde damit zu Stande gekommen seyn. Von Seiten der Unterthanen war die Anerkennung dieser, von der Fürstin ihnen zugedachten, Wohlthat allgemein. Doch erhob sich mit einer ungerechten, drohenden Foderung gegen die Herrin eine einzelne Stimme, die aber vor lauter Mißbilligung der gesammten Gemeindeglieder verstummte

und in der verzeihenden Großmuth der Fürstin ihre Beschämung fand. Den Prediger Pleißner foderte sie zum Vermittler dieser Irrung in folgenden Worten auf:

„Versichern Sie meine guten Unterthanen, daß, ob zwar ihr Unwille über das Unrecht des nur Verleiteten mir ein Beweis ist, daß sie das Unrechtliche verabscheuen, ich dennoch nicht wünschen kann, daß ihr Betragen gegen ihn feindlich sey. Es ist nicht christlich, Unwillen lange im Herzen zu tragen, freundlich guter Rath führt wirksamer den Irrenden zum Recht zurück, als der nachtragende Groll. Sagen Sie den guten Leuten wie sehr ich ihre Anhänglichkeit und Liebe zu mir zu würdigen weiß. Mein Herz erwidert ja so gern Liebe, wo ich Liebe empfange." — Zur Befestigung der Eintracht unter den Unterthanen ließ sie ein Versöhnungsfest feiern.

Den Beschluß der löbichauer Festzeit machte die Vermählung der Herzogin von Sagan mit dem Grafen von der Schulenburg. Stiller wars nun in den Sälen geworden und einsamer im Garten und Hain. Die Herzogin verweilte, trotz der herbstlichen Zeit, noch bis in der Mitte des Octobers in ihrer ländlichen Stille. Sie benutzte iese Ruhe zu ernsten Geschäften. In einem Schreiben an einen Freund vom 21. September

1819 sagt sie: „Es ist jetzt recht still hier in Löbichau, ein ruhiger Abend nach einem, etwas geräuschvollen Tage. Diese Einsamkeit thut mir jetzt sehr wohl, denn sie war mir ein Bedürfniß geworden. Das Geräusch froher Tage, so unschuldig und gemäßigt es auch immer seyn mag, es läßt uns doch recht lebhaft das Bedürfniß empfinden, zu uns selbst zu kommen. Ich habe hier noch Manches zu thun. Mit der Ablösung der Frohndienste meiner Bauern hoffe ich doch endlich zu Stande zu kommen. Dies Geschäft liegt mir sehr am Herzen. Meine Schulen machen mir Freude. Welche Einrichtung ich mit meiner Bibliothek treffen werde, weiß ich noch nicht. Ich möchte sie gern recht gemeinnützig machen für eine öffentliche Anstalt. Nur die Regierungen respectiren die Verfügungen der Verstorbenen nicht sonderlich. Das macht mich bedenklich. Ich gehe viel in meinem schönen Hain spazieren, vorzüglich zu einer reizenden Anhöhe mit einer weiten Aussicht nach Westen. Dort habe ich die Idee, ein kleines Gebäude, eine Begräbnißkapelle nämlich, zu errichten. — Gegen die Mitte des Octobers verlasse ich Löbichau, um mit Anfang des Novembers in Paris zu seyn. Meine geliebte Pauline wird mich über Baireuth und Anspach bis Heidelberg begleiten." —

Die Herzogin verließ nun um diese bestimmte Zeit ihren Sommeraufenthalt. In Nürnberg fand sie Gelegenheit, durch des Präsidenten Feuerbachs Vermittlung, einen reichen Schatz von Glasmalereien zu kaufen, womit sie willens war, die Fenster ihrer Kirche und des zu errichtenden Gebäudes zu schmücken, dessen sie in dem obigen Briefe erwähnt.

Mit dem Anfange des Novembers kam sie in Paris an. Da war nun ihre erste Beschäftigung, sich von dem Zustand der protestantischen Gemeinde zu unterrichten und die Schulen derselben zu besuchen. Dann sorgte sie mit treibendem Eifer für die Bewerkstelligung der Glocke, welche sie bereits im vorigen Jahre der Kirche verheißen. Aber ihre besondere Aufmerksamkeit lenkte sie auf die erweiterte Armenanstalt, und wo Nachhülfe Noth that, säumte sie nicht, sich zu jeder Unterstützung bereitwillig finden zu lassen. Bei der unermüdeten Geschäftigkeit, welche sie diesem Gegenstande zuwendete, mußte ihren Blicken bald der Mangel eines Waisenhauses für elternlose Mädchen begegnen. Als sich dieses Bedürfniß ihr darstellte, theilte sie sogleich zur Errichtung eines maison de tutèle einen Plan mit und verfaßte eigenhändig dazu die Einleitung. Ihre treibende Sorge für dies Werk rastete nicht; und

wären Zögerungen von mehrern Seiten her nicht dazwischengetreten, so hätte der erfreulichste Erfolg die Bemühungen der guten Fürstin gekrönt, und ihr würde die belohnende Freude zu Theil geworden seyn, dieses edle Werk, dessen Idee von ihr ausgegangen, kräftiglich aufblühen zu sehen.

Zu gleicher Zeit und mit gleichem Eifer, womit sie die Sache ihres Herzens in Paris umfaßte, waltete auch ihr Geist unter ihren Unterthanen fort. Vermittelst eines Briefwechsels mit dem würdigen Geistlichen daselbst, blieb sie mit ihrer Sorge ihrem geliebten Löbichau immer gegenwärtig. Auf einen Bericht von daher antwortete sie den 8. März 1820: „Mit Rührung las ich in Ihrem Schreiben, würdiger Mann, die Nachricht von den Fortschritten, welche die Jugend jetzt macht, von der man die Hoffnung fassen kann, daß aus ihr eine immer bessere Generation, sittlich, verständig in Wort und That, hervorgehen werde. Mit großer Freude habe ich wahrgenommen, daß ein besserer Geist unter meinen Unterthanen immer mehr Raum gewinnt. Dieses habe ich vorzüglich Ihnen mit zu verdanken. Ich bitte Sie, unsern guten Schullehrern zu sagen, daß ich mich ihres Fleißes freue, und es wird mir ein wahrer Festtag seyn, wenn ich

den nächsten Sommer Zeugin ihres Strebens seyn werde."

Im Frühlinge des Jahres 1820 besuchte die Herzogin abermals das Karlsbad, wo sie von ihrer Schwester erwartet wurde. Da versammelten sich um die beiden hohen Frauen ein Kreis von geistreichen Männern, unter denen sich der Hofrath Böttiger, der Professor Hasse und der Oberstabsmedicus Schön aus Dresden befanden, welche die tägliche Mittag- und Abendgesellschaft der beiden Schwestern bildeten. Dort erhielt die Herzogin die erste Kunde von dem Brande, der das, zu dem Amtsbezirke Löbichau gehörige Dorf Behrwalde, in Asche gelegt hatte. Die edle Wohlthäterin ließ sogleich an die Verunglückten 1200 Rhlr. auszahlen. Als die Brunnenzeit geendigt war, reiste sie einige Tage früher, als die Schwester, nach Löbichau. Mit einem so jauchzenden Empfange, als diesmal hatten die Einwohner des löbichauer Gebietes ihre Herrin noch nie bewillkommnet. Eine große Anzahl derselben war ihr eine Meile weit entgegengeritten. Einer von ihnen begrüßte die Fürstin mit einer, von ihm selbst verfaßten Rede. Und der ländliche Triumphzug begleitete nun die hochgefeierte Herrin zu der Wohnung, welche sie selbst gern ihre Heimath nannte. Am Eingange des Hains, durch

den der Weg zum Schlosse führt, war eine Ehrenpforte errichtet und auf dieser eine Gallerie angebracht, von wo herab der gefeierten Fürstin eine frohlockende Musik entgegenscholl. Nur langsam konnte sich in dem jauchzenden Gedränge der frohen Menschen der Wagen der Fürstin nach dem Schlosse hinbewegen. An dem Eingangsthor des Schlosses waren, unter der Anführung des Predigers und der beiden Lehrer, die Schulkinder versammelt und begrüßten ihre hohe Wohlthäterin mit einem rührenden Bewillkommnungsgesange.

Das erste Geschäft der Herzogin nach ihrer Ankunft in Löbichau war, durchgreifende Unterstützungen für die abgebrannten Behrwalder zu veranlassen und zu bewerkstelligen. Sie erließ ihnen auf einige Jahre die Abgaben und Leistungen, und verschaffte ihnen auch von den obern Landesbehörden anderweitige Beihülfe. Dann besuchte sie ihre Schulen und freute sich der sichtbaren Fortschritte, welche die Kinder nicht nur in Kenntnissen, sondern auch im sittlichen Betragen gemacht hatten. Die würdigen Schullehrer belohnte sie durch ihren freundlichen, aufmunternden Beifall. Sie selbst aber durfte des Beifalls sich freuen, den sie für sich in ihrem stillen Bewußtseyn fand.

Außer den drei Prinzessinnen, hatte sich auch in diesem Jahre wiederum in Löbichau ein Kreis der interessantesten Menschen versammelt. Der Präsident von Feuerbach aus Anspach, Hofrath Sulzer aus Ronneburg, der Professor Hasse aus Dresden, der Staatsrath Körner, der Dichter Schink und Eberhardt, späterhin der Hofrath Böttiger, der Senator Pehmöller aus Hamburg, dann Schuderoff aus Ronneburg, in Begleitung des Probstes Hanstein aus Berlin und endlich einige Officiere aus den Umgebungen des damals in Leipzig lebenden Fürsten von Schwarzenberg, unter denen sich Prokesch, der Biograph Schwarzenbergs befand, genossen hier in dem blühenden Gebiete der Grazien, wo die edelmüthigste Fürstin waltete, frohe Tage einer Leib und Seele stärkenden, geistreichen Muße. Der Präsident Feuerbach hatte eine Rede des berühmten Cajetan Weiller aus München über die religiöse Aufgabe unserer Zeit mitgebracht. Diese merkwürdige, gründliche, gehaltreiche Abhandlung, die so klare und doch aus der tiefsten Tiefe geschöpfte Ideen darlegt, wurde zu einem gemeinschaftlichen Genusse bestimmt. Feuerbach las in einer Morgenstunde auf dem Zimmer der Frau von der Recke dieses Erzeugniß des Geistes der Gesellschaft vor; selbst davon tief durchdrungen, las er es mit

aller, dem Gegenstande und der herrlichen Darstellung angemessenen Kraft und Würde des Vortrags. Die Zuhörer waren ergriffen und begeistert. Die Herzogin schlug vor, daß jedes Mitglied der Zuhörerschaft in einem besondern Schreiben dem edlen Weiller für den hohen Genuß, dem sein Werk ihm gewährt, danken möge. Dies geschah. Späterhin wurden, auch in den abendlichen Lesestunden, noch mehrere Schriften des Philosophen in München der Gesellschaft mitgetheilt, insofern nämlich der Inhalt solcher Darstellungen für einen Kreis hochgebildeter Frauen, denen nur die Sprache der Schule fremd war, geeignet befunden wurde. Zwei der Weillerischen Reden, durchaus practischen Inhalts, verschaffte sich die Herzogin in mehrern Exemplaren, verschickte solche in ihr Vaterland und nach Paris, wo sie eine französische Uebersetzung derselben veranlaßte, um ihren pariser Freunden und Freundinnen denselben Genuß zuzuwenden, den ihr diese Meisterwerke religiöser Beredsamkeit gewährt hatten. Sie setzte sich deshalb in Briefwechsel mit dem Prediger Göpp, der die Uebersetzung zu besorgen übernommen, und theilte ihm, in Betreff einiger Schwierigkeiten, die der Uebertragung so tiefer Gedanken und Andeutungen aufstoßen möchten, Vorschläge und einige Versuche

mit, worüber sie sich auch mit den gegenwärtigen Freunden besprach.

Ueberhaupt war in diesem Kreise der Gedankenverkehr das vorwaltende Leben. Neue Vorstellungsarten alter Gegenstände, vergleichende Streifereien in das Gebiet der alten und neuen Geschichte, wie solche der zufällige Gang des Gespräches darbot, waren willkommen, abwechselnd mit leichten, sinnvollen Spielen des Scherzes und der Laune. Selbst der Muthwille hüpfte durch die Unterhaltungen hin, wie ein munteres Kind, unschuldig und arglos. Die sinnige, doch heitere Dorothea, obgleich scherzhafte Aeußerungen von ihr nicht ausgingen, war dennoch dem Witze nicht abhold. Jeder der anwesenden, reichen und bemittelten Geister gab aus seinem geistigen Vermögen, was ihm würdig genug schien, dem Altare der Grazien und Musen dargebracht zu werden. Der unvergeßliche Hanstein hielt bei Gelegenheit einer Sonntagsfeier einen gehaltvollen Kanzelvortrag: über den innigen Zusammenhang des irdischen Daseyns mit der Fortsetzung desselben jenseits dem Grabe. Einen unauslöschlichen Eindruck machte auf die Herzogin diese Predigt. Folgende Schlußverse derselben fand sie einer besondern Aufbewahrung in einem Gedankenbuche werth:

Ewig, ewig wirst du leben,
Erbe der Unsterblichkeit!
Strebe dann, dich zu erheben
Ueber jeden Traum der Zeit!
Streue hier der Tugend Saat,
Denn die ewige Erndte naht,
Und des Himmels Preis und Krone
Wird dem Treuen nun zum Lohne!

Diese geweihten Worte gaben dem ganzen Wesen der Herzogin einen dauernden Ausdruck sinniger Stille, durch den jedoch der helle Zug ihrer unwandelbaren Freundlichkeit nur um so anziehender hervorleuchtete. Der Abend dieser Sonntagsfeier durfte nicht anders, als in geheiligten Tönen verhallen. Das Stabat mater wurde gesungen.

Es gibt einen gewissen Ernst, der aus der tiefern Freundlichkeit eines reinen Gemüthes hervorgeht und eben so hoch über der gemeinen Lustigkeit des Weltsinnes steht, als er entfernt ist vom weltscheuen Trübsinn. Er ist der Gipfel des innern Friedens, die Erhabenheit jener seligen Ruhe einer stillbegeisterten Seele, die, der Geisterwelt zugewendet, sich den Offenbarungen eines höhern Daseyns aufschließt. Dieser Ernst war es, zu welchem die zarte Seele Dorotheens schon seit Jahren immer mehr emporreifte. Solche Verän=

derung, oder treffender eine solche Erhebung, nahmen an ihr alle diejenigen wahr, die, mit etwas Beobachtungssinn begabt, ihr näher standen.

Doch verschloß diese Gemüthsstimmung keineswegs andern Gegenständen, die sich auf Kunst und Wissenschaft bezogen, den Eingang zu ihrem Geiste. Im August kam der Hofrath Böttiger nach Löbichau, ein Versprechen lösend, welches er der Herzogin in Karlsbad gegeben. Da wurde der allgemeine Wunsch geäußert, daß es diesem gelehrten Archäologen gefallen möchte, durch einige Mittheilungen aus seinem reichen Schatz der Alterthumskunde die Gesellschaft zu erfreuen. Er ließ sich dazu sogleich bereitwillig finden und hielt vor einer aufmerksamen Zuhörerschaft in vier Tagen, täglich ein paar Stunden, unterrichtende und ergötzliche Vorlesungen über die Entstehung und allmälige Entwickelung der Arabesken. Als ein Schmuck dieser Darstellung stehe hier eine, von dem trefflichen Vorleser selbst über seinen Aufenthalt in Löbichau uns mitgetheilte, geistvolle Nachricht. — „Im August 1820, erzählt Böttiger, „brachte ich in Begleitung des, damals als hamburgischer Deputirter bei der in Dresden berathschlagenden Elbcommission dort lebenden Senators Pehmöller eine Woche bei der Frau Herzogin von Kurland auf ihrem Sitze in Löbichau

zu. Ich erhielt die mir schmeichelhafte Auffoderung, in dem erwählten Kreise, der sich um die, alles begeisternde Herzogin Dorothea zu versammeln pflegte, vier Tage hintereinander, täglich von 3 bis 5 Uhr, über einen, mir selbst gefälligen Gegenstand des bildenden Alterthums einen zusammenhängenden Vortrag zu halten. Meine Wahl fiel auf die Entstehung, Fortbildung und Vollendung der Blumen- und Thierarabesken, dieses in Spiel und Scherz gebornen Lieblingskindes einer, alles um sich herum beseelenden Malerphantasie." Der, wegen des Reichthums seines Stoffes eher in Verlegenheit sich befindende, als durch Mangel beengte Archäolog führte die Geschichte der Arabesken durch sechs Abschnitte oder Epochen durch. Zuerst zeigte er, wie sie am Ganges, in der wundersam befruchteten, großen Wasserlilie Nymphäa Nelumb (Nelumbo) geboren, durch einen Blütenfächer zusammengesetzt wurde, den Kamadewa, der indische Amor, den Nymphen über die schlummernde Sakontala zu halten befahl. Im zweiten Abschnitt bildete sich die ägyptische Arabeske aus dem Kelch der heiligen Nilpflanze, der Lotosblume, die mit ihren tausend Glocken bald die oberägyptischen Tempelfrisen einfaßt, bald das Haupt der großen Mutter Isis in rankenden Blumenlocken umflattert,

bald die Wiege des, aus ihrer Mitte emporsteigenden Horus und eben dadurch das erste Musterbild aller der anmuthigen Arabeskenspiele wird, in welchen zierliche Knaben- oder Mädchenköpfchen aus vollen Blütenkelchen auftauchen. Im dritten Abschnitt führte der Redner seine Zuhörerinnen, die selbst einem, mit Reiz geschmückten Blumenbeet glichen, in die altgriechische Verzierungskunst ein. Er ließ die griechische Arabeske, deren eigentlicher Name Zoophyt war, auf dem Wunderberg Nysa in Arabien, oder auf dem böotischen Cithäron geboren werden. Fröhlich umwebte Thyrsusstäbe werden, von tanzenden Bacchantinnen über den schlummernden Götterknaben, den jungen Bacchus gehalten, und bilden eine liebliche Ueberdachung, Einfassung. Akanthusstengel, Epheuranken, Blumen- und Fruchtgehänge schmücken die Feste des Bacchus. Das Alles zeigt sich uns besonders auf alten Vasengemälden. Auf diesen kommen die lieblichsten Einfassungen und Bordüren vor, stehende Vorbilder der französischen Tapisserien, Strick- und Stickmuster. Eine neue Epoche beginnt mit der Begründung des Islams durch Mahomet und das Chalifat. Hier wird, mit Ausschluß aller abgöttischen Bilderei aus dem Thierreiche, die eigentliche Moreske oder Arabeske geboren, die es allein mit Blumen,

Gitterwerken und Buchstabenschnörkeln zu thun hat. Im Zeitalter der Mediceer, unter Leo X., werden in Rom die Wand- und Deckengemälde im Kaiserpalast und in den Ruinen der Bäder des Titus und darin die köstlichsten Zierrathverschlingungen aus Blumen, Geräthschaften und Thierfiguren entdeckt. Raphael, mit Hülfe des Giovanni di Udino und andern seiner Schüler, componirte daraus seine berühmten Arabeskeneinfassungen in den Logen und Stanzen des Vaticans, welche seitdem die unerschöpfliche Fundgrube aller Ornamentisten und Decorationsmaler geworden sind. Aus einer Vermählung der gothischen Spitzbogenschnitzereiwerke in Holz und Stein, Nischen- und Tragsteineinfassungen, mit der saracenischen Arabeske, entwickelt sich die kirchlich-christliche Arabeske. — Sie wird mystisch-bedeutsam. Albrecht Dürers in München lithographirtes Gebetbuch gibt Muster dieser mystischen Verzierungen. Der zu früh in Hamburg verstorbene Maler Runge brachte auf vier große Blätter die vier Tageszeiten in mystischen Arabeskenallegorien, indem er die Dreieinigkeit, die Menschwerdung des Heilandes und die Passion in die sinnreichsten und frömmsten Blumen- und Genienspiele zu verweben wußte. Ich suchte meinen Vorträgen dadurch mehr Anziehendes zu geben, daß ich die sinnliche

Anschauung durch Kupferstiche, colorirte Vasengemälde und Musterblätter dazu in Anspruch nahm. Dabei war mir die ausgesuchte Bibliothek der Frau Herzogin mit so manchem schönen antiquarischen Kupferwerke eine erwünschte Hülfsquelle. Manche Seltenheit zeigte die Herzogin darin selbst und entwickelte dabei die mannigfaltigsten Kenntnisse mit der zartesten Feinheit einer, nie in schwerfällige Erörterungen sich verwickelnden Frau vom besten Ton. Unvergeßlich werden dem Schreiber dieser Nachricht die Stunden seyn, in welchen eine ganze Reihe von gemalten Glasfenstern mit den interessantesten Vorstellungen aus dem neuen Testamente und den Heiligensagen im glühendsten, eingebrannten Farbenschmelz das Auge ergötzend, von ihr vorgezeigt wurde und ich darüber meine Muthmaßungen und Erklärungen vortragen durfte, welche ich dann auch zu Papier zu bringen befehligt wurde. Diese Glasmalereien waren bestimmt, die Fenster einer Begräbnißkapelle zu schmücken, welche die Herzogin auf einer reizenden Anhöhe in dem, ihren Landsitz zum Theil umgebenden Lusthain zu erbauen willens war. Wie wußte die holde Fürstin, die mit nie alternder Grazie alle Anmuth des gebildeten Geistes verband, einige Abende dadurch zu erheitern, daß sie ihre Kupferstichsammlungen uns öffnete und das

Erwählteste vorzeigte, das sie aus Paris mitgebracht hatte. Dies Alles erhielt aber erst durch ihre eigenen feinen Bemerkungen darüber Seele und Beziehung." — So weit Böttiger.

Die sämmtlichen Zuhörerinnen waren von diesen Unterhaltungen so befriedigt, daß sie deren öffentliche Bekanntmachung wünschten. Die Herzogin erbot sich, sogleich den, wegen der dazu erfoderlichen Kupferwerke beträchtlichen Kostenaufwand zu übernehmen.

Während nun die mit Herz und Geist immer zugleich beschäftigte Fürstin in einem so reizenden Wechsel veredelnder und erhebender Unterhaltung unter ihren Freunden sich bewegte, war sie mit ihren stillen Gedanken auch in Paris der evangelischen Gemeinde gegenwärtig, für welche sie mit ihrem Vermögen so viel geleistet, mit ihrem Beispiel so viel gewirkt und mit der Kraft ihres Einflusses so viel erkämpft hatte; je nachdem Bedürfnisse oder Anfechtungen ihre stets bereitwillige Seele in Anspruch nahmen. Von dort her erhielt sie die erfreulichsten Nachrichten. Am 25. August dieses Jahres, dem Geburtstage Ludwigs des Achtzehnten, war das Fest der Glockenweihe gefeiert worden, welches die evangelische Gemeinde ihr zu danken hatte. Auf ein, von dem evangelischen Consistorium dieserhalb an die Für-

stin erlassenes Dankschreiben sandte sie an den Prediger Göpp folgende deutsche Antwort: „Ich bitte Sie, verehrter Mann, den Mitgliedern des Consistoriums für ihren verbindlichen Brief an mich zu danken, und ihnen zu sagen, daß wenn mich gleich mein religiöses Gefühl auffodert, nach Möglichkeit das Beste unserer Gemeinde befördern zu helfen, ich zugleich eine kräftige Ermunterung in ihrem schönen Beispiele gefunden habe, recht im Geiste des Christenthums zu handeln. So wollen wir denn vereint fortfahren, Gott im Geist und in der Wahrheit zu verehren, damit das Reich des Herrn zu uns komme, und wir im neuen Leben nach dem Tode treu befunden werden. — Wenn gleich Verfinsterer selbst unter den Protestanten hier und da ihr Wesen treiben, durch scheinheilige Andächtelei täuschen, Andere dagegen der kalten Grübelei ergeben sind, so beruhiget mich es doch sehr, daß im südlichen Deutschland katholische Geistliche aufstehen, die ein reineres Christenthum verkündigen. Zu diesen ehrwürdigen Geistlichen gehört ganz vorzüglich Cajetan Weiller. Und so ist denn doch zu hoffen, daß der Zeitpunkt immer näher rückt, wo ein unverfälschtes Christenthum mehr und mehr Raum gewinnen wird.“ —

Auf dem Gebiete der Politik waren der wohl-

denkenden Menschenfreundin Erscheinungen begegnet, die mit ihren höchsten Erwartungen in schneidendem Widerspruch standen. Sie hatte gesehen, durch welche Mittel die Diener der Macht in Paris die Stimmenmehrheit zu gewinnen wußten, für Zwecke, die auf das Wohl der Menschheit eben nicht berechtigt schienen. Sie hatte Strafurtheile, Verhaftungen und Amtsentsetzungen von der obern Gesetzverwaltung gegen Männer aussprechen hören, die das Gesetz vergebens in Schutz nahm.

Alle diese Erfahrungen scheuchten ihre Zuneigung, jedoch nicht ihre Aufmerksamkeit von dem Schauplatze der Politik zurück. „Auf diesem Boden", sagte sie, „wird schwerlich das wahre Heil der Menschheit hervorgehen und gedeihen. Von Innen heraus werden die Menschen dem Bessern zugeführt werden müssen; in den Erziehungs- und Bildungsanstalten muß der Zeitgeist seine Richtung nehmen. Unter diesem Geiste kann ich mir nämlich nichts anders denken, als die Gesammtmasse der entwickelten Kräfte und geistigen Bedürfnisse, sammt der solchen Bedürfnissen entsprechenden klaren Einsicht." —

Diesem Urtheile gemäß war nun ihr Augenmerk besonders den kirchlichen Einrichtungen und Schulanstalten zugewandt. Die Stiftung eines protestantischen Waisenhauses in Paris lag ihr

dringend am Herzen, und sie unterhielt dieserhalb mit dem Prediger Göpp und der Gattin des Buchhändlers Treuttel in Paris einen beständigen Briefwechsel, so wie sie auch an dem Verein zur Verbreitung des Christenthums nach Maßgabe und Art ihrer Kräfte den thätigsten Antheil nahm. Gern knüpfte sie Unterhaltungen über Gegenstände dieses ernsten Inhalts mit den Männern an, welche dies Jahr in ihrem Sommersitze sie besuchten. Ueberhaupt war der Geist, der diesmal das gesellige Leben in Löbichau beseelte, mehr ein ernster, sinniger Geist, welcher, den höhern Gegenden der Menschennatur zugekehrt, doch gleichwohl nicht die Blumen verschmäht, die am Fuße dieser Höhen blühen und die Thäler schmücken, wo der kindlich unschuldige Frohsinn spielt und scherzt und Hirtenlieder singt. Die Fröhlichkeit, die mit ihren Erzeugnissen an das Wunderbare, an das Romantische hinstreift und die Wirklichkeit zu Phantasiegebilden, Phantasiegebilde zur Wirklichkeit umschafft, durchscherzte diesmal nicht die klangvollen Säle. Die Weisheit und die Freude hatten ihre Rollen vertauscht; die Weisheit erschien im lichten, leichten Gewande der Freude; die Freude sprach geistvolle Worte der Weisheit. Alles, was in dem zufälligen Wechsel der Unterhaltung hervortrat, erschien in dem Charakter der

Ruhe, des stilleren Frohsinns, der Sanftheit und der Milde. Das ganze Leben dieser schönen Tage glich dem Bilde, unter welchem die Alten sich ihr Elisium dachten. Kein brennender Sonnenstral schoß auf die elisischen Rosen herab; eine sanfte ungetrübte Klarheit, eine helle Dämmerung, eine Mischung von Schatten und lieblichem Licht umfing die Insel der Seligen, und ein leiser Hauch melodischer Lüfte bewegte die Häupter der Blumen. — Doch hören wir, wie Schink diese Tage beschreibt.

„Nicht so feenhaft war unser Leben zu Löbichau im Jahre achtzehnhundert und zwanzig, aber nicht minder geistreich und gemüthvoll. Nicht mehr umgab uns die Wunderwelt der romantischen Vorzeit, nicht mehr hallte Dorothea's gastliches Schloß von Elfen- und Feengesängen wieder; aber noch immer erfreuten uns sinnige Feste, noch immer schwebte der Frohsinn mit Rosenflügeln über unsern Häuptern und schüttete sein reiches Füllhorn über uns aus. Nur kamen wir mehr zu uns selbst, drängten uns öfter in kleinen, engverbundenen Kreisen zusammen zu ernsteren Genüssen; öfter begegneten sich die Geister in Gesprächen über des Menschen höchste und wichtigste Angelegenheiten. Elisa's Wohnzimmer war der Tempel, wo Aug' in Auge, Seel' in Seele, das

Reich der Gedanken sich aufthat; herrlicher als jemals sahen wir hier Dorothea. Hier war es, wo über die Weihe der Herrscherwürde, des Geistes Freiheit, der Menschen rechte Gültigkeit, der Hoheit der Vernunft, der Religion und des Christenglaubens Göttlichkeit der gediegenste Gedankenwechsel waltete, Meinung und Ueberzeugung sich unbeschränkt aussprachen, und Aller Herzen sich erwärmten. In diesem Kreise war es, wo des hellen und standhaften Bekenners der Wahrheit Cajetans von Weiller, treffliche Rede über Religion und Christenthum der Gegenstand einer geist- und sinnvollen Unterredung wurden; aus diesem Kreise empfing er zweier hohen Frauen, Dorothea's und Elisa's, Dank, der Anerkennung ehrende Zeugnisse von Gliedern der protestantischen Kirche, das Bekenntniß gleicher Ueberzeugungen und Ansichten, ihren Bruderkuß und Handschlag. In diesem Kreise enthüllte die hehre Fürstin sich ganz als eine Gottergebene (Dorothea) in schönen Entwürfen für des Lichtes, des Rechtes und der Wahrheit Beförderung, zur immer festern Begründung des Gottesreiches auf Erden. Diesem engern Lichtbunde schloß sich der weitere Kreis der geselligen Unterhaltung an. Der tiefe Kenner des Alterthums, Böttiger, gab anziehende und lehrreiche Vorlesungen über die Arabesken; ausge-

zeichneter Schriftsteller Geisteserzeugnisse wurden mitgetheilt; neue Dichterschöpfungen entstanden und der offenste, reichste Schönheitssinn belohnte ihre Urheber. — So war dieser Fürstenhof ein wahrer Fürstensitz der Kunst, der Wissenschaft, und Löbichau das thessalische Tempe, in dem des Pindus Schwestern sich auf- und abbewegten, und die Grazien ihren immer wechselnden Reihen tanzten. In Dorothea's Umgebungen fesselte kein steifer Förmlichkeitszwang die freien Geister, kein narkotischer Schimmer- und Prunktaumel betäubte das Gehirn, und das Herz verhungerte nicht in leeren Schau- und Schaumgenüssen. Ueberall fühlte das bessere Selbst sich genährt, gestärkt und erquickt. So entfloh auch dieser Sommer, ein goldener Zeitabschnitt, ein Endymiontraum."

Die schöne Zeit nahete sich ihrem Ende. Die Gäste hatten, Einer nach dem Andern, sich entfernt. Die Herzogin verlebte noch einige Herbstwochen in Gesellschaft ihrer Töchter, ihrer Schwester und einiger Freunde, unter denen Schink sich befand, in der geliebten Heimath Löbichau. Diesem kleinern Kreise ward eine andere Ordnung des Lebens gegeben. Mehrere der Morgenstunden wurden im Zimmer der edlen Elisa, in diesem, der ernsten Unterhaltung geweihten Heiligthum mit Gedankenwechsel über mancherlei Gegenstände,

mit Lesen und Gesprächen über das Gelesene zugebracht. Zuweilen machte die Herzogin mit einem Freunde einen Spaziergang in den Lusthain zu der einsamen Höhe, die zur Errichtung einer Begräbnißkapelle geheiliget zu werden bestimmt war.

Elisa verließ Löbichau einige Tage früher. Der Abschied den die Herzogin von ihr nahm, war diesmal zärtlicher, inniger, wehmuthsvoller als je. Sie begab sich mit ihr in ein einsames Zimmer. Da schloß sie die Geliebte weinend in ihre Arme, wollte sich trennen und schmiegte sich wieder an ihre Brust. Sie wußte nicht, wie sie herzlich genug ihre innere Bewegung ausdrücken sollte. Endlich mußte die Trennung erfolgen. Elisa warf sich tief erschüttert in den Wagen. Der Wagen rollte dahin, und im Rückschauen und Nachschauen hingen die Blicke noch lange zusammen, wie die Herzen immer. Gegen die Mitte des Octobers ging die Herzogin nach Paris zurück, wo sie den 3. November ankam und mit frischer Lebendigkeit in den Kreis ihrer Thätigkeit wiederum eintrat. Da fand sie zu wirken, aber auch zu kämpfen. In irgend einer von den pariser Zeitschriften hatte sich ein Priester des Fanatismus nicht gescheut, eine giftvolle Verleumdung gegen die Protestanten einrücken zu lassen. Diese

wurden darin als Arglistige, Zügellose, Boshafte, als Meineidige', Räuber, Eheschänder, mit Einem Wort, als Menschen von allen Gattungen der Frevelhaftigkeit dargestellt. Die Herzogin, über dies, ihren Glaubensgenossen zugefügte, schreiende Unrecht in Unwillen gesetzt, traf zufällig den Zensor dieses Blattes in einer Gesellschaft. Sogleich trat sie zu ihm und eröffnete ihm mit der ihr eigenen Sanftmuth ihre Beschwerde gegen den Verfasser jener Schmähschrift. Der Herr Zensor wagte die unwürdige Entschuldigung vorzubringen: gedachte Schrift sey nicht gegen die protestantischen Franzosen, sondern gegen das protestantische Ausland gerichtet. Die Herzogin erwiederte: „Immer schlimm! Es fragt sich, ob solche verleumderische Vermessenheit gegen einen ehrwürdigen kirchlichen Verein, aus dessen Schooße nie eine Empörung hervorgegangen, der in ganz Europa Anerkennung und Bestand findet, dem selbst hier zu Lande Gesetz und König Schutz verheißen, erlaubt und recht ist!" Der Mann versprach, darauf zu halten, daß ihr eine solche Ursache zum Mißvergnügen nicht wieder begegnen solle. Somit verschaffte das Ansehen der Herzogin den Protestanten, wenigstens in Paris, einige Ruhe. In Beziehung auf diesen Vorfall, schreibt sie unterm 24. November 1820 an eine Freundin:

„Der Kampf zwischen echtem Christenthum und Papstthum, zwischen Gesetz und Willkür hat begonnen; noch werden Zeiten der Trübsal Statt haben; aber was erlangt der Mensch ohne Kampf? Das Gold muß durch Feuer geläutert werden. So geht es mit den ewigen großen Wahrheiten, bis sie erkannt und gefaßt werden. Sie können verdunkelt werden, aber um nachher desto heller zu leuchten."

Ueber den an dem Herzog von Berry begangenen Meuchelmord schrieb unsere Herzogin an ihre Schwester: „Der Mensch, der diesen Mord beging, hat in der Armee unter Bonaparte gedienet, ist noch ein fanatischer Anhänger der Bonapartischen Partei. Die That ist entsetzlich, doch ich bin froh, daß der Thäter kein Protestant ist, wir würden schwer dafür zu büßen haben, obwohl weder die eine noch die andere Confession die Frevel zu verantworten hat, die von einem Mitgliede derselben begangen worden. Aber es ist nun einmal so, daß der Fanatismus keine Vernunftgründe hört. Ach! wenn werden doch endlich Haß und Verfolgung, von Religionswegen aufhören! Liebe ist das Hauptgebot, welches das Christenthum uns vorschreibt. Liebet eure Feinde, sagt Christus, segnet die euch fluchen; und gewiß man kann es dahin bringen, so ge-

wiß, als Christus nichts Unmögliches fordern konnte. Groll und Haß müssen schwer in der Seele liegen; zum Glücke weiß ich davon nichts. Ach, es ist uns hier auf Erden nur eine kurze Spanne Zeit zugemessen. Wie können sich die Menschen solche mit Haß und Groll beflecken und verderben! haben wir doch viel was Besseres zu thun. Wir verlieren und versäumen ohnedies schon viel kostbare Zeit. Ach! ich habe wohl manche Stunde versäumt, ohnerachtet Dein großes Vorbild, meine Geliebte, immer vor meiner Seele stand! doch ich will redlich streben, so lange Gott mir das Leben läßt." — Solche Aeußerungen waren nicht etwa Redensarten einer zufällig herbeigeführten Betrachtung, sondern, wie der Verfolg dieser Darstellung ergibt, Nachklänge bedeutender Lebensvorfälle.

Die zunehmende Neigung unserer Herzogin zum sinnigen Nachdenken veranlaßten sie besonders in diesem Jahre 1820 mehr als je, der öffentlichen Erscheinung auszuweichen. Sie zog sich in die ländliche Einsamkeit zurück, lebte ihrer Tochter, ihren Enkeln und brachte manche Stunde mit der Gattin des Buchhändlers Treuttel zu, von der sie, unter kräftiger Mitwirkung der beiden Prediger Göpp und Boissard, in ihren Ent-

würfen und Bemühungen für den evangelischen Gottesdienst in Paris eifrig unterstützt wurde.

Der gesammte Inhalt ihrer Briefe aus dieser Zeit trägt eine dunklere Farbe gegen sonst. Auffallend zeichnen sich durch solche die Briefe an ihre Schwester aus. Doch leuchtet aus dem tiefen Ernst dieser Herzergießungen immer ein heiterer Zug hervor, ein freudiger Blick auf die höhere Vollendung der Menschennatur, und zeugt von der fortschreitenden Erhebung ihres Gemüths, von der höheren Richtung ihres Geistes gegen das Unvergängliche, Heilige, von dem das Gefühl in jeder Menschenbrust lebt, obwohl es nicht in jeder zur hellen Lebendigkeit erwacht, aber doch in verklärten Augenblicken, wie ein schimmernder Traum, emportaucht aus der Ueberschwemmung irdischer Mühen. Aus einem Schreiben an die Tochter Neanders, des berühmten Dichters geistlicher Lieder, heben wir folgende Stelle aus: „Was Sie mir von meiner Nichte Dorothea sagen, daß sie ein Stütze der Leidenden ist, freuet mich sehr. Die Gute läßt ihren echten, christlichen Sinn in Thaten übergehen, wie es seyn muß. Die christliche Religion, wenn sie recht verstanden und mit dem Herzen aufgefaßt wird, ist Liebe — Liebe zu unsern Nebenmenschen; Hülfleistung; Duldung

und Nachsicht gegen die Schwächen Anderer, und eigene Demuth, damit das Geistige in uns veredelt zurückkehre zu dem ewigen Geiste der Liebe. Dieses Leben ist nur Vorbereitung zu einem bessern Leben jenseits des Grabes."

Am letzten Tage des Jahres 1820 schrieb sie an ihre Schwester: „Wunderbar bewegt fühlt meine ganze Seele sich. Wieder ist ein Jahr unter Verwirrungen, vergeblichen Hoffnungen und eingetroffenen Befürchtungen verflossen. Besser ist nichts geworden. Gott gebe, daß es nur nicht schlimmer wird. Aber ach! wohin man umhersieht, da ist nichts Tröstliches zu sehen. Ich wende meine Blicke nach Deutschland. Die kleinen Souverains, die kein Kammergericht mehr über sich haben, wie werden es die treiben! Deiner Liebe gedenke ich, meine Elisa, die Du mir durch mein ganzes Leben hindurch so treu erwiesen hast, und das macht mich wieder heiter, wenn mich der Trübsinn beschleichen will. Ich sehne mich nach Dir. Gott führe uns in Löbichau gesund wieder zusammen!" —

Unmittelbar in der Mitternachtsstunde des neuen Jahres 1821 schrieb sie wieder an ihre Schwester folgenden Brief: „Es ist Nachmitternacht; aber zu Dir, meine Elisa, muß ich noch sprechen, ehe ich mich zur Ruhe lege. Im Kreise

meiner hiesigen Freunde feierte ich die Scheidestunde des Jahres, so wie wir es im våterlichen Hause gewohnt waren. Eine geistliche Musik machte die Einleitung und den Beschluß. Meine ganze Seele war zur Andacht gestimmt, sie erhob sich mit der Freudigkeit seliger Hoffnungen zu Gott, und eine sanfte, stårkende Heiterkeit kam von Oben auf mich herab. Als die Mitternachtsstunde schlug, begrůßten wir das neue Jahr mit Anstoßung unserer Glåser. — Heil und Segen ůber die ganze Menschheit! rief ich aus. — Wohlwollen und Liebe verbinde die Menschen unter einander! — das war mein zweiter Wunsch; Du gute, liebevolle Elisa, schwebtest mir vor. Gern håtte ich Deinen Namen laut genannt, aber so ganz, wie ich Dich kenne, kannte Keiner Dich in dem Kreise, obgleich Deine italienische Reise hier viel Beifall findet. Ich ging also mit meinem Glase in den einsamen Winkel eines Fensters, blickte zum bestirnten Himmel hinauf, nannte still im Herzen vor Gott Deinen Namen, trank auf Dein Wohl, dann nannte ich auch die Namen meiner Freunde im Vaterlande, sandte ein stilles Gebet zu dem liebenden Vater der Menschen und kehrte recht heiter und gestårkt zur Gesellschaft zurůck. Ich sehne mich nach Dir. Nun! Gott wird uns ja wieder in meinem friedlichen Lőbichau

zusammenführen und Dir und mir dazu Gesundheit verleihen.“ —

Nun gingen Wochen vorüber, und die Herzogin ließ nichts von sich vernehmen. Endlich gab sie der Schwester Nachricht, daß sie an einem gallichten Fieber schwer darnieder gelegen, jetzt aber mit, obwohl wankenden, Schritten der Genesung entgegen gehe. Im April sehen wir uns zuerst in Karlsbad wieder, schrieb sie der Schwester. In Löbichau wollen wir wieder recht unschuldig froh seyn und uns wenig um die Welthändel bekümmern; der politische Himmel hängt voll schwarz drohender Wolken. Hier in Paris kämpfen Parteien einen leidigen Kampf. Bei dem Worte ultra läuft mir immer ein kalter Schauer über den Leib. Ultraroyalisten und Ultraliberalisten sind gleich gefährlich im Staate. Jeder hat nur sich, nicht das Gemeinwohl im Auge. Der Egoismus ist der Krebsschaden überall. Die Monarchen sind gut; sie haben kein Interesse, es nicht zu seyn, aber die Regiersucht ihrer Diener und deren Diener verhindern viel Gutes, besonders Gesetze, die ihnen Verantwortlichkeit zumuthen. Doch Gott wird schon machen, was werden soll. Ich sehne mich nach Dir“ u. s. w.

Mit dem Anfange des Jahres war ein bedenklicher Zustand ihrer Gesundheit eingetreten,

der das bösartige Fieber ankündigte, dessen sie in obigem Briefe an die Schwester erwähnt, und wovon sie sich nicht völlig hergestellt fühlte. Gleichwohl rastete sie nicht; sie that Gutes, wirkte wohlthätig, wo und wann irgend eine Veranlassung dazu ihr begegnen mochte. Unermüdet arbeitete sie an der Ausführung ihres Lieblingsplans zur Errichtung eines maison de tutèle für arme oder verwaiste Mädchen durch Verwendung, Briefwechsel und sehr bedeutende Geldbeiträge. Trotz ihrer angegriffenen Gesundheit, scheuete sie sich nicht, mit der Gattin des Buchhändlers Treuttel in ein dunstiges Armenhaus zu gehen, wo es an der gehörigen Heizung fehlte. Sie schwieg, als sie das Elend der Armen sah; aber sogleich wurden die Zimmer des Armenhauses mit tüchtigen Ofen versehen, und andern Mißbräuchen in der Verwaltung dieser Anstalt half sie durch ihren Einfluß ab. — Eben dieser Einfluß beförderte zu einer, in religiöser Rücksicht wichtigen, Stelle einen redlichen, tüchtigen Mann, den Ränke eines unwürdigen Nebenbuhlers bereits zurückgedrängt hatten.

Indessen stellte ihre Gesundheit sich immer noch nicht vollkommen wieder her. Sie war genöthiget, ihre Reise nach Karlsbad weiter hinaus zu schieben und endlich ganz aufzugeben, aber die

spätere Reise nach Löbichau, was auch die Aerzte dagegen vorstellten, vermochte sie ihrer Sehnsucht nicht zu versagen. Der Anfang des Maimonats wurde zur Abreise bestimmt. Sie konnte aber Paris nicht verlassen, ohne von ihrer Freundin Treuttel einen herzlichen Abschied zu nehmen und manches, ihren Lieblingsplan betreffend, mit ihr zu verabreden. Mögen die eigenen Worte der wackern Treuttel die Innigkeit schildern, mit welcher die Herzogin von ihr schied. Nachdem sie von einem blindgebornen Knaben erzählt hat, an dem die Herzogin auf ihre Kosten die sorgfältigsten Heilungsversuche veranlaßt, und dem sie zu der bis dahin ihm verweigerten Aufnahme in die Blindenanstalt zu Paris verholfen, fährt sie fort: „So bleibt mir auch von der letzten Stunde, die ich bei dem Abschiede von dieser Edlen mit ihr verlebte, eine heilige Erinnerung. Als ich mich entfernen wollte, zog sie mich an das Fenster, drückte mich an ihr Herz und sagte: „„Nicht wahr, liebe Treuttel, Freundschaft ist ein seliges Gefühl?““ — Ich antwortete: „„O ja! Niemand kann das besser fühlen als ich; aber ich vergesse deswegen die Scheidewand nicht, die Geburt und Rang zwischen die Menschen stellt.““ — Sie unterbrach mich mit den Worten: „„Was sagen Sie, meine Liebe? sind Geburt und Rang

nicht ein Kleid, das wir ablegen, wann wir von hinnen gehn? Ist nicht hier etwas, das uns verbindet?"" indem sie die Hand auf das Herz legte. — Diese Worte, mit einer innigen Umarmung zum Lebewohl, waren die letzten, welche diese schöne, über alle Hoheit der Erde erhabene Seele in mein Herz legte. Darauf folgte noch ein lieber Brief, worin die Edle am Ende sagt: „„Wenn wir uns wiedersehen, o dann wollen wir recht wirken!"" —

Die Herzogin trat hierauf ihre Reise zur bestimmten Zeit an, wurde aber unterwegs von einem heftigen Fieber mit Eingeweidekrämpfen überfallen, welches aber doch so leicht vorüberging, daß sie nach zwei Tagen in Heidelberg die Ruine besteigen und an andern Orten sich manche Anstrengung zumuthen konnte. Etwas angegriffen von der Reise und dem Fieber, traf sie den 15. Mai in Löbichau ein. Wie immer flog ihr auch diesmal der laute Jubel der Ihrigen entgegen. In der Freude des Wiedersehens verschwand das krankhafte Ansehen der, trotz den Spuren der Krankheit, immer noch schönen Gestalt. In dem lebhaftesten, liebevollen Gespräche mit der Schwester, und während des Vertheilens von mancherlei kleinen Geschenken unter die Freunde und Hausgenossen, erklärte sich vollends ihr gan=

zes liebliches Wesen. Das war keine Genesung, es war ein Wechselzustand zwischen Schmerz und Ruhe. Selbst die bald erfolgte Ankunft ihrer drei Töchter wirkte nur auf kurze Zeit durch das Gemüth auf die angegriffenen Nerven. Die Eingeweidekrämpfe kehrten zurück. Den ersten leichten Anfällen widerstand sie mit so zarter Schonung für die liebende Besorgniß ihrer Umgebungen, daß sie kaum eine leise Klage sich erlaubte. Jedoch bald nahm das Uebel eine Wendung, die zwischen mehr und minder heftigen Anfällen am 28. Mai in einen Gefahr drohenden Zustand überging, von dem die Leidende in wenigen Tagen sich abermals hergestellt glaubte. Ihr erstes Wiedererscheinen am 24. Junius im größern Speisesaale begrüßte ein Wechselgesang, worin die Fürstin von Hohenzollern eine Stimme hatte, unter andern mit folgenden Worten:

Dorothea waltet wieder;
Ihre Tage, neu gestimmt,
Sind geweihte, heitre Lieder,
Die der Himmel gern vernimmt.
Lange wird sie hier noch wallen
Und in Gottes Frieden ruhn;
Denn ihm ist's ein Wohlgefallen,
Was geweihte Menschen thun.

Am Abende eben dieses Tages bezeugten die

Unterthanen ihre Freude über die Genesung ihrer Herrin durch einen Aufzug mit Musik und Fackeln. Der Zug bewegte sich durch den Garten, bildete vor dem Balcon einen Halbkreis und sang das Lied: „Herr Gott, dich loben wir." Die nahe vollständige Herstellung der hochgeliebten Fürstin schien jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, so daß die beiden Töchter, die Herzogin von Azarenza und die Fürstin von Hohenzollern, einer nothwendigen Reise wegen, den 30. Junius die Mutter ruhig verlassen konnten.

Acht Tage später wurde das Genesungsfest durch eine kirchliche Feier begangen. Der Tempel und besonders der Sitz der Fürstin war mit Blumen geschmückt. Es wurde ein für diesen Tag etwas abgeändertes Kirchenlied gesungen, mit Unterbrechungen von Knabenchören, von der Orgel herab. Das letzte Amen ward von jungen Mädchen, aus der Tiefe der Kirche, wo man sie nicht sah, wie von leisen Engelstimmen wiederholt. Dann sprach der Geistliche auf der Kanzel ein Gebet, an dem gewiß jedes Herz in der Versammlung Antheil nahm. Hierauf folgte eine angemessene treffliche Predigt. Wohl nie sind innigere Gebete und andachtsvollere Gedanken emporgestiegen zu dem Vater der Menschen. —

Abends wölbte sich vor dem Balcon ein mit

Kränzen geschmückter Lichtbogen über den breiten Eintritt zu den links und rechts durch den Garten sich hinziehenden Gängen. In der Mitte zwischen den Blumenstäben, die den Bogen trugen, öffnete sich eine kleine bekränzte Pforte. Vor dieser brannte ein Opferaltar. Auf beiden Seiten der Pforte standen mit ihren beiden Lehrern die Chöre der Schulkinder, rechts die Knaben links die Mädchen, und sangen der wiedergeschenkten Herrin zu Ehren einen Wechselgesang, von dem wir nur folgende Strophen ausheben:

Mädchen.

Seht! wir Kinder sind ein Garten,
Den um sich die Hohe schuf;
Hände, die der Pflanzen warten,
Kamen gern auf ihren Ruf.
O wie wird noch frisch und grün
Ihre Pflanzung sie umblühn!

Knaben.

Möge jede zarte Pflanze,
Unter Gottes Sonnenschein,
Ihr zu einem schönen Kranze,
Der noch droben blüht, gedeihn!
Lehrt uns doch ein heilig Wort:
Wer hier säet, erntet dort.

Der Gesang ging über in einen allgemeinen Chor der sämmtlichen Kinder. Dann trat durch die kleine Blumenpforte eine weiße Geniusgestalt in den Kreis und endete durch einen Schlußgesang das erfreuliche Fest.

Die Herzogin stand jetzt in ihrem einund-sechzigsten Jahre. Ihre ganze Lebenszeit schien bisher ein Gefolg unmittelbar an einander gereihe-ter Frühlinge zu seyn. Ihre kräftige Natur hatte mancherlei Anfechtungen und Störungen von In-nen und Außen erfahren, jedesmal aber von dem Niederdrucke sich kräftig und schön erblühend wie-der erhoben. Ein solches ward auch diesmal ge-hofft. Ihre Genesung schien um so mehr vor-wärts zu schreiten, da das geistige Leben dieser wunderbar lieblichen Gestalt mit voller frischer Kraft, von Innen durchleuchtend, sich der äußern Persönlichkeit mittheilte. Nur der leise Anhauch einer Krankenfarbe des feinen, immer noch vollen Gesichtes verrieth den geheimen Feind, der hinter der Oberfläche seine Zerstörungen fortsetzte, und durch täglich wiederkehrende Schmerzen auf ein gefährliches Nervenleiden hindeutete.

Mitten in diesem peinvollen Zustande und trotz ihm, blieb ihr Geist regsam und munter; rüstig und thätig ihr Herz. Sie ließ Bücher kommen für die Kinder ihrer beiden Schulen.

Auch zur Belehrung, Erbauung und verständigen Unterhaltung für die Erwachsenen, für die Hausväter und Hausmütter ließ sie Bücher herbeischaffen und verordnete deren Vertheilung. Hiernächst beschäftigte sie sich ununterbrochen mit den Mitteln für Gründung jenes Waisenhauses in Paris. Sie wechselte Briefe deshalb mit ihrer Freundin Treuttel und mit dem Prediger Göpp. Die protestantische Gemeinde zu Paris hatte ein kirchliches Dankfest für die Genesung der Herzogin gefeiert. An den Prediger Göpp, der ihr die Kunde davon gegeben, schreibt sie unter dem 8. Julius 1821: „Später, als mein Vorsatz war, sende ich Ihnen, geschätzter Mann, meinen Dank für Ihre Theilnahme an meiner Genesung. Ich bin von dem mir zugestoßenen gallichten Schleimfieber noch so angegriffen, daß die völlige Genesung nur langsamen Schrittes fortgeht. Rührend ist mir der Beweis des Andenkens unserer Gemeinde, und ihr gemeinschaftliches Gebet für meine Erhaltung. Danken sie für mich Allen, die Theil an diesem öffentlichen Dankopfer hatten. Sagen Sie unsern Glaubensgenossen, daß die religiösen Gefühle, die uns vereinigen, mich immer auffodern werden, so viel ich vermag, zu thun, was unserer Gemeinde nützlich werden kann. Am ersten Julius konnte ich bei dem sonntäglichen Gottesdienst zum ersten=

mal wieder mit meinen Unterthanen zu dem Erhalter unsers Lebens beten. In tiefster Demuth dankte ich Gott für mein wiederkehrendes Leben, und daß des Ewigen Huld mich würdigt, ein Mittel zu seyn, Ihre höheren Zwecke befördern zu helfen. Man hatte Feste veranstaltet, die mich freudig überraschten. Ganz vorzüglich aber erfreuen mich die außerordentlichen Fortschritte, die meine Schulkinder in diesem Jahre, unter der Sorgfalt des trefflichen Predigers Pleißner und der beiden eben so trefflichen Schullehrer, gemacht haben. Auch ihr Gesang ist rein und schön gebildet. — — — Was die Uebersetzung der Weiller'schen Rede, über die religiöse Aufgabe unserer Zeit betrifft, so denke ich, könnte man wohl zum französischen Titel die Worte nehmen: Discours de Mr. Weiller sur les besoins religieux de notre temps. Der Ausdruck Tendance religieuse du siècle möchte mißverstanden oder absichtlich gemißdeutet werden. Immer muß man an die Bösen denken, die das Gute zu verhindern suchen. Es thut mir leid, für das maison de tutèle wenig oder nichts gethan zu haben. Meine Krankheit verhindert mich" u. s. w.

So wie sie nun durch die anhaltenden Leiden sich in ihren gewohnten Beschäftigungen nicht unterbrechen ließ, so entzog sie sich auch selten,

24

und nur wenn ein Schmerzanfall überwältigend wurde, der gesellschaftlichen Unterhaltung, brachte auch mehrere Morgenstunden auf dem Zimmer der Schwester zu. Sie besuchte selbst das muntere Fest, welches den Schulkindern gegeben wurde. Ihre liebste Unterhaltung war die Musik, und zwar vorzüglich und fast ausschließend die ernste, heilige Musik des Kirchenstyls. Die Abende waren durchgehends musikalischen Genüssen gewidmet. Das Weltgericht von Apel und Schneider waren erschienen. Sie ließ es durch den geschickten Organisten Barthel aus Altenburg mit Clavierbegleitung in dem größern Gesellschaftssaal aufführen. Es ward oft wiederholt. Die Tonkunst wirkte wundersam und lindernd auf ihre leidenden Nerven. So sehr sie indeß ihren Krankheitszustand zu verbergen strebte, so blickte doch durch die sanfte, milde Freundlichkeit ihrer seelenvollen Augen ein leiser Zug des verhüllten Schmerzgefühles hindurch, bis endlich mit dem Ende des Julius die Gewalt des gesteigerten Uebels ihre schon sehr gesunkenen Kräfte gänzlich darnieder warf. Sie kam nicht mehr in die größere allgemeine Versammlung. Engere Kreise nur durften ihrem Krankenlager sich nahen, und da ging denn nicht selten ein schönes, heiteres Leben von ihrer Seele aus, welches die Anwesenden, bis zur Vergessen-

heit, eine Schwerkranke vor sich zu sehen, begeisterte. Vorzüglich wurden ihre Freunde mit dieser merkwürdigen Erscheinung nach oder während einer erhebenden Musik überrascht und entzückt. Wenn die hohen Gesänge des Stabat mater, oder die Engelchöre des Weltgerichtes in ihr Krankenzimmer durch die geöffneten Thüren der zwischenliegenden Gemächer hinübertönten, so trugen die heiligen Klänge nicht nur ihre fromme Seele gleichsam zu ihrer Heimath empor, sondern sie nahmen auch von ihren Nerven den Schmerz und gaben ihnen die verlorne Spannkraft zurück. Sie verließ dann in solchen begeisterten Augenblicken das Lager und eilte, ohne einen stützenden Arm, in das an den Musiksaal stoßende Zimmer, um inniger und unmittelbarer den Eindruck der herrlichen Töne zu ihrer Empfindung gelangen zu lassen. Dann kam über ihre geweihete Seele eine erhebende, stärkende Wehmuth, wie wenn von einem Stral des höheren Lebens das Schmerzgefühl der irdischen Hinfälligkeit gleichsam versöhnend berührt wird.

Sie wünschte eine Cantate für den Gottesdienst ihrer Kirche. Schink dichtete sogleich den Text, der Organist Barthel setzte dazu die Musik, die eiligst eingeübt wurde. Sie hörte die Proben und schlug einige Veränderungen in der Einrich-

tung vor. Solche Momente plötzlicher Kraftäußerung waren wohl geeignet, die Freunde und Freundinnen der leidenden Fürstin mit dem Muthe neuer Hoffnungen zu beseelen. Ein solches Hoffnungsgefühl begeisterte den Dichter Schink zu folgendem Erguß seiner Muse:

Wie der Tonkunst Gewalt auf Deine harmonische Seele
Zauberisch wirket und Dich, Fürstin, erhebet und heilt,
Wie den Himmel sie Dir in seiner Herrlichkeit aufschließt,
Vorempfinden Dich läßt, wie es dort oben wird seyn:
So — bist nahe Du mir — duftet der Kranz der Genesung
Um die Schläfe mir, blüht jugendlich kräftig empor.
Wie der magische Laut in Pergolesi's Gesange
Töne der höhern Welt säuselt ins Ohr Dir herab:
So umfängt mich das Reich der seligen Geister, ich höre
Harfen der Engel, wenn Du öffnest den huldigen Mund;
Leichter fühl' ich mich dann, fühle mich geistig verjüngt.
Heilender Schutzgeist, dir Dank! Kein wunderthätiger Bischof
Wirkte dies Wunder; es ist leider mein Glaube sehr schwach
An die weichende Kraft der Inful; ich glaube nur Wunder,
Die der Anmuth Gewalt wirket in lieblichen Frau'n:
Darum pilgre fortan, wer will von Krankheit genesen,
Nach Loretto nicht mehr, pilgre, o Herrin, zu Dir!

Ein abermaliges Genesungsfest ward ersonnen. In ihrem Hain sollte die allgeliebte Fürstin von der Hamadriade einer Buche, die einen lieblichen geschmückten Raum überschattete, und von sechs Echostimmen begrüßt werden, die darauf harrten, eine nach der andern die letzten Worte jener Strophe eines Wechselgesanges der Nymphen umherzurufen in dem schallenden Hain. Mit dieser Begrüßung sollte die Hochgefeierte auf ihre Lieblingshöhe hinaufgeführt und von einem weissagenden alten Druiden daselbst überrascht werden. Hierauf sollte wieder ein Wechselgesang der Waldnymphen mit dem nachtönenden sechsmaligen Echo, beginnen und endlich im Triumphzug die Fürstin zurückbegleitet werden. Die Triumphbogen waren errichtet, die Wege durch den Hain bekränzt, jene Anhöhe festlich geschmückt. Aber den Tag vor dem bestimmten Feste warf ein wiederholter Rückfall die Allgeliebte von neuem auf das Krankenlager zurück. Die Lieder schwiegen, die Kränze verwelkten; groß war der Schmerz der theilnehmenden Freundschaft, aber nicht hoffnungslos, denn immer noch sprüheten Funken aus diesem erlöschenden Leben. Sie unterhielt nicht selten Freunde vor ihrem Bette mit entzückender Anmuth und oft recht begeisterten Herzensergüssen. Sie sprach stundenlang mit vergleichendem Scharfsinn

über den Gang der Zeit, über die fördernden, oder hemmenden Eigenschaften derselben, über Kirchenwesen, Schuleinrichtungen und über die heiligsten Angelegenheiten und Bedürfnisse der Menschheit. Sie schrieb und beantwortete Briefe auf dem Bette. Ein angesehener Geistlicher hatte ihr ein merkwürdiges Schreiben zugesandt, worin er zuerst über sein eigenes körperliches Uebel und über seinen Seelenschmerz ziemlich weitläufig sich ausläßt; dann aber kommt er auf die Leiden der Herzogin zu sprechen, gibt ihr sein herzliches Bedauern zu erkennen und äußert die philosophisch-theologische Meinung: „Die Welt liege tief im Argen und sey mit einer Masse von Sündhaftigkeit belastet, welches die Langmuth Gottes übersteige und dessen Strafgerechtigkeit aufreize. Nun geschehe es, daß mannichfaltiges Leiden über die bessern Menschen komme, auf daß eine gewisse Expiation zwischen der göttlichen Gerechtigkeit und der sündhaften Welt vermittelt werde" u. s. w. — Hierauf antwortete die verständige, wahrhaft christliche Fürstin dem frommen Mann: „Sie danke ihm von ganzem Herzen für seine Theilnahme an ihrem Krankheitszustande, so wie auch für die vortheilhafte Vorstellung, die er von ihrer moralischen Würdigkeit hege; nur könne sie die Meinung: daß die Leiden guter Menschen, die

doch sämmtlich nicht fleckenlos vor Gott erscheinen, zu einer Expiation zwischen der sündhaften Welt und der Gerechtigkeit Gottes dienen, nicht beipflichten. Und wenn dem auch wirklich so sey, so könne doch sie den Trost sich nicht aneignen, zu jenen heiligen Opfern zu gehören. Sie sey sich mancher Fehler und Schwächen, überhaupt ihrer eigenen Sündhaftigkeit innig bewußt und habe Gott nur in tiefster Demuth anzurufen, daß er ihre Mängel und Fehltritte nach seiner Barmherzigkeit ihr vergeben möge u. s. w.

Sie erhielt einen Besuch von dem würdigen Prediger und Consistorialrath Richter aus Kurland, dessen sie sich sehr freute; sie sprach zu dem willkommenen Manne mit aufgeregter Lebhaftigkeit. Auf die von ihm geäußerte Hoffnung, daß Gott ein so theures Leben, für welche so viel tausend Gebete zu ihm emporstiegen, wahrscheinlich erhalten werde, erwiederte sie, ihr immer noch helles seelenvolles Auge zum Himmel richtend: „Ich bin gefaßt. Kann und soll ich hienieden noch wirken und nützlich seyn, und ist das irdische Daseyn mir selbst noch dienlich, so wird es der Ewige fristen; wenn nicht, sein Wille geschehe! und dann geht mein Geist aus einer schönen Welt zu einer schönern hinüber."

So richtete sich diese kräftige Natur in mancher

Stunde vom Niederdrucke empor, daß, auf Augenblicke wenigstens, der Sieg der Zerstörung zweifelhaft schien. Doch nahmen im Ganzen ihre Kräfte mehr und mehr ab. Eine dunkle Ahnung bemächtigte sich der um die edle Dulderin trauernden Liebe. Der Dichter Schink spricht die allgemeine Stimmung in folgenden Worten aus, die hier eine Stelle verdienen.

Warum so ernst, o mein Geist, so trüb', als hätte die Freude
Keinen Kranz mehr für Dich? Warum so ernst und so still?
Warum gestaltet sich Dir das Leben zum nebelnden Herbsttag?
Warum ruft die Natur rings nur Verhältniß mir zu?
Wo bist, Löbichau, du mit deinem magischen Liebreiz?
Ach! die Herrin liegt krank; Leben und Anmuth entflohn!
Wie des Genius Nam' mit der verlöschenden Fackel
Rauscht es um mich, — O schirmt, Engel des Lebens, ihr Haupt.

Ihr mattes Daseyn war nun eine sinkende, immer niedriger auflodernde Flamme; doch sprach die Leidende noch am 17. August Abends in ihrem kleinen Schreibkabinette mit einem Freunde von 9 bis gegen 10 Uhr ziemlich lebhaft über die

Vertheilung der Schulbücher, über ihre Entwürfe, die Kirche und Schulen betreffend. Dann begab sie sich zur Ruhe, schlief seit Monaten zum erstenmal ungestört die ganze Nacht hindurch, erwachte heiter, fühlte sich erquickt und sandte früh um 8 Uhr hoffnungsvolle Nachrichten ihrer Schwester und der Herzogin von Sagan zu. Bis um 10 Uhr unterhielt sie sich mit einer Freundin in leichten und heitern Gesprächen. Plötzlich kehrt sie das Gesicht nach dem Fenster hin, wendet mit einem Schrei des Entsetzens, als ob eine Schreckensgestalt auf sie eindringe, den Kopf nach der Gegenseite, hüllt ihn in die Kissen, richtet sich wieder heftig empor, die Augen starren. Ein Nervenschlag hatte ihr Leben getroffen. Sie sprach nicht mehr, nur das Bewußtseyn schien in einzelnen Momenten wiederzukehren; dann wendete sie den Blick bald nach der Tochter, bald nach der Schwester; aber das holde Gesicht hatte die Kraft nicht mehr, freundlich zu seyn. Die Aerzte eilten herbei, doch umsonst! Die Lebenshoffnung war verschwunden. Einundvierzig Stunden rang diese herrliche Natur mit der Zerstörung. Die Herzogin von Sagan und die zärtlichste Schwester verließen nur auf Augenblicke der Erholung das Lager der Sterbenden, bis sie am 20. August früh um 4 Uhr entschlief. Sie hatte sechzig Jahre

und sechs Monate gelebt, als ihr Auge, welches bis zu den letzten Stunden des irdischen Daseyns, immer lebhaft und sprechend war, im Tode brach. Die Untersuchung des Leichnams fand die Eingeweideverhaltnisse unverletzt, unzerrüttet und war daher genöthigt, die Todesursache in einer Erschöpfung und Auflösung des Nervenlebens zu vermuthen.

Betäubend war die Bestürzung, welche nicht allein die Hausgenossen ergriff, die trostlos weinend und schweigend durch die Zimmer wankten, aus denen der Geist des Lebens entwichen war; sie traf nicht nur die Unterthanen, die den Schutz und die Sorgfalt der edelsten Herrin verloren hatte, sie theilte sich der ganzen Umgegend mit. Die Todesbotschaft erfüllte ihr Vaterland mit trostloser Betrübniß, sie setzte, als sie nach Paris kam, die Gemeinde der evangelischen Kirche, der die edle Fürstin ein Schutzengel gewesen, und den Kreis ihrer Freunde daselbst in die tiefste Trauer. Wer aber schildert den niederwerfenden Schmerz, der die vier Töchter der Hingeschiedenen und die, durch so viel Verluste geliebter Herzen verarmte Schwester und die Brüder überfiel!

So war denn nun hinübergegangen in ihre Heimath die feinste, zarteste Seele, die ein rettender, ein helfender, wohlthuender Schutzgeist

für Tausende hienieden gewesen, verstummt waren nun auf immer die sanften Lippen, von denen Worte der Liebe, Worte heiliger Empfindungen geflossen, erloschen die Augen, aus denen wärmende Stralen in jedes Gemüth, das sich ihr genahet, übergegangen. Todesblässe auf der Stirn, wo einst Gedankenhoheit gethronet. Ihr Herz wird aufbewahrt in einer silbernen Kapsel mit der Inschrift:

Wohlwollen schlug in diesem Herzen
Und Zartgefühl für fremde Schmerzen.

Wie eine Sanftschlummernde, mit dem weißen fürstlichen Todtenschmuck angethan, lag die holdselige Gestalt in ihrem Sarge auf dem hohen Trauergerüst. Finster verhangen, mit Kerzen durchschimmert, war die Todtenhalle, in welche sich der Saal der Freude verwandelt hatte. Auf dem Deckel des Sarkophags las man die Worte:

Ihr Geist ging heim in einen hellern Raum,
Hier unten leuchtet noch sein Pfad;
Ihr Daseyn war ein sanfter Morgentraum,
Ihr Leben voll von Engelthat;
Und jede Thräne, die ihr floß,
Es war nur Dank, der sich ergoß.

Am Begräbnißtage zogen Schaaren von Trauernden herbei, um die erstarrten Züge der

unvergeßlichen Wohlthäterin der Gegend noch ein Mal zu sehen. Die Unterthanen des löbichauer Gebiets hatten gebeten, daß es ihnen vergönnt seyn möge, die heiligen Reste der theuern Herrin auf ihren Schultern zur Gruft zu tragen; und gern wurde ihnen solches gestattet. In dem Hain auf der Anhöhe, welche die Hingeschiedene selbst zu ihrer Ruhestätte geweiht hatte, ward ihre Leiche versenkt. Den nächstfolgenden Tag fand man das Grab mit Kränzen geschmückt und die Bäume umher mit Blumengehängen umwunden. Unzählige Thränen des Dankes, der Verehrung und Liebe benetzten die heilige Gruft. Den Sonntag nach der Bestattung wurde die kirchliche Gedächtnißfeier gehalten. — Mit dem wehmuthvollsten Schmerz ergriff die Anwesenden der Anblick der Kirche. Welch ein Wechsel der Scene! Schwarz und dunkel, das Verhängniß andeutend, welches das theure Haupt getroffen, war die Tribune bekleidet, wo die Verewigte, vereint mit der Gemeinde, kurz zuvor unter Blumen ihre Dankopfer dem Lenker menschlicher Schicksale dargebracht hatte. Solche nahe Erinnerung schärft den Schmerz der verwaisten Liebe, die dem Weggange der geliebtesten Seele nachschaut.

Ein liebenswürdiges Daseyn ist an unsern Blicken vorübergegangen, in einer Gestalt, an der die Natur versucht zu haben scheint, was sie im Reiche der lieblichen Formen vermöge. Unter einer sanft gewölbten Stirn beseelten ein paar Augen, die ein heller, wohlwollender Geist glänzend verklärte, das, in unerschöpflicher Jugendfülle blühende, holde Gesicht. Zierden desselben waren eine zartgebogene Nase und ein wohlgeformter Mund. Nur wenn sie lebhaft sprach und eine Meinung verfocht, kam etwas Hastigkeit in ihren Vortrag; aber auch dann wich die Grazie nicht von ihr. Immer umfloß das zarte, sanfte Lächeln der Freundlichkeit die Lippen, welche sich nie zum lauten Lachen verzogen. In dem ganzen feinen Bau der äußern Persönlichkeit herrschte ein solches Ebenmaß, welches jede zufällige, unbewußte Bewegung leicht, bequem, anmuthig und voll Liebreiz erscheinen ließ. Ihre Haltung überhaupt, weil sie frei und natürlich aus dem feinsten Gliederverhältnisse hervortrat, war ungezwungen und edel; ihr Gang, obwohl etwas eilend, nicht ohne Würde. Reichlich mit Liebreiz von der Natur ausgestattet, hätte sie die Nachhülfe des Putztisches nicht bedurft; sie war der Schmuck ihres Schmuckes. Wohl hatten die Blüte der schönen Gestalt rauhe Stürme des Lebens getrof-

fen, aber den Eindruck ihrer Störungen bedeckten immer wieder nachblühende Maitage, so daß ein an sie gerichtetes Herbstgedicht mit Recht folgende Worte ihr zusingen konnte:

Hingestorben ist das Blumenleben,
Edle, hohe Freundin der Natur;
Einsam flattert noch ein Kranz von Reben
Dir entgegen von der öden Flur;
Alle Spur des Schönen ist vernichtet:
Doch die Schönheit selbst hat sich hinein,
In dein Leben tief hinein geflüchtet,
Um nicht länger auf der Flucht zu seyn.

Bildnisse von ihr sind genug vorhanden, keins, das den Blick, der sie wandeln sah, befriedigt. Am treuesten zeugen von der Huldgestalt zwei Gemälde: das eine von Grassi, welches sie in Lebensgröße als Mutter, mit ihrer jüngsten, dreijährigen Tochter spielend, darstellt; das andere ein Kniestück, wie sie, auf einem Sopha sitzend, den Kopf mit der linken Hand stützt, von einem französischen Künstler. Ihr feines Profil zeigt ein Basrelief in Wachs, welchem die Darstellung auf der, zu ihrem Andenken geprägten Medaille vom Jahre 1813 nachgeformt ist.

In dieser schönen Hülle regte sich ein Geist, den nicht Bücherweisheit, sondern das Leben, der Umgang mit edeln, gebildeten Menschen erzogen

hatte. Zu der Zeit, in welche die Jugend unsrer Dorothea fiel, war Geistesbildung in ihrem Vaterlande nicht sehr allgemein, daher sie kein beträchtliches Magazin von Kenntnissen zusammentragen konnte. Desto lebendiger aber stärkten und hoben sich ihre geistigen Kräfte in den Reibungen der Weltverhältnisse, an den Ideen, welche die mißgeborne französische Umwälzung und die politischen Versuche in Polen aufgeregt hatten. Wäre sie geboren worden in einer ruhigern Zeit, in einem, von äußern und innern Erschütterungen minder betroffenen Lande: die sanfte Seele hätte ohne Zweifel eine andere Richtung gewonnen. So aber war ihr Scharfsinn zu sehr veranlaßt, sich fast ausschließend nur in politischen Schriften und Aufgaben zu üben, daher sie sich denn bescheiden, wie sie war, über andere Geisteswerke, die sie mitunter las, nie ein Urtheil anmaßte. Ihre Phantasie war nicht tief, nicht eindringend, nicht kräftig, aber leicht, lebendig, voll Schönheitssinn, alles mit Zärtlichkeit schmückend, was fördernd, ordnend oder einrichtend ihre Hände berührten; es war die Phantasie der unbefangenen Lebensheiterkeit, liebenswürdig, unschuldig, zart, ein spielendes Kind. — Der Witz gehörte nicht zu den besondern Vorzügen ihres Geistes, aber sie freute sich seiner unschuldigen Scherze. Sie

liebte das Schauspiel, las dramatische Werke, vorzüglich französische. Ein heiterer französischer, auch wohl deutscher Roman gewährte ihr eine angenehme Unterhaltung. Poesien, als solche, las sie nicht, wofern dieselben nicht etwa durch einen praktischen, sie ansprechenden Inhalt sich ihr empfahlen, und dann hatte an ihrem Beifall die Form keinen Antheil; doch war es ihr recht, wenn bei den, von ihr, oder für sie veranstalteten Festgenüssen die Dichtkunst ihre Würze hinzuthat, oder des Festes Schöpferin selbst war. Ihr sey, sagte sie oft, der Sinn für die Poesie von der Natur versagt, da doch in ihrem reizenden Wesen selbst die Natur gleichsam ein Werk der Poesie dargestellt hatte. Durch die Bedingungen ihrer Verhältnisse und durch den frühern Umgang mit Ausländern war sie von der deutschen Literatur ab- und zu der französischen hingezogen worden. Ihr geistiges Leben schöpfte die frühere Nahrung aus den Schriften Rousseau's, Montesquieu's, Mirabeau's, der Staël, der Genlis und Anderer von verschiedenem Gehalt. Da nahm ihr Geist seine Richtung, da bildete sich ihre Denkkraft, ihr Geschmack. An diesen Vorbildern übte sich die Feinheit, so wie die, dem Gedanken sich anschmiegende Gewandtheit ihres Ausdrucks im Sprechen und Schreiben; daher denn ihre französischen

Aufsätze und Briefe vor den deutschen sich vortheilhaft auszeichnen. Ihr Tagebuch ist französisch geschrieben. Auf diesem Wege nun war in ihre Seele ein klares, heiteres, freundliches Leben gekommen, welches nebelnden Vorstellungsarten — mochten sie auch eine fromme Miene zeigen und von dem herrschenden Zeitgeschmack empfohlen werden — den Zutritt versagte. Doch hatte ihre Leichtigkeit in Gedanken und Form nichts von der Leichtfertigkeit in sich aufgenommen, vermittelst welcher manche Schriftsteller sich mit dem Gegenstande ihre Betrachtung abzufinden wissen; denn die auf dem Gebiete französischer Literatur gesammelten Erwerbungen trafen in ihrer Seele eine Würde ursprünglich ernster Gesinnungen an. Und so entwickelte sich, durch Schicksale immer mehr gereift und gestärkt, jene anziehende, freundlich ernste Natur, welche wir im Verfolg ihres Lebens erscheinen sahn. Rein und klar mußte ihrem prüfenden Verstande sich zeigen, was ihres Beifalls gewärtig seyn wollte. Was ihren hellen, reinen Sinn nicht ansprach, da ging sie stillschweigend vorüber. Die leise Hinneigung zum Aberglauben, die sie offen eingestand, war ein Spiel, kein Geschäft ihres Geistes; sie wußte, was sie davon zu halten hatte. Auch bezog sich dieses Spiel durchaus nur auf Gegenstände des Welt-

lebens, auf Dinge der Zukunft, die gefürchtet oder gewünscht wurden. Aber fern blieb es von dem Heiligthum des Gemüths, wo ihr frommer Sinn seinen stillen Gottesdienst hielt; da war es hell, da waltete die Vernunft. Hier dürfen wir wohl eine Schilderung einfügen, welche die edle Fürstin von sich selbst macht. An den Chevalier de Bray, den Verfasser einer Geschichte Lieflands, in welcher huldigend ihrer Person gedacht wird, schreibt sie:

Vous avez bien voulu faire mention de moi, je trouve que Votre amitié s'est plû à me donner une place trop élevée parmi les femmes, qui se sont distinguées par leur esprit et leurs écrits. Je ne me trouve pas deplacée dans une société de gens d'esprit, car j'aime à les écouter et à m'instruire; mais ce qui me distingue peut-être, c'est c tte bienveillance générale qui fait le fond de mon caractère et le devouement constant pour mes amis. J'ai encore un sentiment bien prononcée pour tout ce qui est juste, une tolérance généreuse qui tient un peu de la fierté, et une humilite chrétienne inspirée par l'evangile, telle que notre sauveur nous en a donné l'exemple: c'est cette religion douce et eclairée, que je tâche de pro-

fesser. Voilà, mon digne ami, comme je suis, et s'il Vous arrive de parler de moi, Vous pouvez sans risquer de donner une opinion trop favorable de me moyens, attester que j'aime à faire le bien tant que je puis.

Licht und Recht war das Schiboleth, welches sich in ihrer ganzen Denk- und Handlungsweise aussprach und ihrem Blick in das Welt- und Menschenleben seine Richtung gab. Dieser Blick hatte freilich mehr im Großen, Allgemeinen, als im Einzelnen, worin sie häufige Mißgriffe that, eine bedeutende Schärfe und Geübtheit erlangt. Die französische Staatsumwälzung, die mit kathedralischen Redeübungen die Welt betäubte, dies Erzeugniß des Egoismus und der Eitelkeit, welches auch sie anfangs begeistert hatte, durchschaute sie bald, eh noch die Thorheiten und Grausamkeiten, diese würdige Nachkommenschaft solcher Eltern, vollständig an das Licht traten. Sie trug nun ihre höchste Begeisterung, ihre seligen, auf Völkerglück und Gemeinwohl sich beziehenden Erwartungen eifrig und dauernd auf den Mann über, der mit herkulischer Kraft das Ungeheuer getödtet, der die Blutregierung darniedergeworfen hatte, und, wie sie seine Thaten und Worte verstand, der Welt ein Zeitalter der Ge-

rechtigkeit und des Friedens verhieß; der Beruf war ja so erhaben und die Kraft dazu seinen Händen vertraut. Sie trug ein hohes Ideal veredelter Menschheit in der Brust, dessen Verwirklichung sie mit heißer Sehnsucht entgegensah.

Denn neben dem hellen Geist und über ihr waltete in ihrer Seele ein wohlwollendes Gemüth, wo die Weihe der Religion eine sanfte Stätte, eine ausgezeichnete Naturanlage fand, welche schon die ersten kindlichen Gefühle für fremdes Wohl und Weh erwärmte und die kleine Hand in Bewegung setzte zum Wohlthun, wenn sie auch nichts, als eine Liebkosung, zu geben hatte. Ihre Religion war das geläuterte, von allen leeren, zerstreuenden Beiwerken befreite Christenthum, der reine, ernste Protestantismus. Das Christenthum, in welchem sich ihre Gefühle bewegten, war nicht ein geschlossener Kreis, sondern eine Bahn, die zum Fortschreiten auffodert; eine Bahn, auf der der Wanderer mehr und mehr die niederen Beweggründe seiner Handlungen von sich thut und dem Höhern zustrebt. Eine solche Auffassung der Christusreligion hatte ihr ganzes Wesen ergriffen und durchdrungen, und dies gab ihrem protestantischen Lehrbegriff jene erleuchtete Ueberzeugung und Unverrückbarkeit, mit welcher sie dieses heilige Kleinod ihres Herzens festhielt und trotz allen

Versuchen, die in Paris gemacht wurden, sie einem andern Glaubensbekenntnisse zuzuführen, sich selbst treu blieb. Ihre Religion war Sache der Vernunft und des Gefühls. Letzteres zeichnete zwar weder durch Stärke, noch Tiefe sich aus; dahingegen war es nie heftig, immer gehalten und sanft, leicht erregt, umfassend, innig, unterstützt durch einen redlichen Willen. Ein solches Verhältniß der Gemüthskräfte brachte in ihrem innern Leben das Gleichgewicht, die Ruhe hervor, die auf ihre äußere Erscheinung das vollendende Licht warf und ihrer Persönlichkeit den hohen Reiz verlieh, der unwiderstehlich die Herzen gewann und selbst feindliche Gesinnungen versöhnte. Personen, die mit Vorurtheilen gegen sie zu ihr traten, gingen begeistert als ihre innigsten Verehrer von ihr. Jenes Gleichgewicht war die Grundlage ihrer sittlichen Eigenschaften, da schöpfte sie die Geduld mit den Gebrechen und Schwächen Anderer. Sie vertheidigte, entschuldigte fremde Fehler, und wo sie das nicht konnte, da schwieg sie. Und so war sie weit entfernt, irgend eine Verläumdung von sich ausgehen zu lassen, oder fortzupflanzen, wenn sie zu ihr gelangte. Das sanfte Gefühl, welches einer unangenehmen, nachtragenden Empfindung nicht Raum, noch weniger Dauer gestattete, war der Grund ihrer stets be-

reitwilligen Versöhnlichkeit, die aber, wie alle ihre sittlichen Eigenschaften, der Religion ihre Kraft, ihre Freudigkeit und höhere Bedeutung verdankte.

Ohne Zweifel ist manches harte Urtheil über sie zu ihr gekommen; denn es gibt immer dienstfertige Seelen, die durch mitgetheilte Kunde dem Freunde zu dem ihm zugedachten Schlage verhelfen, der ohne jene Kunde vorbeigefallen wäre.

Aber die Herzogin ließ sich durch aufgeregten Unwillen nicht abhalten, einem Uebelgesinnten, der ihre Person angegriffen, durch Wohlthaten, Dienstleistungen und Gefälligkeiten entgegen zu kommen. Und hierin war durchaus nichts Gesuchtes. So wie sie keine fremde Persönlichkeit beneidete, so nahm sie auch nie etwas Fremdartiges in sich auf; daher die Wahrheit ihres Lebens, die durchgeführte Natürlichkeit in ihrem ganzen Thun und Seyn. So wie sie ihre Fehler und Schwächen nicht verhüllte, so verschwiegen war sie bei ihren verdienstlichen Werken. In solchem Charakter der Wahrheit zeichnete ihre Sanftmuth sich aus. Mit dieser sittlichen Eigenschaft hat es dieselbe Bewandtniß, wie mit der wahren Empfindsamkeit, die vor dem Blick des Beobachters erröthend zurücktritt, dahingegen die falsche — der Wahrnehmung nachschleicht; sie läßt in der offenen Gesellschaft wohlklingende Worte der Leutse-

ligkeit, im verborgenen häuslichen Kreise aber ganz andere Töne vernehmen. Die Herzogin blieb immer sich gleich, immer sie selbst in der Gesellschaft, wie im häuslichen Leben, wo sie die sanfteste, freigebigste Herrin, gegen ihre Dienerschaft fast zur bis Uebertreibung nachsichtig war. Doch in der weichen weiblichen Milde, welche den Zutritt zu ihrer Person so leicht machte, und selbst in ihrer vertraulichsten Leutseligkeit verleugnete sich nie das Wesen der fürstlichen Frau. In dieser Haltung lag das Geheimniß des Zaubers, der sie umgab; daher denn auch ihre Herablassung, frei von aller egoistischen Berechnung, rein, wie sie aus der natürlichen Zartheit ihres Gefühls hervorging, nie etwas Demüthigendes für denjenigen hatte, den sie mit ihrer Aufmerksamkeit erfreute. Wer ihre Zuneigung besaß, war ihrer Gesinnungen sicher. Wäre sie in der Hingebung ihres Herzens so besonnen, so vorsichtig, so weise gewesen, als sie in der Freundschaft zuverlässig und treu war: sie würde manchem harten Urtheile, mancher Verleumdung entgangen seyn; aber die unwiderstehliche Neigung, Freude zu machen und wohlzuthun, hat ihre so häufigen Fehlgriffe dieser Art zu verantworten. Eben diese Bewandtniß hatte es mit ihrer Wohlthätigkeit; diese war unerschöpflich und so mächtig, daß sie manches be=

deutende Opfer selbst dem Putztisch entrang, der doch keineswegs ein vernachläßigter Altar ihrer Neigungen war; nur machte sie von den, in jenem Betracht ihr zu Gebote stehenden Kräften nicht immer einen tadelfreien Gebrauch. Trotz der warnenden Mißbilligung edler Freunde, konnte sie es nicht über sich gewinnen, unbescheidene, zudringliche Foderungen und Zumuthungen abzuweisen. Was vor so vielen fürstlichen Personen sie auszeichnete, das war der Muth, mit welchem sie den Tadel ertrug, sie, welche das Schicksal aus dem Privatstande emporgehoben zu der Höhe, wo die Schmeichelei zur Hausgenossenschaft gehört. Ihr besseres Selbst war dem Loose der Menschlichkeit unterworfen, es hatte mit Schwächen zu kämpfen; aber leuchten nicht neben den Schattenstellen schöne Denkmale einer edeln Natur? Ist es Schmeichelei, wenn ein Gedicht von ihr sagt?

Fern vom Hofgetümmel,
Fern vom Prunkgemach,
Leuchtet' ihr ein Himmel
Schöner Thaten nach!

Und diese Edle, bei der das Würdige so hoch ihre Mängel überragt, wurde verkannt? — Ihr besseres Selbst, welches in der tiefen Stille der Gesinnungen wohnte und dem Zeitungslobe so be-

flissentlich auswich, war von den Verhältnissen ihrer Stellung so überwachsen, daß eine bestimmte Nähe, eine gewisse Vertraulichkeit erfoderlich war, ihren vollen Werth zu erkennen. Doch wenn Volksstimme Gottes Stimme ist, so hat sich ein erhabenes Zeugniß für sie bei ihrem Dahinscheiden in der allgemeinen Trauer und in den Nachrufen der Verehrung ausgesprochen. Die erste Nachricht ihres Todes in der leipziger Zeitung sagt von ihr: „Mit ihr versiegte ein irdisches Daseyn, welches, gleich einer erquickenden, wohlthätigen Quelle, sich durch alle Verhältnisse ergoß, die näher oder entfernter von ihrem Wandel berührt wurden. Das zarteste Wohlwollen, die reichste Menschenliebe waren die Grundlage ihrer Handlungsweise, und so erwarb sie sich die unerschütterliche Anhänglichkeit derer, die mit ihr in irgend einer Beziehung standen; und selbst gegen Verkenner ihres Werthes, wenn es deren gab, regte sich in ihrer Seele nichts, als das sanfte Gefühl einer gern und leicht verzeihenden Sinnesart, die, als eine edlere Naturgabe, durch die Kraft der Religion gestärkt, geheiligt und zur Höhe der Vollendung war erhoben worden. Aber in den Segnungen der Wohlthätigkeit, welche sie mit sinnigem Geist und schonender Zartheit um sich verbreitete, fand sie ihre höchste Beseligung.

Nicht oft hatte eine fürstliche Seele eine so schöne Krone von Edelthaten ihrem Diadem zugefügt, als sie." — Diesen Worten schließt der Nachruf eines einfachen Landmannes der löbichauer Gemeinde sich an, den er im Namen seiner sämmtlichen verwaisten Genossenschaft folgendermaßen ausdrückt:

> Ach, wir haben eine große Frau begraben, doch uns war sie mehr!

So tönte es laut vom bekränzten Grabeshügel, so klagen wir, die wir das Glück hatten, Unterthanen der Herrlichen zu seyn. Ach mit mütterlichem Herzen sorgte sie für unser Wohl; Kirche und Schule, herrlich begründet und begabt, sind ihr Werk; und jeder von uns suchte durch moralisches Besserwerden den Wunsch der hohen Verewigten zu erfüllen, den sie bei einer milden Stiftung der neuen Schule und deren Hause äußerte, und wo ihre Unterthanen mit gerührtem Herzen ihr dankten: werdet gute und fromme Menschen und dann fühle ich mich belohnt. Schöne Worte einer Herrschaft, einer Fürstin zu ihren Unterthanen, würdig der Nachahmung, würdig der Befolgung. Und ob sie uns schon so früh entrissen ward, so wird sie ewig leben in unsern Herzen, und ihr Leben

glänzt, wie eine gute That. Mit dankgerührtem Herzen legen wir dies Blümchen auf ihr Grab. — Das folgende Gedicht nämlich, welches die Empfindungen und Gesinnungen der Unterthanen einfach und treffend ausspricht:

Die Hohe, welche die Unsre wir nannten,
Sie wandelt und wirket nun nicht mehr hier.
Was war sie uns allen! und wir erkannten
Den segnenden Engel des Herrn in ihr;
Sie brachte so huldvoll auf unsere Fluren
Ein irdisches Paradies herab.
Ach! weinend suchen wir nun ihre Spuren,
Und alle führen uns an ihr Grab.
Die Spuren alle! sie offenbaren,
Wie milde sie war, wie menschlich und hold,
Und was sie gethan und was sie gewollt,
Sie sagen uns alle, wie glücklich wir waren.
Wir schauen nach unserm Tempel dahin,
Wo jegliches Herz ihr Anblick entzückte,
Als sie mit himmelvollem Sinn
Den heiligen Altar des Ewigen schmückte.
Noch sehen wir, wie sie, von Andacht entglüht,
Da stand in Gottes Heiligthume,
Fürwahr schon hier eine himmlische Blume,
Die auf den Fluren des Himmels nun blüht!
Wir hören die heiligen Lieder der Jugend
In unserm Tempel erschallen — und tief,
Tief fühlen die Herzen die Sitte der Tugend,
Zu der sie, wie Christus, die Kinder berief.
Doch ach! der Hain, worin die Freude gewaltet,

Ihr Fußtritt wird nun nicht mehr ihn weihn!
Er hat ja traurig sich umgestaltet
Zu einem ernsten Todtenhain!
Da ist ihr Grab! Ihr Lüfte weht gelinder,
Weh't heilig um dieses geheiligte Grab!
Bekränzt es mit Blumen, ihr unsre Kinder!
Wir beten ihren Geist auf euch herab.
Da schlummert sie. Sie schlaf' in Gottes Frieden!
Kein wilder Laut entweihe diesen Hain!
Sie ist nicht gänzlich von uns geschieden,
Ihr Sinn wird immerdar mit uns seyn.
Zur Feierzeit im Abendschimmer,
Wann nächtliche Lüfte den Hügel umwehn,
Dann wird unsre Wallfahrt für immer und immer
Zu ihrer Schlummerstätte gehn!

Von der Wahrheit dieser Worte, welche die Gesinnungen der löbichauer Unterthanen gegen ihre verlorene Herrin ausdrücken, zeugt noch bedeutender ein Vorfall, der vier Monate nach dem Tode der Unvergeßlichen die Gebäude des Gutes, sammt dem Dorfe, in Asche zu legen drohte. Eine Feuersbrunst hatte die Scheuern ergriffen, die vermittelst der Pachterwohnung mit dem Schlosse in Verbindung standen. Kaum daß die Kunde davon erscholl, so eilten die Einwohner zur Rettung herbei. Die Flamme leuchtete furchtbar roth die Fenster des Zimmers an, wo die Hochgeliebte gewaltet und im Tode geschlummert hatte.

Alle riefen: „das Schloß unsrer Herzogin, unsrer Mutter, muß gerettet werden! wir setzen unser Leben daran!“ Viele trotzten wirklich der offenbarsten Lebensgefahr. Das Schloß wurde gerettet. — Aber auch der Frevel hatte sich herbeigeschlichen und bedeutende Entwendungen an den Sachen des unglücklichen Pachters verübt. Der würdige Geistliche hielt den Tag nachher die gewöhnliche Brandpredigt. Er erwähnte darin des begangenen Diebstahls, rufte das Andenken der verklärten Herrin zurück, die so reichlich den Samen der Tugend unter ihre Unterthanen ausgestreuet. Den folgenden Morgen fand der Pachter die entwendeten Sachen vor seiner Thür. Edles Leben, für welches eine solche Nachwirkung spricht und Stimmen zeugen von nah und fern!

Schink in seiner Gedächtnißfeier sagt:

„Ach! was sie noch Großes und Edles thun wollte, ist für uns dahin. Wie reich war ihr Geist an diesem schönen Willen! wie lebendig, wie thätig dieser Wille zur Ausübung! Dieser Geist, so vielseitig schon veredelt, welcher höheren Vollendung reifte er täglich entgegen. Immer mehr aus dem geräuschvollen Leben in eine stille, ländliche Einsamkeit zurückgezogen, immer enger einen kleinen Kreis geprüfter und auserkorener Menschen um sich vereinend, immer inniger und

gemüthvoller zu dem emporgerichtet, was noch über dem Grabe unser Antheil bleibt: welch ein Daseyn hätte er noch ihr und ihren Erwählten zubereitet! Ein Gottesreich der schönsten Menschenblüte!" —

„O ihr, die ihr nicht Zeugen dieser immer fortschreitenden Veredelung waret, nennt, was ich hier niederschrieb, nicht der Schmeichelei nichtiges Weihrauchopfer, nicht inhaltleeren Dichterschmuck! Die Wahrheit bekenne ich, meines Herzens lebendigste Ueberzeugung spreche ich aus. Und ihr, die ihr nahe waret in diesem Streben nach Recht, nach Wahrheit und Licht, die ihr sahet, wie sie strebte, zeihet mich der Lüge, wenn ich zu ihr mich erniedrigte!" — In der Leichenpredigt, die der Prediger Pleißner der Verewigten in der löbichauer Pfarrkirche zu Groß-Stechau gehalten, heißt es:

„Der ihr inwohnende christliche Geist war es, der sie unter ihren Standesgenossen so ungemein auszeichnete, ihr von jedem großen und kleinen Gemeinwesen und Vereine, sie heißen Staat, oder Bürgerschaft, oder Familie, die höhern, edlern Ansichten gab; dieser christliche Geist war es, der ihrem Gemüthe jene Zartheit, ihrem Herzen jene Weisheit und Güte einhauchte, ihrem ganzen Wesen jene Milde und menschenfreundliche

Anmuth verlieh, und diese schöne Eigenthümlichkeit durch einen, auf das Wahre und Gute gerichteten und darin befestigten, regen Willen unterstützte." — Und welche Erscheinungen gingen nun aus dieser Seele hervor, die unter dem Einflusse einer geläuterten Religion stand und von dem herrlichen Geiste des Christenthums bewegt und regiert wird.

Ein anderer Geistlicher, der Superintendent, Dr. Schuderoff, in Ronneburg, unaufgefodert durch irgend einen Beruf, einzig durch seines Herzens Bedürfniß getrieben, sagt von der Verewigten:

„Wir verloren sie, die stets an sich bessernde, fein und zartfühlende, menschliche Verhältnisse richtig würdigende, und selbst bei erfahrenen Kränkungen lieber still leidende, als sie feindselig erwidernde, herrliche Frau, als sie das Gediegene von Ungehaltigem scheiden, und Flitterglanz von reinem Golde hatte sondern lernen. Und was ihren Ruhm vollendet: wir verloren in ihr eine freisinnige, aller Verfinsterung abholde, allen Versuchen, sie in ihren religiösen Ueberzeugungen wankend zu machen, kräftig widerstrebende, gegen Gewissenszwang durch Wort und That kräftig protestirende, alle aufgeklärten Männer wahrhaft und die edlern unter ihnen vorzüglich hochschätzende

und selbst im Auslande das Heil der evangelischen Kirche mit nicht geringen Aufopferungen fördernde Fürstin und Frau." —

Die kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst, deren Ehrenmitglied die Verewigte war, weihete dem Andenken dieser edelsten Tochter ihres Vaterlandes, dessen letzte Herzogin sie gewesen, eine Gedächtnißfeier, bei welcher der Prediger und Professor Cruse eine Vorlesung hielt, aus welcher wir folgende Stelle ausheben.

„Ihr Leben hat dadurch einen hohen, sittlichen Werth, daß es beweiset, woran bei dem gewöhnlichen Treiben der meisten Menschenleben so schwer zu glauben ist, wie es nicht unmöglich sey, sich unter den Begünstigungen des Glückes von den Fehlern frei zu erhalten, welche davon unzertrennlich scheinen: in Ehren zu steigen, ohne die minder Emporgehobenen minder zu achten; in der Fülle der Glücksgüter zu leben, ohne die Güter mehr zu lieben, denn den wohlthuenden, erfreuenden Gebrauch, der sich davon machen läßt; sich von Huldigungen umgeben zu sehen, die auch dem Stolzen schmeichelhaft seyn und den Hochmüthigen befriedigen konnten, ohne zu vergessen, daß solche Huldigungen nur Auffoderungen sind, sich der Huldigung der Würdigen werth zu machen und zu erhalten, und so aus dem, was gemeine

Naturen vergiftet, den Stoff zu eigner Veredelung zu saugen.“ —

In einem Artikel des Conversations-Lexicons schildert der Professor Hasse die Verklärte mit wenigen, aber treffenden Zügen: „Die verwittwete Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Kurland“, heißt es daselbst, „eine der Zierden ihres Geschlechts und Standes, verdient eben so sehr die Achtung ihrer Zeitgenossen wegen ihrer ausgezeichneten, in Leben und Thaten übergegangenen, höhern, geistigen Bildung, als sie sich durch Anmuth, Humanität und Wohlthun in einem sechzigjährigen Leben die Liebe und Verehrung ihrer Umgebungen erworben hat. Ihr öffentliches, von manchem Sturm bewegtes Leben in Mitau und Warschau, wo sie durch die verschlungensten Windungen politischer Verhältnisse großherzig und mild vermittelnd hindurch ging, gehört in die Geschichte Kurlands, dessen Bewohnern der Name ihrer guten, geist- und anmuthvollen — letzten Herzogin unvergeßlich ist.“ —

Zu Paris wurde in der evangelischen Gemeinde vor einer großen Versammlung ihrem Andenken eine würdige kirchliche Todtenfeier gehalten. Der Prediger Göpp, durchdrungen von dem Werthe einer so seltenen Erscheinung hienieden, sprach begeisterte Worte. Seiner Rede

fügte er in dem Abdrucke folgende deutsche Elegie bei:

Wie, wenn ein finstres Gewölk, mit des Himmels Donnern belastet,
Immer drohender sich und schwärzer und tiefer herabsenkt,
Sich kein Lüftchen regt und des Feldes Blume verdorret,
Wie dann zagend der Mensch mit gefaltenen Händen vor Gott steht,
Banger Ahnungen voll, bebend der nahen Gefahr.

Also standen wir, so Tausende flehend um Schonung,
Für ein theueres Haupt, als des Todes Schrecken ihm drohten,
Dorothea, für Dich, die segnend wirkende Fürstin.
Und wir schienen erhört, entfernt das schwarze Verhängniß,
Und schon stiegen des Danks jauchzende Lieder empor.

Aber ein Andres beschloß der Völker und Fürsten Gebieter,
Ach! ein Andres dein Rath, der endlichen Menschen verhüllte.
Sieh, es nahet der Sturm, es heulen die Winde, der Staub fliegt
Thürmend in Säulen empor und mischt mit dem schwarzen Gewölk' sich,
Unter des Donners Geroll schimmert der tödtende Blitz.

Sollen wir murren, wenn nun das Gefürchtete schmerzlich hereinbricht?
Wenn er trifft, wenn er zündet der Blitz, das geliebtere Haupt fällt?
Murren, daß nicht in des Frühlings Hauch, in der Blumen Erwachen,
Nicht im freudigen Leben allein; daß in Wettern der Herr auch,
Daß er im welken Kranz herbstlicher Wandlungen spricht?

Nein, nicht murren wir, Gott, nicht tadeln wir deine Gerichte;
Gut ist, was du verhängst, und Lieb' ist dein heiliges Walten.
Aber wenn von den Kindern die schützende Mutter du abrufst,
Wenn du dem Schwachen den Stab, den Retter dem Sinkenden wegnimmst,
Zürnst du, Vater, wenn dann klagt das verwaisete Herz?

O sie war, du weißt es, war Tausenden Mutter und Stütze;
Die wir beweinen; sie ging ein liebender Engel auf Erden.
Gleich dem erquickenden Thau, der auf düsternde Fluren herabfällt,
Gleich dem lieblichen Tag, wenn er roth in Osten heraufsteigt,
Brachte sie, wo sie erschien, Freuden, Vertrauen und Trost.

Treffend würdigte sie die geselligen Pflichten und Rechte:
Nur was ihr heller Verstand als wahr erkannte, dem Herzen,
Voll des reinsten Gefühls, als menschenbeglückend sich darbot,
Dafür eifert' ihr Geist und nicht für unwürdige Zwecke,
Wie sie listig der Stolz, wie sie die Selbstsucht ersann.

Und in der schwankenden Zeit, wie stand sie gegründet im Glauben;
Jenem, den Christus verlangt, gestützt auf Licht und in Liebe
Thätig! Wie war sie bemüht durch Wort ihn und That zu verbreiten!
Zürnend der frevelnden Hand, die dies köstliche Kleinod dem Menschen
Rauben möchte, dafür Wahn ihm und Irrthum nur beut.

Aber verstummt ist der Mund, der die Wahrheit kräftig bezeugte,
Starr die Hand, die so oft sich und mild zum Wohlthun geöffnet,
Ach! und verloschen das Auge, voll Huld! O weinet, ihr dürft' es,
All' ihr, denen sie hold war, obwohl nicht Thränen sie wecken,
Weint, o weinet ihr Dank! Wer denn verdient ihn, wie sie?

Aber, indem auf den Staub die schmerzliche Thräne herabfällt,
Wendet den trauernden Blick, wohin sie voranging, zum Himmel!
Denket des glänzenden Lohns, zu dem sie hoffend emporsah,
Den sie kämpfend errang; und mildert die rinnende Zähre!
Ach! wir klagen, und sie feiert den schönsten Triumph.

So stehen nun gleichsam um die Urne der Verewigten versammlet die unverwerflichen Zeugen ihres Wandels hienieden: Aber auch fremde Stimmen von keiner nähern Berührung veranlaßt, klingen in jene Feiertöne hinein. Auf dem Sarge der ausgestellten Leiche fand man von unbekannter Hand dieses kleine Gedicht niedergelegt:

Wer hat den schwarzen Sargesgrund
Mit köstlichen Perlen übersä't?

Das sind die Thränen heißen Danks,
Den Augen Geretteter entströmt!
Engel faßten sie auf!

Das neue Lichtgewand, das nun
Den werdenden Engel zieren wird,
Herrlich schmücken sie es!

Im Karlsbade wurde ein Fremder bei dem Anblick der Denkmale, die dort von der Unvergeßlichen sprechen, mächtig ergriffen. Er sang:

Was ist's, das durch die zitternden Espen bebt?
Ist's Geisterlispeln? Heiliger Schauer füllt
Des Wallers Seele; seine Blicke
Sehen den Marmor der Schwesternliebe.

Und um ihn glänzt ein helleres Sphärenlicht,
Und es verkündet! „die du auf Erden suchst,
„Sie ging zu schönern Himmelsfreuden,
„Weilt, wo die Engel des Urlichts wohnen,

„Und bei Luisen, welche der Brennen Land
„Als seines Volkes waltenden Schutzgeist ehrt,
„Weilt Dorothea, Kurlands Huldin,
„Edel und gut, wo sie immer wallte.

„In ihren Locken schimmert ein Diadem,
„Das Engel webten, seine Juwelen sind
„Die Edelthaten, die Ihr folgen,
„Thränen des Danks und der Liebe Thränen.“ —

Hier in des Haines schweigendem Heiligthum
Nennt ihren Namen freundlich der Marmorstein —
Laßt ihn verwittern, ihre Thaten
Werden von Lippe zu Lippe tönen!

So lange Karlsbads Brunnen durch Götterhuld
Ein Heilquell für die leidende Menschheit ist;
So lange heiß sein Sprudel aufbraust,
Kühlend die Borne des Eisens perlen.

Wird, was Sie schuf, ihr lachendes Eden hier
In Segen grünen, wird Dorotheens=Au
Ein Tempel seyn, und frommer Dichter
Heilige Lieder in ihm verhallen.

Endlich hat Neukomm, ein würdiger Schüler Haydn's durch die Musikbegleitung eines, dem Gedächtniß der Verewigten gewidmeten Gedichtes, der Ostermorgen genannt, seine Empfindungen für die verklärte Dorothea in wehmuthvollen Tönen ausgedrückt.

Ihr Grab ist fort und fort bekränzt, und jährlich feiern an dieser heiligen Stätte die löbichauer Unterthanen das Andenken ihrer verewigten Herrin mit Rede und Gesang und mit Gesprächen von ihr. Die jungen Mädchen weihen den Tag ihrer ersten Abendmahlsfeier mit frischer Bekränzung der theuern Gruft ihrer verewigten mütterlichen Freundin, der sie ein veredeltes geistiges Leben verdanken. Sie schmücken die Bäume umher mit Blumengehängen und heiligen dort ihre frommen Gelübde.

In ihrem Vaterlande wird einst ein Marmordenkmal *) der Nachwelt den Namen Dorothea nennen und mit diesem Namen ein Gefolge großer Erinnerungen wecken.

Noch bis heute wird das Grab der verewigten Herzogin Dorothea in dem Haine, der noch zwei andere Todtenhügel beschattet, von Wanderern der Umgegend und selbst von Vorbeireisenden besucht; dieses veranlaßte das Gedicht: „Der Ostermorgen", welches hier in der Beilage seine Stelle finden mag.

*) Dieses, von der kurländischen Ritterschaft ihrer letzten Herzogin gewidmete Denkmal ist für die Hauptkirche in Mitau bestimmt und wird von dem kurländischen Künstler Caunitz in Rom verfertiget.

Der Ostermorgen.

Dem Andenken
der
verstorbenen Herzogin Dorothea gewidmet.

Heilig weht es in den Hainen!
Unser Osterfest erwacht!
Seines Tages Lichterscheinen
Kämpft noch mit dem Geist der Nacht.
Helle Morgensterne stralen
Nieder in das dunkle Leben,
Unsern Sinn aus Pilgerthalen
Zu der Heimath zu erheben.

Bebt's nicht, wie von Weltgewittern,
Durch die weite Stralenflur?
Weihevolle Schauer zittern
Durch die schweigende Natur.
Als noch unser Fest verborgen,
Tief mit Nachtduft lag umschleiert,
Hat den großen Ostermorgen
Schon die Sternenwelt gefeiert.

Morgenwinde wehet milder!
Unser Ostertag begann!
Weht die Auferstehungsbilder,
Weht die Grabesblumen an!
Leise Engelstimmen riefen:
Und aus dunkeln Todesbanden
Sind die Keime, so da schliefen,
Freudig blühend auferstanden.

Auferstehung! Blumen schmücken
Dir zum Tempel ihre Flur;
Auferstehung! Dein Entzücken
Schlägt im Pulse der Natur!
Fern von unsern Todtenmahlen,
Dort, wo tausend, tausend Sonnen
Durch das Weltgewölbe stralen,
Jauchzen Auferstehungswonnen.

Doch der Sehnsucht Thränen fallen,
Wunden Herzen wohlzuthun.
Laßt uns zu den Gräbern wallen,
Wo geliebte Herzen ruhn!
Die da sind im Herrn entschlafen,
O die Todten sind geborgen!
Heilig grüßt den Friedenshafen
Ihrer Ruh' der Ostermorgen.

Weihe sich denn Sinn und Wille!
Fühlt euch, Brüder, fromm und gut!
Seht, wir nah'n uns hier der Stille,
Die um Todtenmahle ruht!
Weg! hinweg mit jedem Bilde
Eiteln Sinns aus diesen Räumen!
Uns umfangen die Gefilde,
Wo die Saaten Gottes keimen.

Eine Morgensonne schauet
Still und mild auf jedes Grab,
Das ein Himmel Nachts bethauet,
Wie Unsterblichkeit, herab.
Denen, die sich müde quälten,
Sind die Gräber roth beschienen,
Wie den Schwachen, die da fehlten:
Gottes Fried' ist auch mit ihnen.

Laßt die Hügel uns umwandern!
Hier ist eine stille Welt;
Keiner dränget hier den Andern;
Friede weiht das Todtenfeld,
Heiligt diese Schlummerstätten,
Daß, wenn Kraft und Freude schwinden,
Stille, kühle Ruhebetten
Müde, matte Pilger finden.

Heller schimmerts in den Lüften
Auf das Todtenfeld herab.
Forschet, suchet bei den Grüften
Jeder das, ihm theure, Grab,
Frische Blumen drauf zu schütten!
Schmückt umher den Raum zum Garten!
Ehret so die letzten Hütten,
Die uns allesammt erwarten.

Säusle du mit weicherm Flügel,
Wie ein Liebeshauch, o Luft,
Ueber diesem jüngsten Hügel
Einer vielbeweinten Gruft!
Hier hat Ruh' ein Herz gefunden,
Ruh' vor schnöder Weltbeschwerde;
O, das Brennen tiefer Wunden,
Kühlt und heilt die frische Erde.

Friede nun der weichen Seele,
Deren Hülle da zerfällt!
Abgethan sind ihre Fehle,
Dieser Reisestaub der Welt.
Von des Lichtreichs hellem Throne
Kam in rauhen Erdenwegen,
Mit dem Ueberwinderlohne,
Gottes Engel ihr entgegen.

Harten Kampf hat sie gestritten —
Ach! wer mag dem Kampf entfliehn? —
Viel getragen, viel gelitten,
Viel Verschuldung hier verziehn!
Friedsam ging ihr frommer Glaube
Zum Gericht der Thatenkrönung;
Viel Versöhnung hier im Staube
Findet dort auch viel Versöhnung.

Erdenfreuden, Erdensorgen
Deckt ein wenig Rasen zu.
Die da schlafen, weckt kein Morgen,
Aus den Tiefen ihrer Ruh.
O! sie ruhn, die stillen Schaaren
Alle, die das Leben trugen!
O! sie ruhn, die mit uns waren,
Deren Herzen für uns schlugen!

Lasset uns den Blick erheben!
Wende sich der Geist nach dort!
Sing' es, Festgesang: Wir leben
In den Engelseelen fort,
Die aus unsern Armen schieden,
Nicht aus unsern Herzen schwanden;
Selbst ihr Sterbliches hienieden
Ist in Blumen auferstanden.

Auferstehn in neuem Boden,
O, wie das die Gruft erhellt!
Troz den tausendfachen Toden
Kennt kein Todtseyn Gottes Welt!
Auferstehn! ja deine Feier
Stralt herüber von den Auen,
Wo erhab'ne Seelen freier
In des Lebens Tiefen schauen.

Fleug auf Schwingen heil'ger Lüfte,
Fleug, begeistert und geweiht,
Um die Sabbathruh der Grüfte,
Hymnus der Unsterblichkeit!
Rüste dich, empor zu schweben!
Droben tönt's in Engelchören:
Alle Seelen werden leben,
Werden Gottes Stimme hören.

Preis und Ehre sey dem Geber
Alles Lebens! Brüder, preist
Ihn, der, troz der Nacht der Gräber,
Licht und Leben uns verheißt!
Sänger, weiht ihm Harfentöne!
Weiht sie zu erhabnen Psalmen!
Singt ihm, wie des Lichtes Söhne
Ihn lobpreisen, unter Palmen!

Auf! Triumphgesang, erschalle!
Ruf' es hin durch Nacht und Grau'n;
Unser Vorbild lebt, und Alle
Werden seinen Himmel schau'n!
Triumphire, Christenglaube!
Alle Seelen sind geborgen!
Allen Pilgern hier im Staube,
Allen stralt ein Ostermorgen!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druckfehler.

Seite 3	Zeile 6	v. u.		st. Redsamkeit l. Regsamkeit
= 4	= 7	v. u.		nach dem Worte Gesinnung statt des , ein .
= 5	= 12	v. o.		st. Bewegung l. Begegnung
= 9	= 9	v. o.		st. ergötzten l. ergänzten
= 41	= 4	v. o.		st. entdeckten l. entdecken
= 64	= 1	v. u.		st. Gewalt l. Gestalt
= 65	= 4	v. u.		st. beliebt l. geliebt
= 75	= 8	v. o.		st. versammelten l. versammelte
= 80	= 15	v. o.		st. freundschaftliche l. freundliche
= 125	= 16	v. o.		st. seinen l. seine
= 127	= 1	v. u.		st. einfach l. einfache
= 134	= 4	v. u.		st. regnand l. *regnant*
= 170	= 11	v. u.		st. brachte l. brachten
= 173	= 1	v. u.		st. Verhältniß l. Verhängniß
= 193	= 7	v. u.		st. bewiesen l. beweisen
= 194	= 9	v. o.		st. wurden l. wurde
= 198	= 9	v. o.		bei dem Worte wie ist das Wort sie hinzuzusetzen
= 204	= 8	v. u.		st. sagte l. sagt
= 214	= 4	v. o.		hinter nicht ist zu setzen umsonst
= 219	= 5	v. o.		st. erschein l. erschien
= 224	= 11	v. u.		statt blühenden lies glühenden Wangen
= 271	= 4	v. u.		st. Laubengangs l. Laubengange
= 279	= 9	v. o.		st. keinen l. kleinen
= 288	= 4	v. o.		st. des , nach dem Worte Heidelberg ein ;
= 318	= 1	v. o.		st. besuchten l. Besuchten
= 324	= 2	v. u.		st. höchste l. schöne
= 331	= 2	v. u.		st. iese l. diese
= 340	= 10	v. u.		st. Freundlichkeit l. Freudigkeit
= 341	= 1	v. o.		nach dem Worte treffender ein : ferner ist in derselben Zeile nach dem Worte Erhebung das , zu streichen

Seite	348	Zeile 7	v. o.	st. berechtigt	l.	berechnet
=	351	= 4	v. o.	st. Menschen rechte	l.	Menschenrechte
=	—	= 8	v. u.	st. Gottergebene	l.	Gottgegebene
=	370	= 10	v. o.	st. waren	l.	war
=	372	= 4	v. u.	st. weichende	l.	weihende
=	373	= 7	v. o.	st. jener	l.	jeder
=	376	= 12	v. o.	st. Verhältniß	l.	Verhängniß
=	—	= 15	v. o.	st. Nam	l.	Nah'n
=	378	= 13	v. u.	st. hatte	l.	hatten
=	383	= 7	v. u.	st. Zärtlichkeit	l.	Zierlichkeit
=	388	= 6	v. o.	st. ihr	l.	ihn
=	394	= 1	v. o.	st. hatte	l.	hat
=	—	= 9	v. o.	st. tönte	l.	tönt

Der Verleger dieser Schrift empfiehlt den Lesern derselben auch folgende in seinem Verlage erschienene Schriften, die durch alle Buchhandlungen zu den beigesetzten Preisen zu beziehen sind.

Alfieri (Vittorio), Denkwürdigkeiten seines Lebens. Von ihm selbst geschrieben. Nach dem italienischen Originale deutsch herausgegeben von Ludw. Hain. 2 Theile. 8. 3 Thlr.

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. Erster bis vierter Band. 8. 10 Thlr. 4 Gr.

Briefe von Joseph dem Zweiten, als characteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers. (Bisher ungedruckt.) Zweite mit einer Einleitung: „Beiträge zur Würdigung Kaiser Joseph II." vermehrte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Briefe, Charactere und Gedanken des Prinzen Carl von Ligne; in französischer Sprache herausgegeben von der Frau Baronin von Stael-Holstein, und deutsch von J. C. W. Spazier, geb. Mayer. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Casanoviana oder Auswahl aus Casanova's de Seingalt vollständigen Memoiren. Erstes Bändchen; enthaltend: I. Casanova's Flucht aus den Bleikammern zu Venedig; II. sein Duell mit Branicki in Warschau; III. sein Besuch bei Haller und Voltaire. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Friedländer (Dr. Hermann), Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren von 1815 und 1816. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Gellert (Christian Fürchtegott), Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhange, enthaltend: 1) Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürsten (Sr. Majestät dem jetzigen König) in Leipzig. 2) Ein Gedicht Gellert's an den Churfürsten (Se. Majestät den jetzigen König). 3) Ein Brief Rabener's an Gellert, und dessen Antwort. 4) Das Gespräch Gellert's mit dem König Friedrich II. 5) Ein Brief Gellert's an Cramer. Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen herausgegeben von Friedrich Adolf Ebert. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Körte (Wilhelm), das Leben L. N. M. Carnot's. Aus den besten gedruckten, so wie aus handschriftlichen Nachrichten dargestellt. Mit einem Anhange, enthaltend die ungedruckten Poesien Carnot's. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Kotzebue's, August von, Leben. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt. (Von Dr. Fr. Cramer.) 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Morgan (der Lady) Reisen. I. Frankreich. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

— — II. Italien. 4 Theile. 8. 8 Thlr. 16 Gr.

Nettelbeck, Joachim, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von J. Ch. L. Haken. 3 Theile. 8. 3 Thlr.

Scheffner, Johann George, mein Leben, wie ich es selbst geschrieben. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Schindel (August von), die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. In 2 Bänden. Erster Band: A—L. 8. 2 Thlr.

Schopenhauer (Johanna), Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Reise durch England und Schottland. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. 4 Thlr.

Stael (Frau von), Zehn Jahre meiner Verbannung. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tiedge, Christoph August,

Anna Charlotta Dorothea, letzte Herzogin von Kurland

Leipzig 1823

Biogr. 309 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10062824-1